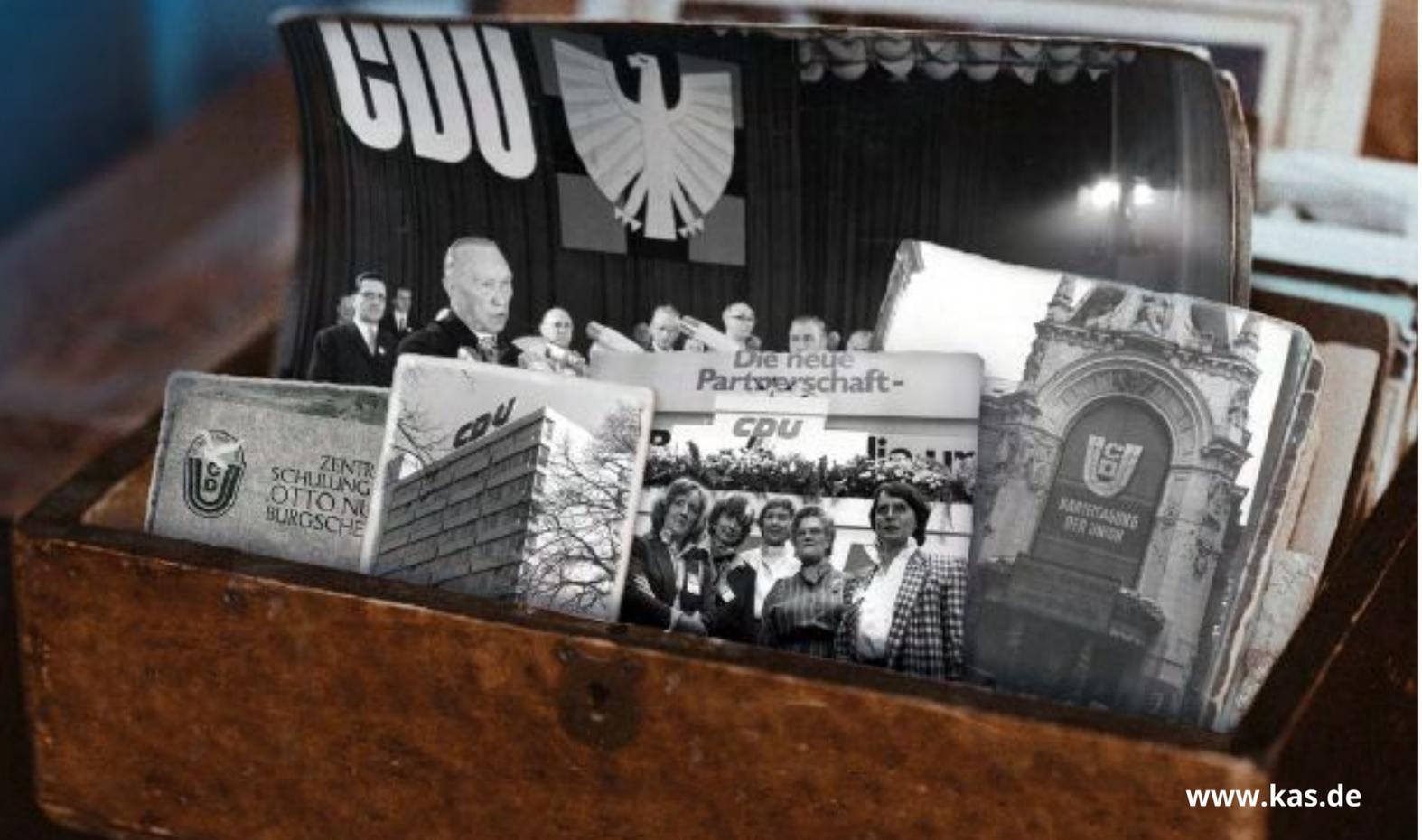


Erinnerungsorte der Christlichen Demokratie in Deutschland

Michael Borchard/Judith Michel (Hg.)





- 1. Soest, Hotel Overweg**
Verabschiedung des Soester Programms als Grundlage für die Gründung der Zentrumsparlei am **28.10.1870**
- 2. Essen, Saalbau**
Aufruf Adam Stegerwalds zur Gründung einer überkonfessionellen christlichen Volkspartei auf dem 10. Kongress der Christlichen Gewerkschaften vom **20. bis 23.11.1920**
- 3. München, Königsplatz**
Konrad Adenauers Aufruf zur Demokratie und zu interkonfessioneller Zusammenarbeit auf dem 62. Deutschen Katholikentag vom **27. bis 30.08.1922**
- 4. Berlin, Zellengefängnis Lehrter Straße**
Inhaftierung von im Widerstand tätigen späteren CDU-Gründern nach dem **20.07.1944**
- 5. Berlin, Theater am Schiffbauerdamm**
Gründungsversammlung der CDU in Berlin am **22.07.1945**
- 6. Königstein im Taunus, Kurhaus**
Treffen von Vertretern der Jungen Union aus allen vier Besatzungszonen vom **17. bis 21.01.1947**
- 7. Ahlen, Kloster St. Michael**
Verabschiedung des Ahleener Programms als Kompromiss zwischen Kapitalismus und Sozialismus am **03.02.1947**

- 8. Luxemburg, Rathaus**
Tagung der Nouvelles Equipes Internationales unter erstmaliger deutscher Beteiligung vom **30.01. bis 01.02.1948**
- 9. Düsseldorf, Ständehaus**
Verabschiedung der Düsseldorfer Leitsätze als Plädoyer für die Soziale Marktwirtschaft am **15.07.1949**
- 10. Bad Honnef-Rhöndorf, Adenauerhaus**
Konrad Adenauers Wohnhaus
- 11. Goslar, Odeon-Theater**
Der erste Bundesparteitag der CDU vom **20. bis 22.10.1950**
- 12. Siegen, Apollo-Theater**
Gründung des Evangelischen Arbeitskreises der CDU vom **14. bis 16.03.1952**
- 13. Erfurt, Landgericht**
Erster Erfurter Schauprozess gegen mehrere CDU-Mitglieder am **19./20.12.1952**
- 14. Paris, Quai d'Orsay**
Unterzeichnung der Pariser Verträge durch die USA, das Vereinigte Königreich, Frankreich und die Bundesrepublik Deutschland am **23.10.1954**
- 15. Wesseling, Schloss Eichholz**
Eröffnung von Schloss Eichholz als Bildungsstätte der Gesellschaft für christlich-demokratische Bildungsarbeit e. V. am **12.04.1957**

- 16. Burgscheidungen, Schloss Burgscheidungen**
Zentrale Schulungsstätte der CDU der DDR
- 17. Bonn, Konrad-Adenauer-Haus**
Einweihung der neuen CDU-Bundesgeschäftsstelle am **27.01.1973**
- 18. Kreuth, Wildbad Kreuth**
Beschluss der CSU-Landesgruppe zur Beendigung der Fraktionsgemeinschaft mit der CDU im Deutschen Bundestag vom **19.11.1976**
- 19. Ludwigshafen, Friedrich-Ebert-Halle**
Verabschiedung des ersten Grundsatprogramms der CDU auf dem 26. Bundesparteitag vom **23. bis 25.10.1978**
- 20. Essen, Grugahalle**
Verabschiedung der Leitsätze für eine neue Partnerschaft zwischen Mann und Frau auf dem 33. Bundesparteitag vom **20. bis 22.03.1985**
- 21. Weimar, Redaktion von Glaube und Heimat**
Der Brief aus Weimar von vier CDU-Mitgliedern an die Parteileitung in Ost-Berlin am **10.09.1989**
- 22. Hamburg, Congress Centrum Hamburg**
Vereinigungsparteitag der CDU am **01./02.10.1990**

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22



Erinnerungsorte der Christlichen Demokratie in Deutschland

Michael Borchard/Judith Michel (Hg.)
unter Mitarbeit von Marie-Lisa Noltenius

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
----------------	----------

Einleitung	6
-------------------	----------

Soest, Hotel Overweg <i>Christopher Beckmann</i> Vom politischen Katholizismus zur überkonfessionellen christlichen Volkspartei	10
---	-----------

Essen, Saalbau <i>Egbert Biermann</i> Adam Stegerwald und die Idee einer überkonfessionellen christlichen Volkspartei	18
---	-----------

München, Königsplatz <i>Rita Anna Tüpper</i> Der junge Konrad Adenauer rebelliert für die Demokratie und gegen die Geistlichkeit	26
--	-----------

Berlin, Zellengefängnis Lehrter Straße <i>Judith Michel</i> Widerstand gegen den Nationalsozialismus als Wurzel der Christlich Demokratischen Union	36
---	-----------

Berlin, Theater am Schiffbauerdamm <i>Ralf Thomas Baus</i> „Trümmerhaufen sittlicher und materieller Werte“ – Die Gründungsversammlung der CDU in Berlin	44
--	-----------

Königstein im Taunus, Kurhaus <i>Christopher Beckmann</i> Von der jungen Partei zur „Partei der Jugend“	52
--	-----------

Ahlen, Kloster St. Michael <i>Markus Lingen</i> Auf der Suche nach einem Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus	60
--	-----------

Luxemburg, Rathaus <i>Kordula Kühlem</i> Aufbruch nach Europa der deutschen Christlichen Demokraten	66
---	-----------

Düsseldorf, Ständehaus <i>Wolfgang Tischner</i> Plädoyer für die Soziale Marktwirtschaft – Die wirtschaftspolitischen Leitsätze der Arbeitsgemeinschaft der CDU	74
--	-----------

Bad Honnef-Rhöndorf, Adenauerhaus <i>Melanie Eckert</i> Von der privaten Zuflucht zum christdemokratischen und bundespolitischen Erinnerungsort	82
---	-----------

Goslar, Odeon-Theater <i>Andreas Grau</i> Der erste Bundesparteitag der CDU	90
--	-----------

Siegen, Apollo-Theater <i>Jan Philipp Wölbern</i> Die Gründung des Evangelischen Arbeitskreises (EAK) der CDU	96
---	-----------

Erfurt, Landgericht <i>Oliver Salten</i> Verfolgung und Inhaftierung von Christlichen Demokraten in der SBZ/DDR	102
---	------------

Paris, Quai d’Orsay <i>Judith Michel</i> Westbindung als Grundsatz christlich-demokratischer Außenpolitik	108
---	------------

Wesseling, Schloss Eichholz <i>Angela Keller-Kühne</i> Die Konrad-Adenauer-Stiftung als CDU-nahe politische Stiftung	116
--	------------

Burgscheidungen, Schloss Burgscheidungen <i>Oliver Salten</i> Die Gleichschaltung der CDU in der SBZ/DDR	124
---	------------

Bonn, Konrad-Adenauer-Haus <i>Konrad Kühne</i> Die CDU-Bundesgeschäftsstelle und die Modernisierung der Parteiorganisation	130
--	------------

Kreuth, Wildbad Kreuth <i>Martin Falbisoner</i> Die Fraktionsgemeinschaft von CDU und CSU im Deutschen Bundestag und der Trennungsbeschluss vom November 1976	138
--	------------

Ludwigshafen, Friedrich-Ebert-Halle <i>Kathrin Zehender</i> Freiheit – Solidarität – Gerechtigkeit: Die Verabschiedung des ersten Grundsatzprogramms ..	144
---	------------

Essen, Grugahalle <i>Denise Lindsay</i> Die Frauenpolitik der CDU	152
--	------------

Weimar, Redaktion von Glaube und Heimat <i>Manfred Agethen</i> Der Brief aus Weimar und der Brief aus Neuenhagen – zum demokratischen Erneuerungsprozess in der CDU der DDR 1988/89	160
--	------------

Hamburg, Congress Centrum Hamburg <i>David Maaß</i> Die Wiedervereinigung der CDU	168
--	------------

Abkürzungsverzeichnis	176
------------------------------	------------

Personenverzeichnis	178
----------------------------	------------

Vorwort

des Generalsekretärs der CDU Deutschlands,

Paul Ziemiak MdB

CDU

Dieses Buch stellt Erinnerungsorte der Christlichen Demokratie vor. Es sind Orte, die uns Christdemokraten etwas bedeuten; zugleich sind es Orte, denen wir selbst Bedeutung verliehen haben. Wer die Texte liest, begibt sich auf eine Reise, auch eine durch die Zeit, und betritt ein Hotel oder einen Platz, alte Schlösser, kleine Häuser und große Hallen. Und er begegnet dort immer wieder Christdemokraten.

Für mich persönlich ist auch das Bonner Haus der Geschichte ein solcher Ort. Wir verdanken dieses großartige Museum Helmut Kohl. Bereits in seiner ersten Regierungserklärung als Bundeskanzler am 13. Oktober 1982 wirbt er für „eine Sammlung zur deutschen Geschichte seit 1945“. Der Historiker denkt dabei vor allem an die junge Generation. „Wir mussten unsere Kinder und Enkel mit den Wurzeln der Bundesrepublik und mit ihrer Entwicklung vertraut machen“, notiert er rückblickend in seinen Memoiren.

Doch der Weg dorthin ist ein weiter, ein langer. Der Spatenstich für das Haus der Geschichte erfolgt erst 51 Tage vor dem Fall der Berliner Mauer. Als schließlich am 17. Oktober 1989 der Grundstein gelegt wird, geschieht in Ost-Berlin eine Weltsensation: Staatschef Erich Honecker wird gestürzt. Bald darauf ist auch die zweite deutsche Diktatur Geschichte und reif fürs Museum. Nur das Museum, in das sie einziehen wird, steht da noch nicht. Erst 1994 wird das Haus der Geschichte eröffnet.

Die feierliche Ansprache hält der Mann, der diese Idee gegen manche Bedenken unermüdlich verfolgt hat: Helmut Kohl. Heute ist das Haus der Geschichte eines der meistbesuchten Museen im Land; ein gesamtdeutscher Ort, der lebendig Geschichte vermittelt und damit schafft, was sich der große Christdemokrat Helmut Kohl vorgestellt hat.

In diesem Jahr wird die CDU 75 Jahre alt. Alle Erinnerungsorte der Christlichen Demokratie gleichen Wegmarken: Sie zeigen uns, woher wir als Union kommen und wie wir dorthin gelangt sind, wo wir heute stehen. Und sie sind auch deutsche Wegmarken. Denn die Geschichte der CDU ist eng verbunden mit der Geschichte unseres Lands. Unser Anspruch als CDU darf es jedoch nicht allein sein, historische Orte zu bewahren, die uns etwas bedeuten, und die Erinnerung an sie zu pflegen. Wir müssen stets danach streben, neue Orte der Erinnerung zu erschaffen. Nach unserem Selbstverständnis sind wir die politische Gestaltungskraft Deutschlands. Unser Handeln ist nie Selbstzweck. Vielmehr nehmen wir Veränderungen wahr und Herausforderungen an. Das bedeutet: Wir sind programmatisch auf der Höhe der Zeit und entwerfen eine Perspektive für unser Land. Dies war und das ist unser Erfolgsrezept. Gerade jetzt am Anfang eines neuen Jahrzehnts richten wir als Volkspartei unseren Blick in die Zukunft, auf Deutschland 2030. Wir wollen, dass Deutschland auch am Ende dieses Jahrzehnts ein starkes und lebenswertes Land ist: innovativ und digital, wirtschaftsstarke und klimafreundlich, sicher und sozial. Wenn uns dies gelingt, werden auch neue christlich-demokratische Erinnerungsorte entstehen.

Ich bin der Konrad-Adenauer-Stiftung dankbar für diesen lesenswerten Sammelband. Denn er trägt dazu bei, dass wir uns unserer Geschichte vergewissern und aus dem Erreichten zu neuen Zielen aufbrechen können.

Paul Ziemiak MdB

Einleitung

Michael Borchard/Judith Michel

„Man muß das Gestern kennen, man muß auch an das Gestern denken, wenn man das Morgen wirklich gut und dauerhaft gestalten will.“ Mit diesen Worten wies Bundeskanzler Konrad Adenauer bei einer Feierstunde in der Frankfurter Universität am 30. Juni 1952 nicht nur auf die Bedeutung historischen Wissens für die Gestaltung der Zukunft hin – er maß auch der Erinnerung an historische Ereignisse eine wichtige Rolle bei. Der vorliegende Band soll für die Christliche Demokratie beides leisten: Ausgehend von der Darstellung zentraler historischer Orte und Ereignisse der Christlichen Demokratie in Deutschland wird deren Rolle im kollektiven Gedächtnis der Partei untersucht.

Das Konzept der Erinnerungsorte in der Geschichts- und Kulturwissenschaft

Die Beschäftigung mit der historischen Erinnerung hat in den letzten Jahrzehnten einen Boom erfahren. Ausdruck dieses Booms und zugleich maßgeblicher Katalysator war in den 1980er Jahren die Forschung des französischen Historikers Pierre Nora, der mit seinem Konzept der „lieux de mémoire“ (Erinnerungsorte) die „Geschichte zweiten Grads“ in den Blick nimmt. Als Erinnerungsort versteht Nora dabei symbolische Repräsentationen, die tatsächliche Orte, aber auch Personen, Institutionen, Ideen und Texte umfassen können und für kollektive Gedächtnis- und Identitätsdiskurse bestimmter Gruppen bedeutsam sind. In sieben umfangreichen Bänden versucht Nora so, die Erinnerung Frankreichs zu inventarisieren und gleichzeitig zu konservieren. Sein Projekt verfolgt damit eine für Frankreich sinnstiftende Wirkung, unternimmt aber zugleich eine kritisch-reflexive Historisierung nationaler Traditionen.

Noras Konzept wurde vielfach adaptiert. Es wurden lokale, regionale, binationale, transnationale und ideengeschichtliche Erinnerungsorte untersucht, wie beispielsweise europäische, koloniale und ökologische Erinnerungsorte, Erinnerungsorte der Antike, der extremen Rechten, der DDR oder der deutschen Sozialdemokratie. Das Konzept wurde dabei stetig weiterentwickelt bzw. verändert.

Bedeutsam sind unter anderem die von Etienne François und Hagen Schulze herausgegebenen deutschen Erinnerungsorte. Anders als die französischen „lieux de mémoire“ umfassen diese auch problematische Orte wie Auschwitz oder die Berliner Mauer, sodass bei den deutschen Erinnerungsorten weniger die nationale Selbstvergewisserung an erster Stelle steht. Nach François und Schulze sind Erinnerungsorte langlebige Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität, die in gesellschaftliche, kulturelle und politische Beziehungsgefüge eingebettet sind. Erinnerungsorte sind zudem über die Zeit wandelbar: So sind die Vergangenheitsbilder das Ergebnis langwieriger gesellschaftlicher bzw. gruppenspezifischer Aushandlungsprozesse und enthalten stets gegenwartsbezogene Analysen der Vergangenheit. Erinnerungsorte können je nach zeitlicher und gruppenspezifischer Perspektive lebendig oder verschüttet, erwartet oder unerwartet sein. Diese Mischung macht das Konzept so wertvoll für die Geschichtswissenschaften.

In ihren Erinnerungsorten stellen Nora, François und Schulze mit der Geschichtsschreibung zweiten Grads nicht mehr die Ereignisse selbst, sondern die Erinnerungskonstruktion in der Zeit in den Mittelpunkt der Untersuchung. Die Herausgeber der deutsch-polnischen Erinnerungsorte Hans Henning Hahn, Robert Traba und Peter Oliver Loew heben hingegen hervor, die Geschichte zweiten Grads müsse auch immer

an die Geschichte ersten Grads zurückgebunden werden. Ohne Erschließung des realhistorischen Kontexts könne es keine erinnerungspolitische Interpretation geben.

Stefan Berger und Joana Seiffert kritisieren in ihren theoretischen Reflexionen über Noras Konzept, dass dieses die Erinnerungsorte weitgehend unverbunden nebeneinanderstehen lässt. Sie plädieren hingegen für die Idee der Erinnerungsräume, indem Erinnerungsorte in Beziehung zueinander gesetzt werden. Um der sich im zeitlichen Verlauf ständig ändernden Erinnerung Rechnung zu tragen, schlagen sie gar vor, statt von Erinnerungsorten von „Zeit-Räumen“ zu sprechen.

Die Konzeption dieses Bandes

Die Erinnerungsorte der Christlichen Demokratie in Deutschland sollen einerseits der wissenschaftlichen Reflexion dienen, bieten der CDU aber anlässlich ihres 75. Jubiläums auch historische Orientierungspunkte. Anders als in Noras Konzept gehen die Beiträge zunächst vom topografischen Ort aus, der jedoch immer – ganz im Sinne Noras – auch mit symbolischen Bedeutungen verknüpft ist. Hierbei stellte sich heraus, dass manche Orte schlicht aus zufälligen oder pragmatischen Gründen zum Erinnerungsort für die Partei geworden waren, beispielsweise Königstein als Gründungsort der Jungen Union. Andere Orte hatten hingegen bereits vor dem Ereignis eine symbolische Bedeutung: So war der Gründungsort des Evangelischen Arbeitskreises (EAK) Siegen bekannt als Ort des politischen Protestantismus. Mit Ludwigshafen und Essen wählte man hingegen bewusst Arbeiterhochburgen, um mit der dort 1978 bzw. 1985 diskutierten christlich-demokratischen Programmatik einen Kontrapunkt zu setzen.

Der tatsächliche Ort wird daher in der Regel in diesem Band nur kurz dargestellt. Breiteren Raum nimmt dann die Nachzeichnung des mit diesem Ort verbundenen historischen Ereignisses ein. Die Kenntnis dieser Geschichte ersten Grads ist Voraussetzung, um dann abschließend die Geschichte zweiten Grads – die Rolle des Ereignisses im kollektiven Gedächtnis der Partei – darzulegen. Bilder zu den tatsächlichen Orten, aber auch von historischen Darstellungen der Ereignisse und der damit verbundenen Personen runden die Beiträge ab, wobei es besonders die älteren Erinnerungsorte betreffend mitunter schwierig war, passendes Bildmaterial zu finden.

Bei der Auswahl wurde versucht, Orte mit einer starken symbolischen Bedeutung für die Geschichte und das kollektive Gedächtnis der Partei zu identifizieren. Neben bis heute bekannten Orten wie Wildbad Kreuth als Symbol für die mitunter spannungsgeladene Fraktionsgemeinschaft von CDU und CSU im Deutschen Bundestag und für den Trennungsbeschluss vom November 1976 werden auch bereits in Vergessenheit geratene oder weitgehend unbekannte Orte wie Siegen als Ort der Gründung des EAK in den Blick genommen, die für Wegmarken und Wendepunkte in der Geschichte der CDU stehen. Manche Orte wie Goslar als Gründungsort der Bundespartei spielen nur in der Erinnerung der Partei eine Rolle. Andere Orte wie Rhöndorf als Wohnort des ersten Bundeskanzlers Konrad Adenauer sind längst zum nationalen Erinnerungsort avanciert. Auch problematische Erinnerungsorte wie Burgscheidungen, der für die Gleichschaltung der CDU der DDR steht, finden Berücksichtigung.

Wie in allen Publikationen zu Erinnerungsorten sind auch in diesem Band Auslassungen unvermeidlich. Bei der Auswahl von Erinnerungsorten der Programmgeschichte in der unmittelbaren Nachkriegszeit wurden das Theater am Schiffbauerdamm in Berlin, Ahlen und

Düsseldorf, nicht aber das ähnlich wichtige Köln oder Neheim-Hüsten berücksichtigt – die allerdings in den Beiträgen zu Ahlen und Düsseldorf mitbehandelt werden. Mit Königstein und Siegen wurden Erinnerungsorte aufgenommen, die lediglich Junger Union und Evangelischem Arbeitskreis eigen sind. Vereinigungen wie die Frauen-Union oder die Christlich-Demokratische Arbeitnehmerschaft werden jedoch über andere Orte wie Essen abgedeckt, wo sowohl der „Frauenparteitag“ 1985 als auch der Kongress der Christlichen Gewerkschaften 1920 stattgefunden hat. So ist diese Publikation auch nicht als vollständiger, unveränderlicher Kanon christlich-demokratischer Erinnerung zu verstehen. Dies wäre schon allein vor dem Hintergrund irreführend, dass Erinnerung über die Zeit und je nach Gruppenkonstellation wandelbar ist.

Die Beiträge sind chronologisch im Hinblick auf die Anfänge des beschriebenen Ereignisses angeordnet und reichen zurück bis in die Zeit vor den ersten regionalen Gründungen der Partei. Der Band ist jedoch kein Geschichtsbuch, das chronologisch nahtlos die CDU-Geschichte nacherzählen möchte. Es soll vielmehr möglich sein, jeden Erinnerungsort für sich selbst zu lesen.

Darüber hinaus stehen viele der Orte in Beziehung zueinander und lassen sich zu „Erinnerungslandschaften“ verbinden: So können die Erinnerungsorte Soest (Gründung der Zentrumspartei), Essen (1920), München (Katholikentag), das Zellengefängnis Lehrter Straße in Berlin-Moabit (christlich-demokratische Widerstandskämpfer in Gestapo-Haft), das Theater am Schiffbauerdamm und andere zu einer „Erinnerungslandschaft“ zur Idee der Gründung einer überkonfessionellen Volkspartei verknüpft werden. Die Orte Landgericht Erfurt (Verfolgung von CDU-Mitgliedern in der DDR), Burgscheidungen (Schulungsort der Blockpartei CDU), Weimar (Briefe von Weimar und Neuenhagen) und Hamburg (Einigungsparteitag der CDU) bilden eine

„Erinnerungslandschaft“ zur CDU in der DDR und zur deutschen Teilung bzw. Einheit. Anhand der programmatischen Orte Theater am Schiffbauerdamm, Ahlen, Düsseldorf, Ludwigshafen und Essen (1985) lassen sich die Konstanten und Weiterentwicklungen in der CDU-Programmatik und deren Bedeutungen im kollektiven Gedächtnis nachvollziehen. Wie alle Orte letztlich im wörtlichen geografischen Sinne eine Landschaft bilden, zeigt die Karte auf der rechten Umschlagklappe.

Wir danken allen, die ihren Beitrag zum Zustandekommen dieses Buchs geleistet haben. Bei der „Reise“ durch die Orte der Christlichen Demokratie wünschen wir interessante Einblicke und manch neue Erkenntnis.

Literatur

Berger, Stefan/Joana Seiffert (Hg.): Erinnerungsorte: Chancen, Grenzen und Perspektiven eines Erfolgskonzepts in den Kulturwissenschaften. Essen 2014.

François, Étienne/Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte, Gesamtausgabe, 3 Bde. München 2008.

Hahn, Hans Henning (Bde. 1–4), Robert Traba (Bde. 1–5), Peter Oliver Loew (Bd. 5) (Hg.): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte, 5 Bde. Paderborn 2012–2015.

Nora, Pierre (Hg.): Les lieux de mémoire, 7 Bde. Paris 1984–1992.

Siebeck, Cornelia: Erinnerungsorte, *Lieux de Mémoire*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 2. März 2017 (<https://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.784.v1> (Abruf: 29.01.2020)).

Woyke, Meik: „Erinnerungsorte der deutschen Sozialdemokratie“. Konzeption und didaktisches Profil einer Internetpräsentation für die historisch-politische Bildung, in: *Jahrbuch für Politik und Geschichte* 3 (2012), S. 149–169.



Soest
Hotel Overweg

1870

Vom politischen Katholizismus zur überkonfessionellen christlichen Volkspartei

Christopher Beckmann



Es ist sicher eines der bekanntesten unter den frühen Wahlplakaten der CDU, eingesetzt im nordrhein-westfälischen Kommunalwahlkampf 1946: die Darstellung zweier dicht nebeneinander stehender mächtiger Kirchtürme, die als Teil einer katholischen respektive einer evangelischen Kirche zu identifizieren sind. Darunter findet sich der Schriftzug „Die UNION – Die Sammlung aller Christen auf der politischen Ebene“. In der Tat stellten die Unionsparteien unter anderem dadurch, dass sie nach dem Zweiten Weltkrieg erstmals in der deutschen Parteiengeschichte bewusste Christen beider Konfessionen politisch zu vereinen vermochten, ein Novum und einen gewaltigen „Modernisierungsschritt“ (Heinrich Oberreuter) im deutschen Parteiensystem dar. Die Idee existierte schon lange, ihre Verwirklichung war allerdings bis 1933 über Ansätze nicht hinausgekommen.

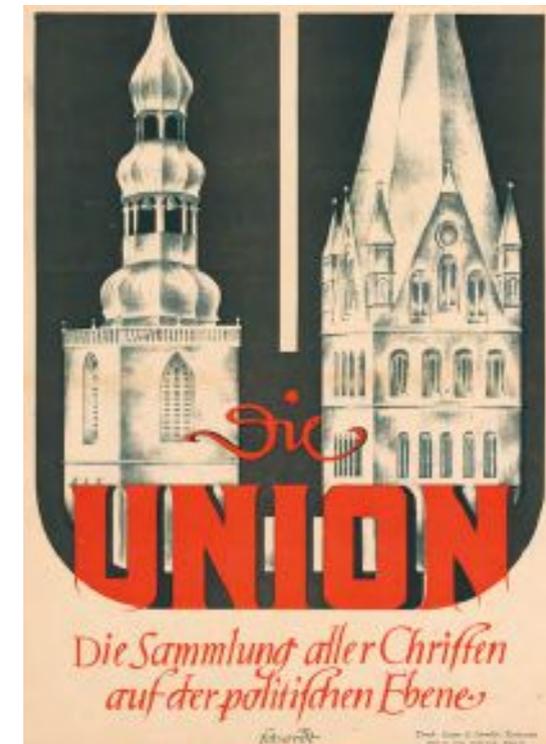
Steinerne Symbole konfessioneller Spaltung

Inwieweit es in Nordrhein-Westfalen bekannt war, sei dahingestellt; außerhalb des jungen Lands dürfte kaum jemand gewusst haben, dass es sich bei dem Bild nicht um eine künstlerische Komposition handelte, sondern dass die abgebildeten Kirchen tatsächlich in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander stehen, nämlich im westfälischen Soest. Es handelt sich einmal um die seit der Reformation evangelische St.-Petri-Kirche, gegründet im Zuge der Sachsenmission Karls des Großen und damit eine der ältesten Kirchengründungen Westfalens; der heutige Bau wurde im Jahr 1150 geweiht. Der zweite Turm gehört zum katholischen St.-Patroklus-Dom, dessen Bau als Stiftung des Kölner Erzbischofs begonnen wurde, um

die 954 nach Soest gelangten Gebeine des Hl. Patroklus' zu beherbergen. Geweiht wurde die Stiftskirche, die als Inbegriff der Romanik in Westfalen gilt, vermutlich im Jahr 1118.

Soest, die „Ehrenreiche“, war im Mittelalter eine der bedeutendsten Hansestädte Europas, gelegen am Westfälischen Hellweg, der alten, von Duisburg aus nach Osten führenden Handelsstraße, die in den Jakobsweg mündete und damit auch Teil einer der bedeutendsten europäischen Pilgerstraßen war. Dass das Bild der beiden größten und bedeutendsten Soester Kirchen gewählt wurde, um die künftige politische Zusammenarbeit der Konfessionen zu symbolisieren, passt durchaus zur Stadtgeschichte, die stark von den Wirren der Reformations- und Gegenreformationszeit geprägt ist. 1531 hielt in Soest, das sich in

Plakat zur Kommunalwahl in Nordrhein-Westfalen 1946.



**Die erste Soester
Konferenz fand im
Hotel Overweg statt.**



12

der „Soester Fehde“ (1444–1449) bereits erfolgreich gegen den weltlichen Machtanspruch des Kölner Erzbischofs durchgesetzt hatte, die Reformation Einzug. Trotz Rekatholisierungsbestrebungen wurden in der Folge die meisten Kirchen protestantisch, dominierte fortan im gesellschaftlichen, geistigen und religiösen sowie im politischen Leben der Stadt die evangelisch-lutherische Konfession.

Wiege des politischen Katholizismus

Paradoxerweise wurde Soest dennoch einer der Kulminationspunkte der (katholischen) Konfessionalisierung des deutschen Parteiwesens, indem es bei der Entstehung der Zentrumspartei eine bedeutende Rolle spielte. Die Bildung einer alle sozialen Schichten umfassenden katholischen Partei hatte ihren Ursprung in der existenzbedrohenden Krise, in die

die katholische Kirche mit der Säkularisierung und der Herausbildung der Vormachtstellung des protestantischen Preußens in Deutschland geraten war. Sowohl in der Paulskirchenversammlung 1848/49 als auch im Preußischen Abgeordnetenhaus schlossen sich Mitte des 19. Jahrhunderts die katholischen Abgeordneten zusammen. Ein parteipolitisches Programm wurde indes (noch) nicht entwickelt, die Zusammenschlüsse waren eher lose und nicht institutionalisiert. Im Vordergrund standen Forderungen nach gleichen Rechten für beide großen Konfessionen und freier Entfaltung der katholischen Kirche in Deutschland.

Ab Mitte der 1860er Jahre verstärkten sich gerade in Westfalen Bestrebungen zur Schaffung einer dauerhaften parlamentarischen Vertretung. Von 1864 bis 1866 diskutierten auf den „Soester Konferenzen“ – die erste fand am 10. Januar 1864 im Gasthof Overweg statt – Geistliche, Parlamentsabgeordnete und

katholische Honoratioren über die „Behandlung der politischen und sozialen Tagesfragen auf positiv christlicher Grundlage“ (Karl Bachem). Den entscheidenden Anstoß erhielten die Bestrebungen zur Schaffung einer parlamentarischen Vertretung des katholischen Volksteils durch den Ausgang des preußisch-österreichischen Kriegs von 1866, der die Katholiken zu einer unterprivilegierten konfessionellen Minderheit im künftigen preußisch dominierten Deutschen Reich machte und eine regelrechte „Weltuntergangsstimmung“ auslöste (Margaret L. Anderson).

Wichtigstes Zeugnis der damit einhergehenden intensiven Programmdiskussionen war das am 28. Oktober 1870 unter der Devise „Für Wahrheit, Recht und Freiheit“ beschlossene „Soester Programm“: Es enthielt in knapper Form zentrale Elemente und Forderungen, die anschließend charakteristisch für die Arbeit des Zentrums waren und zum Teil auch in die spätere Programmatik der CDU/CSU eingingen. Neben der damals aktuellen Verteidigung der Rechte der Kirche und der Forderung nach Gleichberechtigung der Katholiken waren dies die Betonung des Föderalismus und die Ablehnung einer zu starken staatlichen Zentralisierung, Ausgleich der wirtschaftlichen und sozialen Interessen, Fürsorge für die rapide wachsende Industriearbeiterschaft, auch durch eine staatliche Sozialpolitik und die Einführung einer Arbeiterschutzesetzgebung. Man beschränkte sich auf wenige programmatische Grundsätze. „Die politische Praxis war“, wie der Zentrumshistoriker Karl Bachem rückblickend formulierte, „in vollem Umfange freigelassen, praktische politische Arbeit die von selbst sich ergebende Lösung“. Dieser Ansatz setzte sich gewissermaßen in der Frühgeschichte von CDU und CSU fort, als man ebenfalls mehr auf die programmatische Kraft politischer Entscheidungen denn auf theoretische Entwürfe vertraute.

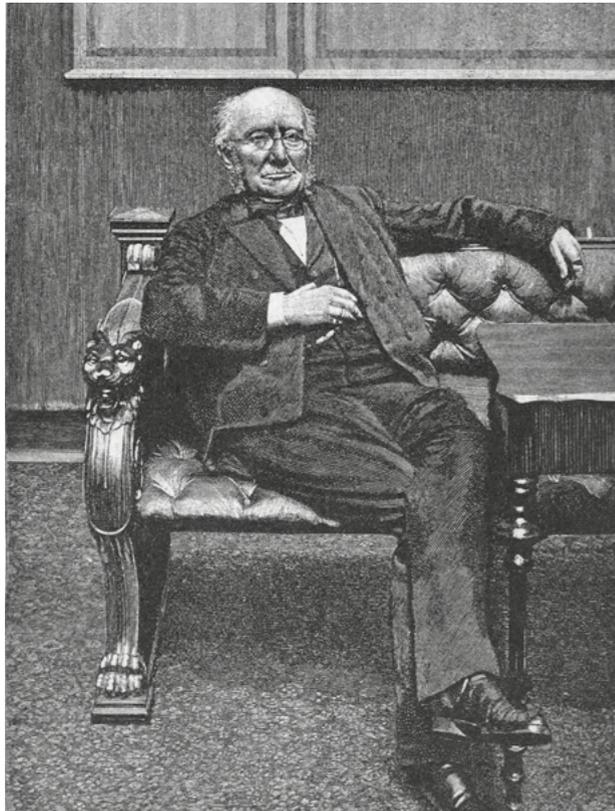
Kurz darauf, am 13. Dezember 1870, trafen sich die katholischen Mitglieder des Preußischen Abgeordnetenhauses. Man beschloss, eine neue Partei mit Namen „Zentrum“ zu gründen und für die bevorstehende erste Reichstagswahl Kandidaten auf der Grundlage der in Soest beschlossenen Grundsätze auszuwählen. Einer dieser Grundsätze, der etwa von Ludwig Windthorst, der überragenden Figur der neuen Partei, immer wieder vertreten wurde, war die Ablehnung einer „Staatsomnipotenz“: Der Staat besitze keine Allzuständigkeit und müsse sich auf die ihm zukommenden Aufgaben beschränken. Nach dem Zweiten Weltkrieg nannte Konrad Adenauer die sich steigernde Tendenz zur „Staatsvergottung“, wie sie sich seit der Reichseinigung 1870/71 in ganz Deutschland verbreitet hätte, und das damit verbundene „Absinken in der Bewertung der Einzelperson“ einen entscheidenden Faktor für den Weg in die Katastrophe des Nationalsozialismus.

Katholische Honoratiorenpartei

Obwohl Programm und Selbstverständnis der neuen Partei theoretisch ein Zusammengehen mit evangelischen Christen nicht ausschlossen, wurde und blieb das Zentrum eine katholische „Weltanschauungs- und Gesinnungspartei“ (Rudolf Morsey). Hierzu trug entscheidend der Kulturkampf bei, in dem Reichskanzler Otto von Bismarck, im Bunde mit liberalen antikirchlichen Kräften, den als „reichsfeindlich“ beziehungsweise rückwärtsgewandt betrachteten Katholizismus mittels zahlreicher Repressionen und Sondergesetze bekämpfte. Dieser staatliche Druck schweißte die katholische Fraktion und ihre Wähler zum „Zentrumsturm“ zusammen und verfestigte zugleich dessen konfessionellen Charakter. Das vielzitierte katholische

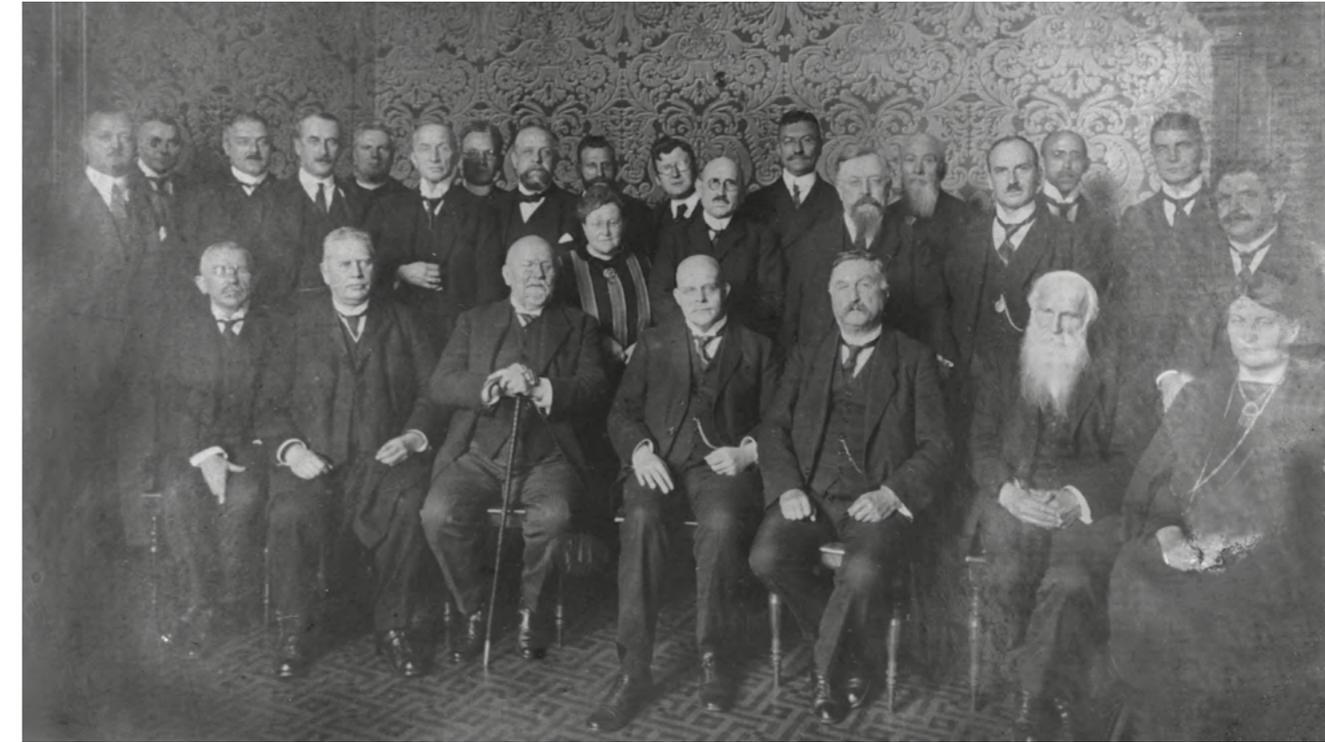
13

Milieu verstetigte sich und dessen Strukturen im Schul-, Vereins- und Wohlfahrtswesen blieben bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wirksam. Allerdings bemühte sich das Zentrum sorgsam darum, den Eindruck einer Fernsteuerung durch den Vatikan zu vermeiden. Auch verstand man sich nicht als regierungs- oder gar reichsfeindliche Oppositionspartei. Nach dem Bruch Bismarcks mit den Liberalen 1878 wuchs das Zentrum auf Reichsebene in eine parlamentarische Schlüsselposition hinein und gewann nach dem Ende des Kulturkampfes zunehmend an Einfluss.



Ludwig Windthorst,
herausragender Repräsentant
der Zentrumsparlei.

Ein organisatorischer Apparat war bis zum Ende des Ersten Weltkriegs indes so gut wie nicht vorhanden. Die Partei bestand aus lokalen, von Honoratioren gebildeten Wahlkomitees, die nur im Vorfeld von Wahlen Aktivitäten entfalteten. Die Organisation der Zentrumsähler erfolgte in den katholischen Verbänden, allen voran durch den 1890 gegründeten Volksverein für das katholische Deutschland. Die eigentliche Leitung der Partei lag bei den Fraktionsführungen im Reichstag und den anderen Parlamenten. Das Fehlen autonomer Parteistrukturen verhinderte nach dem Abflauen der konfessionellen Spannungen eine Verbreiterung der Basis über den katholischen Bevölkerungsteil hinaus.



**Führende Mitglieder
der Zentrumsparlei.**

Obwohl innerhalb der Partei überzeugte Republikaner wie Konrad Adenauer einem nationalen Flügel gegenüberstanden, der der Monarchie nachtrauerte, entwickelt sich das Zentrum zur staatstragenden Kraft der Weimarer Republik, gehörte zwischen 1919 und 1930 allen Koalitionsregierungen an und stellte achtmal den Reichskanzler. Damit einher ging eine allmähliche Professionalisierung der Parteiarbeit durch Ausbau der Organisation. Wenngleich das Regieren angesichts der krisenhaften Entwicklungen der ersten deutschen

Demokratie durchaus auch als Last empfunden wurde, betrachtete man die Übernahme politischer Verantwortung als staatsbürgerliche Pflicht und widerstand der Versuchung, sich angesichts der schwierigen Verhältnisse in die Opposition zurückzuziehen. Auch wurden zu dieser Zeit – unter Berufung auf den Gründervater Ludwig Windthorst – Überlegungen angestellt, die Partei über das katholische Milieu hinaus zu öffnen, die indes an inner- wie außerparteilichen Widerständen scheiterten.

Überkonfessionelle Volkspartei oder Wiedergründung des Zentrums?

Unmittelbar nach Kriegsende kam es bekanntlich zu zahlreichen dezentralen und in der Regel unkoordinierten Gründungen christlich-demokratischer Gruppierungen. Der Name Christlich Demokratische Union setzte sich um die Jahreswende 1945/46 allgemein durch und sollte auch semantisch einen Neuanfang markieren. Initiatoren waren oftmals Funktionäre und Mitglieder der 1933 aufgelösten christlichen Parteien beziehungsweise christlich orientierte Vertreter konservativer und liberaler Kräfte des Weimarer Parteienspektrums. Den zahlenmäßig größten Anteil stellten ehemalige Zentrumsanhänger.

Angesichts der erfolgreichen Entwicklung der CDU/CSU wird häufig übersehen, dass die Schaffung einer interkonfessionellen christlichen Volkspartei keineswegs von Anfang an unumstritten war. Tatsächlich gab es gerade in überwiegend katholischen Gebieten intensive und erfolgreiche Bestrebungen zur Wiedergründung der Zentrumsparterie. Sie erfolgte am 14. Oktober 1945 – wiederum in Soest. Der Ort war bewusst gewählt: Man wollte gleichzeitig mit der Wiedergründung an den 75. Jahrestag des Soester Programms von 1870 erinnern und so Kontinuität demonstrieren. Das Neue Zentrum stellte in den frühen Nachkriegsjahren in Teilen Nordrhein-Westfalens und Niedersachsens eine ernst zu nehmende Konkurrentin der Union dar. Im Landkreis Soest etwa erzielte das Zentrum bei den Kommunalwahlen 1948 26,8 Prozent. Neben alter Anhänglichkeit spielten wahltaktische und systemtheoretische Überlegungen eine Rolle. Man glaubte, eine überkonfessionelle Partei würde chancenlos bleiben, da die Katholiken dem Zentrum die Treue halten und zudem durch die protestantisch-konservativen Kräfte auf einen reaktionären Kurs gedrängt würden. Das

Zentrum hingegen könne, wie der damalige nordrhein-westfälische Ministerpräsident Rudolf Amelunxen im März 1947 erklärte, als „starker Mittelblock“ fungieren und „die Schwankungen des Staatsschiffs ausgleichen“.

Auch für die Befürworter des Unionsgedankens spielten wahlstrategische Überlegungen eine wichtige Rolle. Man war der Überzeugung, dass ein wiedergegründetes Zentrum ein zu geringes Wählerpotenzial haben würde. Demgegenüber würde sich durch eine parteipolitische Zusammenfassung der Konfessionen die Chance ergeben, das Wählerpotenzial der zerfallenen Parteien des Konservatismus und Liberalismus an sich zu ziehen und gegenüber den Linksparteien mehrheitsfähig zu werden. Betont wurde, dass eine überkonfessionelle Partei die Tradition des Zentrums nicht verleugnen, sondern im Gegenteil vollenden würde. Der erste Vorsitzende der CDU Westfalen-Lippe Lambert Lensing erklärte: „Wir bringen mit uns die gute und ehrwürdige Tradition der Väter und lassen hinter uns alle trennenden Gedanken und Überlieferungen aus der Geschichte der Gegensätzlichkeit der Konfessionen.“ Dennoch war auch bei den Unions-Befürwortern die emotionale Bindung an das alte Zentrum – inklusive des Namens – ausgeprägt, fiel der Abschied manchen schwer. Der Herforder Oberbürgermeister Friedrich Holzapfel, der als prominente evangelische Persönlichkeit zur Mitarbeit in der neuen Partei bereit war, formulierte indes – stellvertretend für viele Protestanten – die Bedingung, „dass die zu gründende Partei nicht mehr den Namen Zentrum erhalten dürfe, da eine solche traditionell belastete Bezeichnung den Einbruch in die evangelischen Bevölkerungsschichten verhindern würde“.

Dass sich der Gedanke einer interkonfessionellen „Union“ schließlich durchsetzte, lag neben den veränderten sozialstrukturellen Bedingungen auch an Leh-

ren aus den Erfahrungen der NS-Zeit. Die politische Spaltung der Konfessionen wurde als eine Ursache für den Aufstieg des Nationalsozialismus und die Schwäche der Weimarer Republik betrachtet; zudem hatten während des „Dritten Reichs“ vielfach Protestanten und Katholiken in oppositionellen Zirkeln zusammengearbeitet. Eine Rolle spielte ferner die Erwartung, durch eine parteipolitische Zusammenfassung der Konfessionen das Wählerpotenzial der zerfallenen und diskreditierten Parteien des Konservatismus und des Liberalismus an sich ziehen, damit mehrheitsfähig werden und die Interessen des christlichen Bevölkerungsteils wirksam vertreten zu können. Hinzu kamen die Parteinahme des überwiegenden Teils des katholischen Klerus für die CDU/CSU und das Votum wichtiger Persönlichkeiten, darunter ehemalige Führungsfiguren des Zentrums, für den neuen Weg. Angesichts des eskalierenden Kalten Kriegs gewann außerdem die Idee einer gemeinsamen christlichen Front gegen den atheistischen Kommunismus an Plausibilität. Die Gründung der CDU/CSU ist daher treffend als Ergebnis des Zusammenwirkens der „Kontinuität christlicher Politik und der besonderen Bedingungs-lage Nachkriegsdeutschlands“ bezeichnet worden (Hans-Otto Kleinmann). Die Union erreichte, was dem Zentrum nicht gelungen war: die Verbindung konfessioneller Interessen mit sozialen, liberalen und konservativen Anliegen. Trotz der schmerzhaften Auseinandersetzungen mit dem „Neuen Zentrum“: Die Geschichte der auf Grundlage des am 28. Oktober 1870 in Soest beschlossenen Programms entstandenen Zentrumsparterie war, ist und bleibt einer der wichtigsten Kontinuitäts- und Traditionsstränge der Christlich Demokratischen Union. Damit ist auch Soest als Gründungsort des Zentrums einer der wichtigsten Bezugsorte der deutschen Christlichen Demokratie.

Literatur

Anderson, Margaret L.: Windthorst. Zentrumsolitiker und Gegenspieler Bismarcks (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 14). Düsseldorf 1988.

Hehl, Ulrich von: Die Zentrumsparterie – Ihr Weg vom „Reichsfeind“ zur parlamentarischen Schlüsselstellung in Kaiserreich und Republik. In: Hermann W. von der Dunk/Horst Lademacher (Hg.): Auf dem Weg zum modernen Parteienstaat. Zur Entstehung, Organisation und Struktur politischer Parteien in Deutschland und den Niederlanden. Melsungen 1986, S. 97–120.

Linsenmann, Andreas/Markus Raasch (Hg.): Die Zentrumsparterie im Kaiserreich. Bilanz und Perspektiven. Münster 2015.

Schmidt, Ute: Zentrum oder CDU. Politischer Katholizismus zwischen Tradition und Anpassung (Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin Bd. 51). Opladen 1987.

Essen

Saalbau

1920

Adam Stegerwald und die Idee einer überkonfessionellen christlichen Volkspartei

Egbert Biermann



Vom 20. bis 23. November 1920 fand der 10. Kongress der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands in Essen statt. Adam Stegerwald, Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbunds und der Christlichen Gewerkschaften, skizzierte dort die Idee einer überkonfessionellen christlichen Volkspartei. Er ist damit ein wichtiger Vordenker der Christlich Demokratischen Union, die erst 25 Jahre später gegründet werden konnte.

Der Anlass

Als der 10. Kongress der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands im November 1920 in Essen stattfand, lag der letzte ordentliche Kongress bereits acht Jahre zurück. Der Erste Weltkrieg hatte den Rhythmus außer Kraft gesetzt. Da das Ende des Kriegs aber auch die Staatsform veränderte – die Republik trat an die Stelle

der Monarchie –, ging es erst einmal darum, eine neue Ordnung zu etablieren und die Folgen des Kriegs zu mildern. Hierzu gehörte auch, dass die Gewerkschaften sich zuerst um die dringendsten sozialen Themen der Arbeitswelt kümmerten, bevor sie sich mit ihren inneren Angelegenheiten befassen konnten. Doch in den zwei Jahren von 1918 bis 1920 ereignete sich so viel, dass ein Kongress immer dringlicher wurde. So hatte sich zum Beispiel 1919 der christlich-nationale Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) neu aufgestellt. Seine drei Pfeiler bildeten der Gesamtverband der Christlichen Gewerkschaften, der Gesamtverband deutscher Angestelltengewerkschaften (Gedag) und der Gesamtverband deutscher Beamten-Gewerkschaften. Hier galt es, die Zusammenarbeit zu stärken, vor allem weil sich Abgeordnete dieses gewerkschaftlichen Zusammenschlusses über mehrere Reichstagsfraktionen verteilten, was für die Zusammenarbeit eher anstrengend als fruchtbringend war.

Im Saalbau der Stadt Essen fand der 10. Kongress der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands statt.



Der wichtigere, eher informelle Hintergrund war aber wohl die Debatte in der Zentrumspartei um deren Ausrichtung. Manchem konservativen Protagonisten war sie zu weit nach links gerückt. Diese Konservativen trauerten der Monarchie nach und nahmen eine distanzierte Haltung zur Republik ein. Es ging deshalb darum, einen Kurs der Mitte abzustecken, mit dem Angehörige der beiden christlichen Konfessionen und aller Stände angesprochen werden konnten. Vor diesem Hintergrund fand der 10. Kongress der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands vom 20. bis zum 23. November 1920 in Essen statt.

Stadt und Tagungsort

Essen wurde erst in der Weimarer Zeit zu der Großstadt im Revier. Vor allem durch Eingemeindungen nahm die Einwohnerzahl kräftig zu. Kohle und Stahl sorgten für den nötigen wirtschaftlichen Aufschwung.

Die Menschen im Revier lebten für die Industrie, sie lebten von der Industrie und sie lebten mit der Industrie. Viele von ihnen waren Zugereiste. Der Wirtschaftsboom im Kaiserreich hatte sie ins Ruhrgebiet geführt. Nun galt es, auch in schwieriger Zeit nicht zu verzagen, sondern die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Denn nur mit dieser Haltung war es möglich, das soziale Elend zu überwinden, in das vor allem der Krieg, aber auch die Friedensbedingungen die Bevölkerung gestürzt hatten.

Essen war ein Zentrum der Christlichen Gewerkschaftsbewegung. Für die Christlichen Gewerkschaften war diese Region von großer Bedeutung. Als Geburtsort des Gewerkvereins der Christlichen Bergarbeiter hatte die Stadt eine bedeutende Rolle. Hier hatte August

Brust mit vielen Kollegen 1894 den „Gewerkverein christlicher Bergleute für den Oberbergamtsbezirk Dortmund“ gegründet. Da die Bergmänner gut organisiert waren, spielte die Bergarbeitergewerkschaft eine bedeutende Rolle im Konzert der verschiedenen Organisationen. Innerhalb des Christlichen Gewerkschaftsbunds waren die Bergleute die größte Gruppe.

Essen war mehrmals Schauplatz von Kongressen Christlicher Gewerkschaften. Am gleichen Ort ging es um existenzielle Fragen der zweitgrößten gewerkschaftlichen Bewegung der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer im damaligen Deutschland. Und häufig ging es um eine Zusammenarbeit abhängig Beschäftigter der beiden Konfessionen, sei es die gemeinsame Gewerkschaftsbewegung, sei es die Schaffung einer gemeinsamen Partei. Immerhin hatten die Christlichen Gewerkschaften lange auf die Entscheidung des Papsts warten müssen, ob sich katholische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zusammen mit abhängig Beschäftigten evangelischen Glaubens in unabhängigen Gewerkschaften organisieren durften. Die „Berliner Fraktion“ in der deutschen Bischofskonferenz hatte dies lange abgelehnt und so die Arbeit behindert.

Der Kongress des Jahres 1920 fand im Saalbau der Stadt Essen statt. Dieses Gebäude war von 1901 bis 1904 gebaut worden, von 1864 bis 1901 hatte an gleicher Stelle ein Holzbau gestanden. Der Neubau wurde durch die Architekten Skjöld Neckelmann aus Stuttgart und Carl Nordmann aus Essen gestaltet. Genutzt wurde der Saalbau für Konzerte, Kongresse und Konferenzen. Er gehörte der Stadt Essen und war ein kulturelles Zentrum der damaligen Zeit. Im Zweiten Weltkrieg wurde der Saalbau zerstört und in den 1950er Jahren wieder aufgebaut. Heute können Teile des alten Gebäudes als integrale Bestandteile der im

Jahr 2004 wiedereröffneten, neu gebauten Philharmonie betrachtet werden. Am gleichen Ort steht nun das vierte Gebäude. Als eine der Musik zugewandte Einrichtung blieb die Zwecksetzung des Saalbaus über die mehr als 150 Jahre immer die gleiche: Im Zentrum stand die Darbietung von Musik. Dass dort eine solche langfristig politische Wirkung entfaltende Veranstaltung wie der 10. Kongress der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands stattgefunden hat, wird hingegen nicht berichtet.



Adam Stegerwald 1919.

Der Politiker

Adam Stegerwald zählt zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der Christlichen Gewerkschaften. Er wurde am 14. Dezember 1874 in Greußenheim bei Würzburg geboren und starb am 3. Dezember 1945 in Würzburg.

Geprägt von seiner Herkunft aus einfachen Verhältnissen, seiner Verwurzelung in der katholischen Kirche sowie seiner Ausbildung zum Schreiner führten ihn seine Wanderjahre zur christlichen Gewerkschaftsbewegung. Aufgrund seines Einsatzes für die Bewegung wurde er 1899 zum Vorsitzenden des Christlichen Holzarbeiterverbands gewählt. Im Jahr 1903 wurde er Generalsekretär des Gesamtverbands der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands. Mit seiner Arbeit ebnete er den Weg für den schon erwähnten Deutschen Gewerkschaftsbund von 1919, der 1933 mit dem Austritt des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbands (DHV) organisatorisch zerbrach, was die Christlichen Gewerkschaften aber nach eigenem Bekunden nicht beeinträchtigte. Diese wurden trotz aller Loyalitätsbezeugungen gegenüber dem neuen Staat später dennoch gleichgeschaltet.

Adam Stegerwald war ab 1920 gleichzeitig Vorsitzender des DGB sowie der Christlichen Gewerkschaften. Er wirkte bei vielen Weichenstellungen im Kaiserreich, im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik sowie – nach der Befreiung durch die Alliierten – beim politischen Wiederaufbau in Westdeutschland mit.

Die Rede

Am zweiten Kongresstag, dem 21. November 1920, ging Adam Stegerwald ans Rednerpult. Seine Rede war lang: Im Protokoll füllt sie rund 52 Seiten. In der Erinnerung blieb die Skizze einer neuen Partei. Bis Adam Stegerwald zu dem Punkt kam, der seine Rede historisch bedeutsam machte, streifte er die wichtigen Themen der Zeit, was sich auch im Titel der Rede ausdrückte: *Die christlich-nationale Arbeiterschaft und die Lebensfragen des deutschen Volkes*.

Es ging in seiner Rede um Selbstvergewisserung. Wo steht die Christliche Gewerkschaftsbewegung, wo die Deutsche Zentrumspartei? Die Revolution von 1918 lag noch nicht lange zurück. Die Republik war erste Schritte gegangen. Einige Monate vor der Rede war der Kapp-Putsch abgewehrt worden. Im Zentrum gab es eine intensive Debatte um die Ausrichtung: „Republik oder Monarchie?“, lautete eine der aufgeworfenen Fragen. Der linke und rechte Flügel kämpften um den Einfluss auf die Gesamtpartei. Vertreterinnen und Vertreter der im DGB zusammengeschlossenen Gewerkschaften gehörten mehreren Fraktionen des Reichstags an. Sie verteilten sich im Wesentlichen auf die nationalliberale Deutsche Volkspartei (DVP), die Deutsche Zentrumspartei, die Bayerische Volkspartei (BVP) sowie die Deutschnationale Volkspartei (DNVP). Somit war die Darstellung des Konzepts auf einem Gewerkschaftskongress einleuchtend, denn ein Zusammenschluss bzw. eine Einigung auf eine gemeinsame Partei hätte die Position des DGB gegenüber dem vor allem der Sozialdemokratie nahestehenden Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) gestärkt.

Adam Stegerwald war nicht allein. Der langjährige Reichsarbeitsminister Heinrich Brauns vom Zentrum stand an seiner Seite. Vielleicht war Brauns sogar der

Spiritus Rector der Idee einer überkonfessionellen christlichen Volkspartei. An der Konzeption und Formulierung der Rede wirkten aber wohl auch der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler Theodor Brauer und der Zentrumspolitiker und Gewerkschafter Heinrich Brüning mit.

Es gab eine Sehnsucht nach Erneuerung. Aber auch Befürchtungen spielten eine wichtige Rolle, weshalb das Konzept einer neuen Parteikonstellation entwickelt wurde. Deutlich wird dies am folgenden Zitat aus der Rede: „Die deutsche Politik muß sich im nächsten Jahrzehnt unter allen Umständen von Extremen freihalten. Würden die Extreme von rechts die Herrschaft an sich reißen, so würden wir wahrscheinlich mit dem schärfsten Gegensatz der demokratisch orientierten Länder der Welt zu rechnen haben. Siegen die Extremen von links, so würden uns die unentbehrlichsten Hilfsmittel für unsere Wirtschaft und Ernährung aus den überseeischen Ländern, vor allem aus den Vereinigten Staaten für lange Zeit entzogen bleiben. Haben wir eine starke Volkspartei mit dem beschriebenen Gedankeninhalt, so steht in sicherer Aussicht, daß sich uns auch Verbindungen und Beziehungen sowie politische Unterstützungen wertvollster Art aus den Ländern bieten werden.“

Die Rede wurde an vielen Stellen beklatscht und das Auditorium scheute auch vor „Bravo“-Rufen nicht zurück, wie das Protokoll verzeichnet. Aber diskussionsfreudig waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach der Rede nicht. Einstimmig wurde ein Geschäftsordnungsantrag angenommen, keine Debatte zu der Rede zu führen. Dafür wurde der Beitrag – wie Rudolf Morsey beschreibt – in der Öffentlichkeit und in den Gremien des Zentrums umso intensiver diskutiert. Außerhalb dieser Bezugsräume wurde die Rede verschwiegen. So berichtete der ADGB zwar über den

Kongress, kommentierte aber nur den Vortrag von Theodor Brauer über „Christentum und Sozialismus“ und ließ Stegerwald unerwähnt.

Es stellte sich im Verlauf der Zeit aber auch heraus, dass die Beharrungskräfte im Zentrum stark waren. Ihr Credo wandelte sich von der Ablehnung über die Vertagung in die Verschiebung in kleine Zirkel bis hin zu der Feststellung, was Adam Stegerwald beschrieben habe, sei das Zentrum an sich. Es sei bereits die von ihm geforderte Volkspartei.

Jedoch war auch Adam Stegerwald selbst zu zurückhaltend, um seine Idee zu verwirklichen. Zudem schmälerte seine politische Tätigkeit als preußischer Ministerpräsident seine Möglichkeiten und seine Kraft, auf die Gründung einer neuen Partei der Mitte hinzuwirken. Aber auch die anderen Parteien hatten keine Neigung, in einer neuen Partei aufzugehen. Vielmehr waren die Fliehkräfte stärker als die Anziehungskräfte. So entwickelten sich die Parteien der Mitte immer weiter auseinander, als sich aufeinander zuzubewegen.

Auf dem 11. Kongress der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands vom 17. bis 20. April 1926 in Dortmund führte Adam Stegerwald vor allem äußere Umstände für das Scheitern seines Projekts an, so etwa die wachsende Polarisierung der verschiedenen Parteien, die Vertiefung konfessioneller Gegensätze oder Ereignisse wie die Ruhrbesetzung und die Abtrennung Oberschlesiens. Doch auch bei ihm selbst trat das Interesse an dem Vorhaben immer mehr in den Hintergrund.

Die politische Mitte blieb somit so zersplittert, wie sie es seit der Reichsgründung immer gewesen war, vor allem gespalten in verschiedene protestantisch oder bürgerlich geprägte Parteien auf der einen und das breitgefächerte katholische Zentrum auf der anderen

Seite. Dem Ansturm des Nationalsozialismus hatten weder die liberalen Parteien noch das Zentrum, das doch eigentlich Schlimmeres hatte verhindern wollen, nichts entgegenzusetzen.

Die Erinnerung

Für das, was nach dem Zweiten Weltkrieg geschah, war die Rede von Stegerwald vom November 1920 von großer Bedeutung. Die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus ließen an vielen Orten des befreiten Deutschlands Menschen zusammenkommen, um im Geiste Adam Stegerwalds eine neue Partei aus der Taufe zu heben. Deshalb ging es in den ersten Jahren um praktisches Handeln und weniger um die Erinnerung an diese herausragende Rede.

Zum 30. Jahrestag von Stegerwalds Rede gab es einen großen Kongress der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA). Stegerwald hatte am Ende seiner Rede das Parteikonzept in vier Worten zusammengefasst: deutsch, christlich, demokratisch, sozial. Seine Nachfolger knüpften an diese Charakterisierung 1950 an, drehten die ersten beiden Worte jedoch um und fügten ein fünftes hinten an: christlich, deutsch, demokratisch, sozial, europäisch. Mit diesen wenigen Worten wurde verdeutlicht, was nach Meinung der CDA die Volkspartei CDU ausmacht, woher sie kommt, was sie will und wohin sie strebt. Vor dem Hintergrund der heutigen Debatten fällt auf, dass zwei Begriffe fehlen: weder konservativ noch liberal gehörte zum Wortschatz, mit dem Stegerwald und seine Erben in der CDA ihre Idee einer Volkspartei beschrieben. Aber mehrfach betonten sie, in einer neuen Partei die Mitte der Gesellschaft zusammenführen zu wollen. Die Vertreter der CDA nahmen also nicht die Ränder rechts

und links der Mitte in den Blick. Vielmehr nahmen sie in Kauf, dass es diese Ränder gab. Doch nicht die Ränder sollen die bestimmenden Faktoren sein, an denen sich die Politik ausrichtet. Gleichzeitig skizzierte der Kongress, wohin die christlich-demokratischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer politisch strebten: zur Einheit Deutschlands in einem vereinten Europa mit einer mitbestimmten Wirtschaft und ausreichender sozialer Sicherheit.

Die wissenschaftliche Aufbereitung der Ereignisse vor und nach Stegerwalds Rede hat in den 1960er Jahren Rudolf Morsey begonnen. Seiner umfassenden Arbeit folgten Aufsätze verschiedener Autoren, die das Ereignis, seine Hintergründe und Ergebnisse thematisierten.

Doch würde heute noch jemand Adam Stegerwald oder Heinrich Brauns oder Theodor Brauer oder Heinrich Brüning mit dem Konzept der Volkspartei verbinden? Beginnt für viele nicht erst mit der Befreiung durch die Alliierten die Parteigeschichte der CDU? In der Erinnerungskultur der CDU verblasste die Erinnerung an Essen und die Wurzeln der Volkspartei gerieten immer mehr in Vergessenheit. Die Geschichte der inhaltlichen Entwicklung und Auseinandersetzungen wurde auf Dokumente und Ereignisse nach dem Zweiten Weltkrieg fokussiert.

Die aus den Schwesterparteien CDU und CSU bestehende Union hat keine bruchlose Geschichte. Anders als die Sozialdemokratie geht die CDU auf verschiedene Parteien zurück, die mal miteinander und mal gegeneinander um politische Mehrheiten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik kämpften. Diese Parteien – die DVP, DDP, DNVP, BVP und das Zentrum – sind Vorläufer der heutigen Union. Auch dies dürfte eine Ursache für die gering ausgeprägte

Erinnerungskultur innerhalb der CDU sein. Auch der dreißig Jahre nach der Rede abgehaltene Erinnerungskongress 1950 wurde nicht von der CDU, sondern von der CDA verantwortet.



Adam Stegerwald veröffentlichte das Essener Programm unter dem Titel „Deutsche Lebensfragen“.

Was noch zu sagen bleibt

Geschichte wiederholt sich nicht. Doch vergleicht man Debatten der 1920er Jahre um die Ausrichtung des Zentrums mit aktuellen Diskussionen um die Ausrichtung der CDU, kann man zumindest Ähnlichkeiten feststellen. Anscheinend hallen in heutigen Debatten um die Ausrichtung der CDU die damaligen Diskussionen nach. Obwohl das Zentrum keine Volkspartei im heutigen Sinne war, so ging es einigen wenigen auch damals schon um die Frage, wie konservativ die Partei sein müsse.

Bis 1933 gelang es nicht, eine große überkonfessionelle und alle Bevölkerungsgruppen ansprechende Volkspartei zu bilden, die der heutigen CDU entsprechen hätte. Deutschland musste erst die menschenverachtende Politik des Nationalsozialismus erleben, bevor weitsichtige Frauen und Männer die Ansätze der 1920er Jahre zum Erfolg führten. Mittlerweile kann die CDU auf eine siebzig Jahre währende Geschichte zurückblicken. Stegerwalds Vermächtnis hat sich erfüllt.

Literatur

Forster, Bernhard: Ein christlich-nationaler Politiker zwischen Sammlung und Abgrenzung: Adam Stegerwald und die große Koalition in den Anfangsjahren der Weimarer Republik, in: Historisch-Politische Mitteilungen 10 (2003), S. 43–73 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=91f5667e-f43e-e80e-d80d-79359dd6de83&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

Jones, Larry Eugene: Adam Stegerwald und die Krise des deutschen Parteiensystems. Ein Beitrag zur Deutung des „Essener Programms“ vom November 1920, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 27/1 (1979), S. 1–29.

Morsey, Rudolf: Die Deutsche Zentrumspartei 1917–1923. Düsseldorf 1966.



München

Königsplatz

1922



Der junge Konrad Adenauer rebelliert für die Demokratie und gegen die Geistlichkeit

Rita Anna Tüpper

Konrad Adenauer hielt 1922 als Präsident des Katholikentags in München die Eröffnungs- und Schlussansprache. In Auseinandersetzung mit Kardinal von Faulhaber sprach er sich öffentlichkeitswirksam für die Unterstützung der demokratischen Weimarer Republik durch das Zentrum aus. Der spätere CDU-Parteivorsitzende und Bundeskanzler legte hier als aufstrebender Politiker ein für die Programmatik der Christlichen Demokratie wegweisendes Bekenntnis zur Einheit der Republik auf der Grundlage einer demokratischen Verfassung und zu einer Politik aus christlichem Geist ab – gegen den Widerstand von Teilen der Geistlichkeit und mächtige monarchistische Strömungen des Zeitgeists. „Zum ersten Male hat der Präsident einer Katholikenversammlung sich erlaubt, der höchsten kirchlichen Ortsautorität eine Rüge zu erteilen“, resümierte die Schlesische Zeitung am 10. September 1922 den Münchener Katholikentag.

Ausgangslage

Geplant war dieser Katholikentag – so Hans Rauch, Stadtoberbaurat und Vorsitzender des Zentralkomitees in München, in seiner Anfrage an Adenauer – „nach schwerer Kriegszeit im alten großen Rahmen“ und als Demonstration der Einigkeit der deutschen Katholiken. Erst nach mehrmonatigen Beratungen des Zentralkomitees über die Wahl des Präsidenten war der Name des Oberbürgermeisters von Köln, Konrad Adenauer, als der eines Kompromisskandidaten ins Gespräch gekommen. 1906 war dieser als Dreißigjähriger der katholischen Zentrumspartei beigetreten und seit 1917 als Oberbürgermeister tätig. 1921 war er Präsident des Preußischen Staatsrats und einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden.

Adenauer nahm das Amt des Katholikentagspräsidenten an und begab sich bereits einige Tage vor Beginn der Veranstaltung nach München – ein Ausweis der hohen Bedeutung, die der viel beschäftigte Politiker der Veranstaltung beimaß. Als Adenauer in München auf den 1921 in den Kardinalsstand erhobenen und sieben Jahre älteren Michael von Faulhaber traf, hatte dieser soeben die Höhe seiner geistlichen Laufbahn erreicht: Der Bäckerssohn aus Heidenfeld war 1892 zum Priester geweiht und anschließend in Theologie promoviert und habilitiert worden; auf Vorschlag des bayerischen Kultusministers wurde er Bischof von Speyer und von Prinzregent Ludwig III. 1913 in den Adelsstand erhoben – seiner Anhänglichkeit an die Monarchie war dieser Umstand sicher nicht abträglich.

Im Unterschied zu dem Kaleidoskop heutiger Katholikentage waren diese im 19. und frühen 20. Jahrhundert durchaus gezielt politische Veranstaltungen vor einem religiös definierten Sinnhorizont und Momente politisch-programmatischer Richtungsentscheidungen für das Zentrum, das sich als Honoratiorenpartei auch bei seiner organisatorischen Arbeit katholischer Verbände bediente.

Geplante und ungeplante Symbolik des Königsplatzes

Im Anschluss an die vorhergegangenen Katholikentage 1913 in Metz und – nach kriegsbedingter achtjähriger Unterbrechung – 1921 in Frankfurt am Main stellte Bayern mit dem Königsplatz in München vom 27. bis 30. August 1922 ein repräsentatives Ambiente bereit: Mit Propyläen, Glyptothek und staatlichen Antikensammlungen folgt die Architektur des Platzes dem Stil der klassischen griechischen Baukunst.



62. Katholikentag auf dem Königsplatz in München, August 1922.

Als der bayerische König Ludwig I. (1786–1868) ihn ausbauen ließ, sollte er das Vorbild der Akropolis von Athen aufgreifen und die Anmutung eines Tempelbergs erzeugen. Nach Ludwigs städtebaulichen Maßgaben korrespondierten hier – eingebettet in Grün – tempelartige Bauten der Kultur, Religion, Verwaltung und des Militärs miteinander und fassten eine eigenständige, nicht von Straßenkreuzen durchzogene Fläche ein. Die Ausführung der Gesamtanlage wurde zwischen 1848 (dem Jahr des ersten Katholikentags

in Mainz) und 1862 unter Maximilian II. umgesetzt und im Westen mit der Errichtung der Propyläen vollendet, die u. a. im August 1922 als Rednertribüne genutzt wurden.

Der Bau orientiert sich am Torbau der Athener Akropolis, dem Propylon. Die Propyläen unterstreichen die architektonische Grundidee einer idealistischen Rezeption der griechischen Antike ohne vorrangige Sachzwecke oder simple Herrschaftsinszenierung.

Obwohl das Gebäude auf monarchische Initiative und nicht zuletzt als Ausdruck der Verbundenheit des bayerischen und griechischen Königreichs errichtet wurde, hat es bereits vor Adenauers Apologie der jungen Demokratie einen latenten – vom Erbauer wohl unbeabsichtigten – Bezug zur Demokratie: Die antiken Vorläufer dieser Staatsform sind als eine Errungenschaft griechischer Provenienz mit den von Ludwig I. bewunderten künstlerischen Kulturleistungen der attischen Demokratie nolens volens konnotiert.

Die Propyläen widmen sich zudem ausdrücklich dem griechischen Freiheitskampf zwischen 1821 und 1829, in dessen Folge Ludwigs Sohn Otto von den Großmächten zum griechischen König gemacht wurde; er ist das Thema des Giebelreliefs, Gedenktafeln im Inneren verzeichnen Namen griechischer Freiheitskämpfer; aber gerade *demokratisch* gesinnte Eliten hatten den Kampf um die Unabhängigkeit Griechenlands nach jahrhundertelanger osmanischer Besatzung etwa durch Spenden unterstützt, nicht zuletzt um ihre antimonarchistische Gesinnung kundzutun.

Antidemokratische Stimmung, monarchistische Tradition und separatistische Umtriebe

So sprach Adenauer am 27. und 30. August an einem von einer unfreiwilligen Symbolik der Selbstbestimmung des Demos eingefassten Ort zu den vor allem bayerischen Besuchern des 62. Katholikentags. Diese aber waren im vierten Jahr der Weimarer Republik von einer Woge antidemokratischer Stimmung erfasst und jubelten dem fulminanten Redner Kardinal von Faulhaber zu. Faulhaber habe, so Adenauer im Nachgang,

eine scharfe politische Note in den eigentlich auf Glaubensfragen konzentrierten Katholikentag gebracht. In der Tat hatte dieser nicht nur der Revolution von 1918, sondern auch der neuen und ersten wirksam gewordenen demokratischen Verfassung auf deutschem Boden die Legitimität abgesprochen, die Gründung der Republik zu einer Art von Eidbruch erklärt und einer Restituierung der Monarchie das Wort geredet. Die Predigt vor der Eröffnungsmesse, die Nuntius Eugenio Pacelli (der spätere Papst Pius XII.) zelebrierte, hatte Faulhaber genutzt, um Öl in das Feuer bajuwarischer Emotionen zu gießen, die sich am Verlust der Selbstständigkeit Bayerns entzündeten und in der Demokratie antichristliche Kräfte am Werk sahen. Anders als im damals besetzten Rheinland war in Bayern für viele die Treue zum katholischen Glauben nicht ohne Treue zum König vorstellbar. Von der reichsweiten Zentrums- partei hatte sich die Bayerische Volkspartei bereits im November 1918 aus einem monarchistischen und stark föderalistischen Impuls heraus abgespalten.

Faulhaber vertrat also im Zeitkontext keineswegs eine besonders reaktionäre Position, sondern entsprach der antirevolutionären Tradition einer Kirche, die sich in einem grundsätzlichen Sinne als Bewahrerin verstand. Ein erheblicher Teil des katholischen Klerus fühlte sich dem Bündnis von „Thron und Altar“ nach wie vor verbunden. Dabei hatte der deutsche Katholizismus den Umbruch von 1918/19 und den Abschied von einem Kaiserreich, das Katholiken etwa in öffentlichen Ämtern diskriminierte, im Großen und Ganzen besser verkraftet als die evangelischen Christen. Die Identifikation der Bayern mit dem Deutschen Reich der Jahre 1871 bis 1918 war nicht zuletzt aufgrund der hier unbeliebten kleindeutschen Lösung ohnehin schwach ausgeprägt, sodass das bayerische Selbstgefühl in den 1920er Jahren noch stark von der Verbindung zur Wittelsbacher Königsfamilie genährt wurde;

viele Bayern betrachteten weder das Kaiserreich noch die Republik als ihren Bezugsrahmen.

Die Selbstverständlichkeit der aristokratischen Tradition und der Privilegien der Monarchie des Hauses Wittelsbach zeigten sich 1922 in München sehr konkret in der exklusiven Bestuhlung mit roten Sesseln, auf denen der Präsident Adenauer nichtsahnend Platz genommen hatte und die er nach der an ihn gerichteten Frage, ob er „Hoheit“ sei, wieder verlassen musste. Während Teilen der Bevölkerung in Bayern die Einbindung in die Republik widerstrebte und Wünsche nach einem „Süddeutschen Reich“ (zusammen mit Österreich) laut wurden, litt das Rheinland unter der Besetzung der Siegermächte und fürchtete mehrheitlich um die Einheit der Republik. Bei ihrem Zerfall hätte Frankreich seinen Schuldner verloren; eine endgültige Einverleibung des Rheinlands wäre dann als Reparationsersatz unabwendbar geworden.

Vor diesem Hintergrund waren Adenauers demokratische Apelle auch Dokumente politisch-pragmatischer Klugheit – nicht allein im Hinblick auf eine konstruktive Rheinlandpolitik, sondern auch auf die von ihm nun rhetorisch heftig geforderte Verantwortung für den Bestand der Republik als Ganze.

Die Existenz der Weimarer Republik war nicht nur durch Inflation und antidemokratische Kräfte, sondern vor allem auch durch separatistische Bewegungen gefährdet. Auch im Rheinland hatte sich mit der Christlichen Volkspartei (CVP) eine Gruppierung vom Zentrum abgespalten. Sie strebte eine Rheinische Republik an, beantwortete jedoch die Frage nach den Konditionen eines möglichen Zusammenhalts mit dem Nationalstaat in sich kontrovers. Unabhängigkeitsbestrebungen unterschiedlichster Intensität und föderaler oder separatistischer Ausprägung gab es nach dem Ersten

Weltkrieg zudem in allen Ausrichtungen des politischen Spektrums; potenzierende Wechselwirkungen mit ähnlichen Tendenzen in anderen Teilen des Reichs drohten, den Fortbestand des deutschen Nationalstaats zu unterminieren.

Mehrfach bezog Adenauer in seinen Ansprachen die Einheit der deutschen Katholiken auf die Einheit des nun demokratischen Vaterlands und stellte heraus, wie sehr sich beide wechselseitig bedingten. Dies hinderte ihn jedoch nicht, gemeinsam mit dem Bankier Louis Hagen eine verwaltungstechnische Trennung des Rheinlands von Preußen zu erwägen. Er befürchtete wohl eine „Versackung“, d. h. ein stillschweigendes Sich-selbst-Überlassen des Rheinlands mit der Folge einer Übernahme durch Frankreich. Die getrennte Verwaltung sollte keineswegs eine Vorstufe weiterer Separierungen sein, sondern im Gegenteil als Mittel zur Wahrung der Einheit dienen. So mahnte er die Katholiken in München, sich nicht ihren Gefühlen und ihrer Anhänglichkeit an Vergangenes hinzugeben, sondern den politischen Realitäten ins Auge zu sehen, sie zu akzeptieren und an ihnen mitzuwirken, um nicht einer unheilvollen Entwicklung Vorschub zu leisten. Deren Drahtzieher erblickt er in extremistischen, kommunistischen, Bayern betreffend aber vor allem rechtsgerichteten Kreisen, die die Emotionalität vieler Bayern für ihre destruktiven Zwecke zu nutzen suchten.

Adenauers Reden nehmen in den Passagen zu diesem Thema beschwörenden Charakter an. Wie bitterernst ihm seine Warnungen waren, wird mit der nach Aktenlage sehr wahrscheinlichen Annahme deutlich, dass er im Nachgang des Katholikentags den Heiligen Stuhl über seine Überlegungen und Sorgen informierte, um ein weiteres Auseinanderdriften der deutschen Katholiken zu verhindern und Faulhaber in politischen Fragen zum Schweigen zu bringen.



Kardinal Michael von Faulhaber auf dem 62. Katholikentag in München.

„Alles muß doch neu aufgebaut werden“

Deutlich wird aber in Adenauers Auseinandersetzung mit den brennenden Fragen des Jahrs 1922 nicht nur die Vehemenz des realpolitischen Impulses und die instinktive Antizipation der innenpolitischen Gefahren der kommenden Jahrzehnte; seine ambitionierte programmatische Position zielte darauf, die Politik des Zentrums im Sinne Heinrich Brauns (Reichsarbeitsminister 1920–1928) für evangelische Christen zu öffnen und auf eine bedingte Zusammenarbeit mit sozialdemokratischen Kräften vorzubereiten. Die Schlussansprache war eine direkte, vermutlich sogar vom Prälaten (und sowohl Faulhaber- als auch Adenauer-

Vertrauten) Adolf Donders in geheimen Vorabsprachen leicht abgemilderte Antwort auf Faulhabers Äußerungen und liegt lediglich in mehreren Manuskriptentwürfen vor. Die Eröffnungsansprache des Katholikentagspräsidenten aber folgte einem durchkonzipierten und ausformulierten Manuskript. Inhaltlich zeugte sie von einer großen Empathie mit den hungernden und verzweifelten Menschen vor allem in den Großstädten wenige Jahre nach Kriegsende; Adenauer stellte den Begriff der Barmherzigkeit in den Mittelpunkt und trug so der sozialpolitischen Achillesferse der jungen, unter den Reparationszahlungen des Versailler Vertrags schwer leidenden Republik Rechnung.

Ausführlich und deutlich äußerte er sich zu weltanschaulichen Fragen: „Was wir erleben, ist [...] die Götterdämmerung der materialistischen Weltauffassung“, die in den vorausgegangenen 50 Jahren zu einer Ausbreitung nicht christlicher Grundsätze und zu einem Verlust des Sinns für das Geistige geführt hätte. Diese Entwicklung habe den Krieg erst hervorgebracht und



Konrad Adenauer 1924.

nicht etwa die vielfach behauptete Nichtigkeit christlicher Ideale – im Gegenteil sei der „Zusammenbruch Europas ein nicht zu widerlegender Beweis für die unerschütterliche Richtigkeit christlicher Grundsätze. [...] [A]lles muß doch neu aufgebaut werden“. Bei dieser grundlegenden Aufbauarbeit könne „die Vertretung der katholischen Ideale gar nicht breit und einheitlich genug sein.“ Adenauer empfand eine Gefahr, die „jederzeit für uns vernichtende Situationen schaffen kann“, und sah einen einzigen politisch wirksamen Weg der Rettung: eine breite, zugleich demokratische und (interkonfessionelle) christliche Bewegung, wie sie sich in den Richtlinien der Zentrumspartei von 1922 manifestiert. In ihnen hatten sich u. a. die 1920 bereits in Essen vorgestellten interkonfessionellen Impulse Adam Stegerwalds niedergeschlagen, die im vorliegenden Band von Egbert Biermann erörtert werden.

Drohende Gefahren gebieten die Einheit

In sein *Ceterum censeo* der Aufforderung zum einheitlichen, konstruktiven Mitwirken schloss Adenauer die anderen christlichen Konfessionen ausdrücklich ein und übte Selbstkritik an einer bisher zu starken Fokussierung auf katholische Positionen. Er versuchte damit, auf eine demokratieförderliche, auf Abstimmung und Kompromiss beruhende Arbeits- und Denkweise einzustimmen. Selbst mit einigen Sozialisten sei ein gemeinsames pragmatisches Engagement möglich. Auch sollten die internationalen Beziehungen der Katholiken stärker gepflegt und ausgebaut werden, um auf ein Verhältnis der Völker zueinander einwirken zu können, das christlichen Grundsätzen entspreche.

Diese Grundsätze wie das Gebot aktiver Nächstenliebe müssten, so Adenauer, im Kleinen, „aber auch in öffentlichen Dingen wieder maßgebend werden“.



Der 62. Katholikentag in München.

Er skizzierte ein weit gefasstes christliches Engagement, das die religiöse Überzeugung karitativ und politisch manifestiert. Immer wieder warnte er – auch mit Blick auf die Minderheitenposition der nur etwa ein Drittel der Bevölkerung stellenden Katholiken – vor dem gigantischen Ausmaß der drohenden Gefahren, die interne Abgrenzungsdebatten verböten. Der 1922 historisch bereits entschiedene Antagonismus von Monarchie und Demokratie gefährdete in seinen Augen als Meinungsstreit unter Katholiken die Konzentration auf deren wesentliche Zukunftsaufgabe: die Abwendung sich abzeichnender politischer, ideologischer und humanitärer Katastrophen. So hieß es pointiert in der Schlussansprache: „Ich erblicke in dieser Verschiedenheit [Hinwendung zur Monarchie versus Befürwortung der Demokratie] eine nicht zu

unterschätzende Gefahr für die Aktionsfähigkeit der deutschen Katholiken, für ihre Aktionsfähigkeit, die sie bei der Verteidigung ihrer religiösen Grundsätze jetzt mehr denn je nötig haben werden.“

Adenauer war in München ein „Überzeugungstäter“ in wenig wohlgesonnenem Umfeld, erntete nur spärlichen Beifall und widerstand pressewirksam der monarchistisch-antirepublikanischen Aktion, die den Katholikentag als Auftakt zu Demonstrationen ihrer Stärke instrumentalisieren wollte. Seine konflikträchtigen, aber wegweisenden Reden zeichneten die sozialen, wertkonservativen und konstitutionellen Grundsätze der christlichen Demokratiebewegung vor, wie sie erst nach dem Zweiten Weltkrieg zur Entfaltung kommen sollten.

Selbst demokratisch gesonnene Zeitgenossen beschrieben Adenauers offene Zuspitzung seines Standpunkts gegenüber Faulhaber als eine protokollarische Grenzüberschreitung, denn er hatte (auch laut „B-Version“ seines Redemanuskripts) in seiner Schlussansprache an den Kardinal gewandt gesagt: „Es verrät Mangel an historischem Blick, die heutige Verfassung verantwortlich zu machen für die heutigen Zustände. Es verrät Mangel an historischem Blick, sie verantwortlich zu machen für die Kämpfe, die uns Katholiken bevorstehen.“ Und wäre die Monarchie, so Adenauer weiter, nicht „morsch und lebensschwach gewesen“, so hätte sie den Sturm der Revolution überdauert. Bei diesen Worten habe Faulhaber, so Augenzeugen, die Versammlung abrupt verlassen wollen, fand aber seinen Hut nicht. Durch die Suche nach der Kopfbedeckung entstand eine Verzögerung, die Adenauer clever nutzte: Er bat den Kardinal um den Schlusseggen – eine Bitte, der sich Faulhaber nicht entziehen konnte und die einen offenen Eklat verhinderte. Dennoch nahm die damals skandalöse Behauptung inkompetenter Urteilsbildung gegenüber dem ranghöchsten deutschen Geistlichen des Katholikentags in der Presse der folgenden Wochen breiten Raum ein.

Ambivalenter Erinnerungsort

Wie die programmatischen Linien seiner Rede visionär, so waren Adenauers Warnungen im Hinblick auf die politischen, aber auch ideologisch-ästhetischen Ausformungen des Nationalsozialismus weitsichtig: Nach der Machtergreifung Hitlers wurde München zur „Hauptstadt der Bewegung“ und der Königsplatz (nun „Königlicher Platz“) durch Ehrentempel für die Toten des Hitler-Putschs (1923), Führerbau und Verwaltungs-

bau der NSDAP umgestaltet; sämtliches Grün wurde entfernt und die Fläche mit Granitplatten aus allen Teilen des Reichs gepflastert. Die historischen Bauwerke wurden den wuchtigen, das „Führerprinzip“ monumental demonstrierenden Neubauten untergeordnet und die Blickachse des Platzes um 180 Grad gedreht.

Der Königsplatz in München ist – schon seinem Namen nach – ein ambivalenter Erinnerungsort der Christlichen Demokratie. Die Vergegenwärtigung der Ereignisse des 62. Katholikentags lässt Empathie, Zukunftsorientierung und Zivilcourage als Voraussetzungen erkennen, ein demokratisches Staatswesen zu gestalten und zu bewahren; zugleich steht dieser Ort für seine Bedrohung durch reaktionäre Kräfte. Erst 1987/88 wurde der Platz annähernd in seinen ursprünglichen architektonischen Zustand zurückversetzt. Spät, aber effektiv hat sich damit seine demokratische Prägung durchgesetzt, die symbolisch unterschwellig bereits in der Architektur des 19. Jahrhunderts vorhanden gewesen war, aber erst durch Adenauers Aufrufe manifest wurde.

Heute ist der Königsplatz ein Ort, der an das Ringen um die Demokratie, aber auch an ihre katastrophale Gefährdung erinnert. Adenauer hat die Prinzipien christlicher Politik hier 1922 in demokratischen Grund „eingepflanzt“, die neue Programmatik einer „christlichen Volkspartei“ (Richtlinien der Zentrumsparterie 1922) als Ausweg aus den Dilemmata der Weimarer Republik vorgetragen und ins öffentliche Bewusstsein gehoben. Der Königsplatz symbolisiert daher nichts weniger als die Zukunftsfähigkeit der Christlichen Demokratie, wenn auch als paradoxer und neuralgischer Punkt innerhalb der ersten, besonders verletzlichen Phase ihrer Genese.

Literatur

Lingen, Markus: Heinrich Brauns (1868–1939) – Reichsarbeitsministerium und Sozialpolitik in der Weimarer Republik, in: Historisch-Politische Mitteilungen 19 (2012), S. 77–108 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=d6c79190-b482-bf6d-8149-68cd17f7ddc7&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

Morsey, Rudolf/Konrad Löw/Peter Eisenmann: Konrad Adenauer. Leben und Werk (Zeitfragen 6). 2. Aufl. München 1977.

Richtlinien der Zentrumsparterie von 1922 (https://www.1000dokumente.de/pdf/dok_0005_zen_de.pdf (Abruf: 29.01.2020))

Stehkämper, Hugo: Konrad Adenauer als Katholikentagspräsident 1922 (Adenauer Studien Bd. IV). Hg. von Rudolf Morsey und Konrad Repgen. Mainz 1977.

Tischner, Wolfgang: Nicht nur Ja und Amen. Adenauer und die Kirchen, in: Die Politische Meinung, Sonderausgabe 3 (Juni 2015), S. 80–84.

Tischner, Wolfgang: Von der „Heerschau des katholischen Deutschland“ zur „Kirche in der Welt“ – die Katholikentage von 1848 bis 2016 im Kontext der Stellung des Katholizismus in der deutschen Gesellschaft, in: Karlis Abmeier/Petra Bahr (Hg.): Katholizismus – Eine politische Kraft. Sankt Augustin/Berlin 2016, S. 13–27.



Berlin

Zellengefängnis Lehrter Straße

Widerstand gegen den Nationalsozialismus als Wurzel der Christlich Demokratischen Union

Judith Michel



Das gescheiterte Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 stellte einen Höhepunkt des Widerstands gegen den Nationalsozialismus dar. Die darauffolgende Verhaftungswelle traf nicht nur den engsten Kreis um Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg, sondern auch zahlreiche Mitglieder anderer Widerstandsgruppen, die mit den Verschwörern in Kontakt gestanden hatten. Viele der Inhaftierten wurden über verschiedene Stationen letztlich für Haft, Prozess und Urteilsvollstreckung nach Berlin gebracht.

Die „Sonderabteilung 20. Juli 1944“

Eine zentrale Bedeutung kam dabei dem Zellengefängnis Lehrter Straße 3 in Berlin-Moabit zu. Das Gefängnis war Mitte des 19. Jahrhunderts als sternförmige Anlage nach dem Vorbild von Pentonville bei London entstanden, in dem die Gefangenen in vier Gebäudeflügeln in strenger Einzelhaft isoliert wurden. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 übernahm die „Sonderkommission 20. Juli“ des Reichssicherheitshauptamts die Gefängnisflügel B und D. In der „Sonderabteilung 20. Juli 1944“ befanden sich in den folgenden Monaten mindestens 541 Gefangene in Untersuchungs- oder „Schutzhaft“. Die zu Haftstrafen Verurteilten warteten dort, bis sie in eine Strafanstalt überstellt wurden; die zum Tode Verurteilten wurden in der Regel von Moabit nach Plötzensee gebracht und dort ermordet.

Die Lebensbedingungen im Gefängnis waren miserabel – die Häftlinge hatten unter anhaltender Fesselung, Schikanen, Wanzen, Dreck, Kälte, Lärm und hell erleuchteten Zellen in der Nacht zu leiden. Etwas erträglicher wurden die Haftbedingungen durch ein informelles Netzwerk von außen, das den Häftlingen Anwälte vermittelte, den Austausch geheimer Nach-

richten zwischen den Angehörigen ermöglichte und Nahrung, Kleidung, Hostien und Wein sowie Mittel zur Bestechung der Wachleute einschmuggelte. Die Verwandten der Häftlinge kämpften mit allen Mitteln für einen Aufschub des Prozesses beziehungsweise des Urteils in der Hoffnung, dass sich das Schicksal angesichts der nahenden Front der Alliierten noch wenden würde.

Als am 20. April 1945 die ersten russischen Granaten in der Nähe des Gefängnisses einschlugen, wurde die „Sonderabteilung 20. Juli 1944“ aufgelöst und der Justizverwaltung übergeben. Noch am 22. und 23. April wurden 15 Häftlinge ermordet. Die übrigen Gefangenen wurden schließlich am 25. April freigelassen. Erst 1990 wurde an der Stelle des 1958 abgerissenen Gebäudes ein Gedenkstein für das Zellengefängnis und die Opfer der Mordaktion vom 22./23. April 1945 errichtet. Nach jahrzehntelanger Diskussion entstand 2006 schließlich der „Geschichtspark Ehemaliges Zellengefängnis Moabit“.

Christliche Demokraten im Zellengefängnis

Unter den Inhaftierten in der „Sonderabteilung 20. Juli 1944“ befanden sich auch einige Christliche Demokraten, die nach dem Krieg die CDU mitbegründeten. Viele waren bereits vor der Haft miteinander in Berührung gekommen, entweder durch ihr Engagement in der Politik, den Gewerkschaften bzw. den Verbänden in der Weimarer Zeit oder durch ihre Widerstandstätigkeit gegen das NS-Regime. Die meisten waren bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Konflikt mit dem neuen Regime geraten und verloren bereits 1933/34 ihre Ämter, manche

verbrachten schon zu dieser Zeit einige Wochen bzw. Monate in Haft. Hier soll exemplarisch auf drei der im Zellengefängnis inhaftierten Unionsgründer eingegangen werden.

Johannes Albers war in der Weimarer Republik als Zentrumspolitiker in Köln aktiv gewesen und hatte mit Jakob Kaiser in den Christlichen Gewerkschaften zusammengearbeitet. 1933 wurde er von den Nationalsozialisten als Direktor des städtischen Versicherungsamts entlassen und 1934 kurz inhaftiert, woraufhin er sich dem Widerstandskreis im Kölner Kettelerhaus anschloss. Dieses katholisch-sozial orientierte Netzwerk plante zunächst, nach Überwindung der NS-Diktatur eine Einheitsgewerkschaft und eine Partei nach dem Modell der britischen Labour Party zu gründen, die christliche und sozialistische Arbeiter vereinen sollte. Über Kaiser kam Albers mit den Verschwörern des 20. Juli 1944 und dem Nationalkonservativen Carl Friedrich Goerdeler in Kontakt,

dem es gelungen war, verschiedene zivile Widerstandsgruppen zu bündeln. Im Oktober 1944 wurde Albers verhaftet und im SS-Untersuchungsgefängnis des KZ Ravensbrück gefoltert. Die folgenden Monate verbrachte er im Zellengefängnis. Erst im April 1945 wurde er vom Volksgerichtshof zu drei Jahren Gefängnis als Mitwisser verurteilt und in das Zuchthaus Plötzensee überstellt, wo er kurz darauf befreit wurde.

Mit dem Kölner Widerstandskreis arbeitete auch Andreas Hermes zusammen, der in der Weimarer Republik Reichslandwirtschafts- und Reichsfinanzminister sowie Mitglied der Zentrumsfraktion im Reichstag gewesen war und zu den führenden Agrarpolitikern gezählt hatte. 1933 wurde Hermes wegen angeblicher Korruption für fünf Monate verhaftet und hielt sich von 1936 bis 1939 im kolumbianischen Exil auf. Auch Hermes lernte über Kaiser Goerdeler kennen, der ihn dafür gewinnen wollte, nach erfolgtem Umsturz Landwirtschaftsminister zu werden.

Im Zellengefängnis Lehrter Straße waren 1944/45 zahlreiche spätere Gründungsmitglieder der CDU inhaftiert.



Bereits am 22. Juli 1944 wurde Hermes verhaftet und über mehrere Stationen in das Zellengefängnis gebracht. Da er am 11. Januar 1945 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt wurde, verbrachte er die letzten Kriegsmonate im Todestrakt. Neben den körperlichen Qualen der Haft litt er insbesondere unter der psychischen Belastung, die er in einem Brief an seine Frau Anna vom 11. März 1945 wie folgt schilderte: „Zu Beginn der vergangenen Woche wurden zwei Todeskandidaten abgeholt [...]. Es ist jedes Mal ein harter Schmerz, wenn man erleben muss, wie aus der mittelbaren Nähe wackere Männer von Verbrechern in den Tod geschickt werden. [...] Neben der Sorge um die Meinigen ist diese grausame Trennung von reinen, edlen Menschen die größte seelische Qual, die ich auszustehen habe.“ Hermes verdankte sein Überleben dem Gnadengesuch seiner Frau und wahrscheinlich einem Beamten im Justizministerium, der Hermes' Akte bewusst zurückgehalten hatte. Am 25. April 1945 wurde er als einer von zwei überlebenden Todeskandidaten des Zellengefängnisses entlassen.

Geschichtspark auf dem Gelände des ehemaligen Zellengefängnisses Lehrter Straße.

Der andere Überlebende ist Theodor Steltzer, der, dem norddeutschen Bildungsbürgertum entstammend, von der Idee lutherischer Selbstverantwortung geprägt war. Sein Amt als Landrat im Kreis Rendsburg verlor Steltzer nach fast 13 Jahren im Frühjahr 1933, kurz darauf wurde er für einige Monate inhaftiert. 1940 wurde der zum Berufsoffizier ausgebildete Steltzer Mitglied des Generalstabs des Wehrmachtbefehlshabers Norwegen. Er beteiligte sich nun – wie die ebenfalls in Moabit inhaftierten Unionsgründer Paulus van Husen und Hans Lukaschek – aktiv an den programmatischen Beratungen des Kreisauer Kreises. Nach der Erfahrung des Scheiterns der Weimarer Republik lehnten die Kreisauer eine parlamentarische Demokratie mit einer starken Stellung der Parteien ab. Stattdessen favorisierten sie einen Staatsaufbau von unten nach oben.

Nach dem gescheiterten Attentat wurde Steltzer dienstlich nach Berlin beordert, verhaftet und im Zellengefängnis inhaftiert. Am 15. Januar 1945 verkündete der Volksgerichtshof sein Todesurteil,



dessen Vollstreckung durch die Intervention skandinavischer Freunde bei dem Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei Heinrich Himmler aufgeschoben wurde. Steltzer wurde zusammen mit Hermes am 25. April 1945 aus der Haft entlassen.

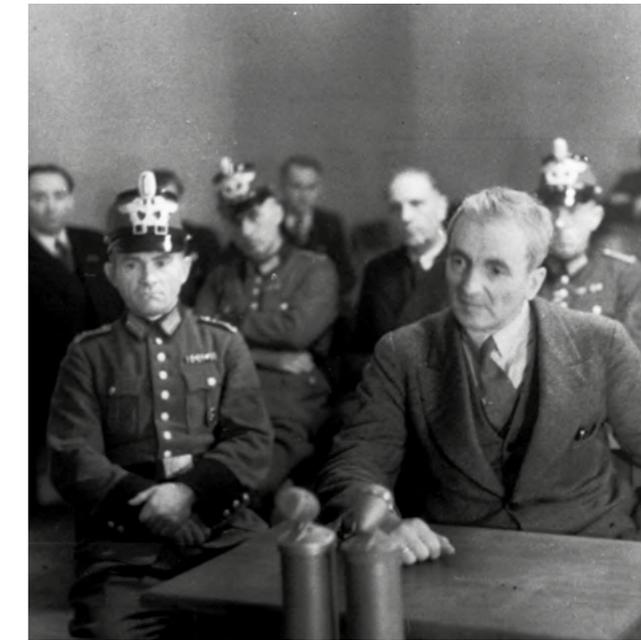
Politisches Engagement nach dem Krieg

Unter vielen Widerstandskämpfern wuchs im Lauf der Zeit der Gedanke an die Ökumene. Vor diesem Hintergrund ist es zu verstehen, dass bereits in der Haft einige der späteren CDU-Gründer – im Zellengefängnis Moabit und anderswo – konzeptionelle Überlegungen für die Gründung einer überkonfessio-

nellen Volkspartei entwickelten. Zudem dachten sie intensiv über die Neubegründung des Staatswesens auf sittlich-christlicher und rechtsstaatlich-demokratischer Grundlage nach dem Krieg nach. Dabei galt es, die Fehler der Weimarer Republik zu vermeiden, die Möglichkeiten für die Errichtung einer erneuten Diktatur von rechts wie links zu verhindern und die Voraussetzungen für den Wiederaufbau des kriegszerstörten Lands zu schaffen. So hatte Otto Lenz in seinem Tagebuch am 11. Dezember 1944 in seiner Zelle in Moabit notiert, es sei nach dem Krieg richtig, „zunächst eine Bewegung auf die Beine zu stellen, die überkonfessionell, aber auf christlicher Grundlage zusammengehalten, den Versuch machen müßte, die eintretenden Notstände zu bekämpfen“.

Cuno Raabe betonte rückblickend die Bedeutung der gemeinsamen Widerstands- und Hafterfahrung für die Unionsgründung: „Als wir am 24. April [1945] in einer Großzelle des untersten Stockwerkes mit 17 Häftlingen zusammen waren, neun Katholiken aus der Hand des Jesuitenpaters [Augustin] Rösch den Leib des Herrn empfangen und der evangelische Pfarrer [Eberhard] Bethge den acht Evangelischen das Brot des Herrn reichte, war in uns allen die Erkenntnis, niemals mehr im politischen Leben aus konfessionellen Gründen gegeneinander zu sein, sondern politischen Zusammenschluß in einer Gemeinschaft der Konfessionen zu finden.“ Unter den Unterzeichnern des Berliner Gründungsaufrufs fand sich mit Andreas Hermes, Josef Ersing, Paulus van Husen, Otto Lenz, Hans Lukaschek, Theodor Steltzer und dem ehemaligen Mitglied der Bekennenden Kirche Paul Graf Yorck von Wartenburg schließlich eine Reihe ehemaliger Häftlinge des Zellengefängnisses. Teile des Gründungsaufrufs gingen fast wörtlich auf programmatische Überlegungen zurück, die Hermes bereits in der Haft zu Papier gebracht hatte.

In den folgenden Monaten versuchte Hermes, die Berliner CDU zum Zentrum einer deutschlandweit agierenden Partei aufzubauen. Er entsandte daher seine beiden Mithäftlinge Ersing und Raabe nach Württemberg, Baden und Bayern bzw. Hessen und Unterfranken, um dort Vorbereitungen für die Bildung von Unterorganisationen der CDU zu treffen. Letztlich scheiterte Hermes bei seinen Bemühungen, einen deutschlandweiten Geltungsanspruch der Berliner CDU durchzusetzen. Zum einen wurde er in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) Opfer der sowjetischen Besatzungspolitik, zum anderen konnte er sich nicht gegen die erstarkende rheinische CDU durchsetzen, in der der künftige Bundeskanzler Konrad Adenauer zunehmend an Einfluss gewann.



Theodor Steltzer am 15. Januar 1945 vor dem Volksgerichtshof.

Andreas Hermes am 11. Januar 1945 vor dem Volksgerichtshof.





Johannes Albers spielte nach dem Krieg eine wichtige Rolle im christlich-sozialen Flügel der CDU.

Da Hermes Deutschland gerne in einer vermittelnden Rolle zwischen Ost und West im Kalten Krieg gesehen hätte, zeigte er sich skeptisch gegenüber Adenauers Westintegration, verlor daher in der CDU bald an Rückhalt und zog sich aus der Parteipolitik zurück.

Nachdem sich Theodor Steltzer an der Gründung der Berliner CDU beteiligt hatte, kehrte er in seine Heimat zurück und baute dort als Oberpräsident bzw. Ministerpräsident von Schleswig-Holstein die CDU mit auf. Aufgrund innerparteilicher Auseinandersetzungen in Schleswig-Holstein verabschiedete auch er sich schon zwei Jahre später aus der Parteipolitik. Steltzer war zudem frustriert darüber, dass er die im Rahmen der

Kreisauer Beratungen entwickelten Ansätze gegen die westlichen Besatzungsmächte nicht durchsetzen konnte.

Johannes Albers kehrte unmittelbar nach der Haft in seine Heimat zurück und wurde zum Mitbegründer der CDU in Köln. Obgleich er als Vater der Sozialausschüsse gilt und in den folgenden Jahren in der CDU im Rheinland aktiv blieb, konnte er letztlich das christlich-soziale Erbe des Kölner Widerstands nicht gegen die Idee der Sozialen Marktwirtschaft durchsetzen.

Die Rolle des Widerstands in der Erinnerungskultur der CDU

Fest im Selbstverständnis der CDU verankert ist die Vorstellung, die Partei sei „geboren im Widerstand“ gegen den Nationalsozialismus. In der Tat fanden sich unter den führenden Unionspolitikern der Nachkriegszeit nur wenige NS-Belastete. Obgleich viele von ihnen bereits in der Weimarer Zeit politisch aktiv gewesen waren, war ein nahtloses Anknüpfen an die Weimarer Demokratie aufgrund deren Scheiterns nicht möglich. Daher stellte die Erfahrung des Widerstands ein wichtiges Erbe für die Neugründung der Union nach dem Krieg dar. Durch Besatzungsherrschaft und Kalten Krieg mussten aber auch genuin neue Wege beschritten werden, die in den programmatischen Überlegungen der Widerständler bestenfalls angedacht worden waren. Wie beschrieben, fanden zudem einige der ehemaligen Widerstandskämpfer und Unionsgründer ihre politische Heimat nicht dauerhaft in der CDU. Hinzu kommt, dass insbesondere in lokalen Gründerkreisen durchaus NS-belastete Personen beteiligt waren. Die Herangehensweise der Union, zwar den national-

sozialistischen Geist auszumerzen, jedoch die Integration „geläuterter Nationalsozialisten“ zu fördern, führte zwangsläufig dazu, dass sich – wenn auch erst verstärkt nach der Formierungsphase – nicht allein ehemalige Oppositionelle und Widerstandskämpfer in ihren Reihen wiederfanden.

Nicht nur in der Gründungsphase, sondern insbesondere in der Folgezeit wurde die gemeinsame Erfahrung der Gewaltherrschaft als Leitmotiv für das überkonfessionelle Zusammengehen stilisiert. So beschwor Heinrich Krone auf dem Bundesparteitag in Karlsruhe 1960: „Vergessen wir es nie: Dieser Unionsgedanke ist in den Konzentrationslagern und in den Kellern der Gestapo zum entschlossenen Willen geworden.“ Bernhard Vogels Äußerungen auf dem Bundesparteitag in Ludwigshafen 1978 gehen in dieselbe Richtung: „Gab und gibt es in Deutschland eine stärkere Volksbewegung für ökumenische Zusammenarbeit als die durch das Feuer des Nationalsozialismus geprägte Entschlossenheit unserer Väter, als Katholiken und Protestanten gemeinsam die politische Union zu schaffen?“. Neuere Forschungen weisen jedoch zu Recht darauf hin, dass viele lokale Unionsgründungen – von Berlin einmal abgesehen – faktisch zunächst konfessionell getrennt stattfanden und es zudem bereits vor 1933 Absichten für eine interkonfessionelle Zusammenarbeit gegeben hatte.

Jakob Kaiser nahm schon im Juni 1946 die Hingerichteten des 20. Juli 1944, z. B. Carl Friedrich Goerdeler, die Brüder Dietrich und Klaus Bonhoeffer, Helmuth James Graf von Moltke, Bernhard Letterhaus und Heinrich Körner, für die Traditionsbildung der CDU in Anspruch. Er sprach davon, dass „diese Männer – wenn sie lebten – ihre politische Heimat in der Union gefunden hätten“. Diese Konstruktion personeller Vorläufer der CDU wurde im weiteren Verlauf der Unionsgeschichte

häufiger aufgenommen, so z. B. von Bundeskanzler Helmut Kohl auf dem Bundesparteitag 1985 in Essen. Die CDU würdigte den Widerstandskreis des 20. Juli 1944 damit früher, als dies in der Gesamtbevölkerung der Fall war. In der unmittelbaren Nachkriegszeit galten die Verschwörer in der deutschen Bevölkerung vielfach noch als Vaterlandsverräter und es vergingen Jahre, ehe sich das Gedenken an den 20. Juli als positiver Bezugspunkt im kulturellen Gedächtnis der Deutschen etablieren sollte. In der CDU nahm der Bezug auf den bürgerlich-militärischen Widerstand von Anfang an eine wichtige Stellung ein und ist bis heute Teil einer inzwischen ritualisierten Erinnerungskultur.

Literatur

Brockhausen, Martin: „Geboren im Widerstand“. Zur Erinnerung an den Nationalsozialismus in der CDU 1950–1990, in: Andreas Holzem/ Christoph Holzapfel (Hg.): Zwischen Kriegs- und Diktaturerfahrung. Katholizismus und Protestantismus in der Nachkriegszeit (Konfession und Gesellschaft Bd. 34). Stuttgart 2005, S. 203–235.

Buchstab, Günter/Brigitte Kaff/Hans-Otto Kleinmann (Hg.): Christliche Demokraten gegen Hitler. Aus Verfolgung und Widerstand zur Union. Freiburg im Breisgau 2004.

Möller, Horst: Vom christlich-bürgerlichen und konservativen Widerstand gegen Hitler zur Gründung von CDU und CSU nach 1945, in: Politische Studien 56/403 (2005), S. 26–38.

Tuchel, Johannes: „... und ihrer aller wartete der Strick“. Das Zellengefängnis Lehrter Straße 3 nach dem 20. Juli 1944. Berlin 2014.

Voss, Rüdiger von (Hg.): Der deutsche Widerstand und die CDU. Reden, Stellungnahmen, Erklärungen (1954–1978). Bonn 1979.

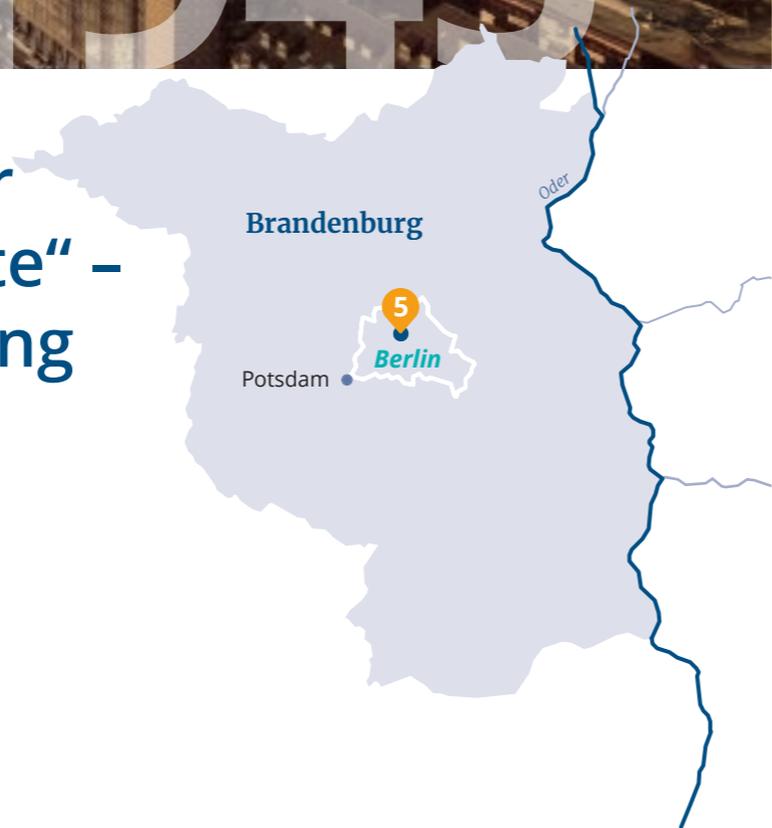
Berlin

Theater am Schiffbauerdamm

1945

„Trümmerhaufen sittlicher und materieller Werte“ – Die Gründungsversammlung der CDU in Berlin

Ralf Thomas Baus



Am 22. Juli 1945, einem Sonntag, trat die CDU in Berlin mit einer Kundgebung im Theater am Schiffbauerdamm an die Öffentlichkeit. Die Einladung enthielt folgenden Hinweis: „Für die Unterbringung von Fahrrädern wird gesorgt!“. Andreas Hermes, erster Vorsitzender der CDU in Berlin und der sowjetisch besetzten Zone, hielt ein Grundsatzreferat, in dem er mit den Irrtümern der Vergangenheit abrechnete, neue Signale der Hoffnung für den Wiederaufbau setzte und sich zum deutschen Vaterland bekannte.

Uraufführung der Dreigroschenoper

Der Ort der Versammlung fiel aus naheliegenden Gründen auf das Theater am Schiffbauerdamm: Die traditionsreiche Spielstätte hatte nur leichte Kriegsschäden erlitten, sie war bekannt, zentral gelegen und repräsentativ. Nur wenige Tage zuvor hatten Andreas Hermes und weitere Vertreter der CDU nach einer Besprechung beim sowjetischen Stadtkommandanten Generalmajor Alexander Barinow und dem Vertreter des Kommissariats für Auswärtige Angelegenheiten Wladimir Semjonow die Erlaubnis zur Durchführung von Kundgebungen der neuen Partei erhalten. Allerdings sollten diese im sowjetischen Sektor Berlins stattfinden. Auch diese Voraussetzung war mit dem Theater am Schiffbauerdamm erfüllt. Möglich geworden war die Parteigründung, nachdem die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) bereits am 10. Juni 1945 in ihrem Befehl Nr. 2 die Bildung politischer Parteien und Gewerkschaften unter ihrer Kontrolle erlaubt hatte.

Das Theater am Schiffbauerdamm wurde 1892 durch den Berliner Architekten Heinrich Seeling erbaut. Der neobarocke Bau gilt als eines der prächtigsten Thea-

ter Deutschlands. Im Inneren befindet sich der in ein Parterre und zwei Ränge gegliederte Zuschauerraum, der im Barockstil nach Vorlagen des Bildhauers Ernst Westphal gestaltet wurde. Am 19. November 1892 eröffnete das Haus als „Neues Theater“ am Schiffbauerdamm mit der Aufführung von Goethes *Iphigenie auf Tauris*. Im Jahr 1893 wurden Gerhard Hauptmanns *Die Weber* uraufgeführt. In den Jahren 1903 bis 1906 stand das Haus unter der Direktion von Max Reinhardt. Er inszenierte Shakespeares *Ein Sommernachtstraum*, Hugo von Hofmannsthals *Elektra* und Oscar Wildes *Salome*. Zwischen 1906 und 1925 diente das Haus vornehmlich als Unterhaltungs- und Operettentheater.

Ernst Josef Aufricht gab 1928 mit der Uraufführung der *Dreigroschenoper* von Bertolt Brecht und Kurt Weill seinen Einstand als Direktor. Zum Ensemble gehörten in dieser Zeit unter anderem Lotte Lenya, Helene Weigel, Theo Lingen und Leonhard Steckel. Bis zur kriegsbedingten Schließung im Jahr 1944 war das Theater populärer Unterhaltung und „Durchhalteideologie“ verpflichtet und im Adressbuch als Schiffbauerdamm-Theater eingetragen. Seit 1954 ist das heute am Bertolt-Brecht-Platz liegende Haus Spielstätte des Berliner Ensembles.

Der Name Schiffbauerdamm existiert seit 1738 und bezieht sich auf die früher dort ansässigen Schiffsbaubetriebe am Spreeufer in Berlin Mitte. Im Februar 1941 war das Haus am Schiffbauerdamm 29, auf dem heute das Marie-Elisabeth-Lüders-Haus steht, für die Pläne von Albert Speer zum Bau der „Welthauptstadt Germania“ geräumt worden. Im westlichsten Abschnitt des Schiffbauerdamms befindet sich heute die 1990 von Ben Wagin auf dem ehemaligen Todesstreifen errichtete Gedenkstätte „Parlament der Bäume“. Ihr gegenüber liegt das neue politische Berlin mit dem 2003 errichteten Marie-Elisabeth-Lüders-Haus, in dem

das „Wissenschaftliche Dienstleistungszentrum des Deutschen Bundestages“ beherbergt wird. Mit dem Paul-Löbe-Haus und dem Bundeskanzleramt bildet das Marie-Elisabeth-Lüders-Haus das „Band des Bundes“.



Das Theater am Schiffbauerdamm war nicht nur Gründungsort für die CDU in Berlin, sondern wurde auch ein Jahr später, am 16. Juni 1946, als Tagungsort für den 1. Parteitag der CDU in Berlin und der sowjetisch besetzten Zone genutzt.

Andreas Hermes als Motor der Gründung

Schon bald nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus fanden auch im Lager der „bürgerlichen“ Demokraten erste Vorbereitungen zur Gründung einer Partei statt. Führender Kopf der christlich orientierten Kreise war der ehemalige Zentrumspolitiker, Reichsminister und Agrarfachmann Andreas Hermes. Als missliebiger Repräsentant der Weimarer Republik und als weltanschaulicher Gegner des Nationalsozialismus wurde Hermes im März 1933 erstmalig verhaftet und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Während des Zweiten Weltkriegs kam er in Verbindung zu Widerstandskreisen. Für die Zeit nach einem erfolgreichen Attentat auf Adolf Hitler führte ihn Carl Friedrich Goerdeler in einer seiner Ministerlisten als möglichen Landwirtschaftsminister.

Nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 war Hermes erneut verhaftet und zunächst in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht worden, von wo er im Oktober nach Berlin in das Gefängnis in der Lehrter Straße eingeliefert wurde. Unter Leitung von Roland Freisler verurteilte der Volksgerichtshof Hermes am 11. Januar 1945 zum Tode, dessen Vollstreckung jedoch aufgeschoben wurde, bis schließlich die Rote Armee einmarschierte.

Nur wenige Tage nach seiner Befreiung wurde Hermes vom sowjetischen Stadtkommandanten Generaloberst Nikolai Bersarin zum Leiter des Ernährungswesens für Berlin ernannt. Das Amt am Fehrbelliner Platz wurde für die Gründer der Union zu einem wichtigen Treffpunkt. Im Ernährungsamt selbst waren mit Theodor Steltzer, Otto Lenz, Otto Heinrich von der Gablentz und Johann Eudenbach vier zukünftige Mitbegründer der CDU tätig.

Keimzelle der Gründung war die Wohnung von Andreas Hermes in der Platanenallee 11. Als man sich dort am 25. Mai 1945 traf, hatte sich der Kreis beträchtlich vergrößert: Mitte Mai war Hermes erstmalig mit Jakob Kaiser zusammengetroffen und hatte ihn für die Mitarbeit gewonnen. Auch Kaiser, der sich bis Ende April 1945 in einer Kellerflucht in Potsdam-Babelsberg vor der Gestapo versteckt halten musste, hatte vor 1933 dem Zentrum angehört. In der Weimarer Republik war er einer der führenden christlichen Gewerkschafter. Walther Schreiber und Ferdinand Friedensburg, beide ehemalige Mitglieder der Deutschen Demokratischen Partei (DDP), waren durch Vermittlung Ernst Lemmers dazugestoßen. An den Beratungen waren von nun an auch Eduard Spranger, Ferdinand Sauerbruch und Emil Dovifat sowie Margarete Ehlert, Elfriede Nebgen, Katharina Müller, Heinrich Vockel, Wilhelm Happ und Josef Ersing beteiligt. Im Juni 1945 stieß auch Otto Nuschke hinzu.

Programmberatungen und Zusammensetzung des Gründerkreises

Seit dem 16. Juni 1945 hatten Beratungen des Gründerkreises über Charakter, Programm und Namen der Neugründung stattgefunden. Schon am 22. Juni 1945 wurde der Aufruf „Deutsches Volk!“ mit dem „Notprogramm für Brot, Obdach und Arbeit“ endgültig verabschiedet. Am Abend des 26. Juni 1945 fand schließlich bei einem Zusammentreffen der Verfasser des CDU-Programms im Hause von Hermes die Unterzeichnung des Gründungsaufrufs statt.

In dem Gründungsaufruf war die Rede von einem „Trümmerhaufen sittlicher und materieller Werte“ und dem „Weg der Wiedergeburt“. Die Unterzeichner

bekannteten sich zur Demokratie und zu einer rechtsstaatlichen Verfassung. Sie forderten die persönlichen Freiheitsrechte, das Elternrecht, einen von der Kirche geleiteten Religionsunterricht sowie den Schutz des Privateigentums. Dennoch sollten die „Bodenschätze in Staatsbesitz übergehen“ und der wirtschaftliche Aufbau „in straffer Planung“ durchgeführt werden.

Als Gründerkreis im engeren Sinne können die 35 Unterzeichner des Aufrufs vom 26. Juni 1945 verstanden werden. Nach politischer Herkunft waren der früheren Demokratischen Partei sechs Gründer zuzuordnen. Dem katholischen Lager beziehungsweise dem früheren Zentrum gehörten 21 Gründer an. Aus dem protestantischen Lager stammten zwölf Gründer. Aus dem „Kampfverband Freies Deutschland“, einem 1943 in Berlin in Anlehnung an das Nationalkomitee „Freies Deutschland“ von Willy Fuchs und anderen gebildeten Widerstandskreis, kamen sechs Personen. Führend unter den evangelischen Christen waren die Mitglieder der brandenburgischen Kirchenleitung Otto Heinrich von der Gablentz, ehemaliges Mitglied der Kirchenleitung der Altpreußischen Union, Reinhard Moeller, Direktor des Berliner Stadtsynodalverbands, und der Oberkonsistorialpräsident Hans von Arnim.



Andreas Hermes um 1950.



Jakob Kaiser war ein Mitunterzeichner des Berliner Gründungsaufrufs der CDU.

Zu den führenden Protestanten gehörte ferner Theodor Steltzer. Mitgründer war auch der jüdische Veterinärmediziner Richard Kantorowicz. Der Journalist Willy Fuchs hatte früher der SPD angehört. Unter den 35 Unterzeichnern des Aufrufs waren vier Frauen. Im Berliner Gründerkreis fanden sich Persönlichkeiten aus dem gesamten Deutschen Reich zusammen. Dies führte dazu, dass Berlin zu den wenigen wirklich überkonfessionellen Unionsgründungen gehörte.

Über die Grenzen der Konfessionen hinweg verband den Kreis die gemeinsam erlittene Verfolgung während des Nationalsozialismus. So waren Andreas Hermes und Theodor Steltzer zum Tode verurteilt worden. Josef Ersing, Ferdinand Friedensburg, Willy Fuchs, Paulus van Husen, Otto Lenz, Hans Lukaschek,

Walther Schreiber, Hildegard Staehle, Paul Graf Yorck von Wartenburg, Rudolf Pechel, Eberhard Plewe und Heinrich Krone hatten in Gefängnissen, Zuchthäusern oder Konzentrationslagern gesessen.

Einigkeit bestand bei den Gründern darüber, dass eine parteipolitische Zersplitterung zu vermeiden sei und es somit um die Sammlung der demokratischen Kräfte in einer Partei gehe. Diese müsse auf christlichem Boden stehen und so die katholischen und evangelischen Christen umfassen. In ihr sollten alle bekennnistreuen kirchlichen Kreise Platz finden, jedoch auch jene, die das Christentum bejahten, sich aber zu keiner festen kirchlichen Bindung bekannten.

Ernstere Meinungsverschiedenheiten gab es hinsichtlich der Frage der künftigen Wirtschaftsordnung, bei der Kaiser für eine starke Sozialisierung eintrat, während Hermes und die Mitglieder der ehemaligen DDP den Grundsatz der möglichst großen Freiheit befürworteten.

Während Hermes als national gesinnter Konservativer mit der zu gründenden Partei ein Sammelbecken aller christlichen, demokratischen und sozialen Kräfte der Mitte anstrebte, favorisierte Jakob Kaiser anfänglich die Idee einer deutschen Labour Party. Kaiser gehörte zu den profiliertesten CDU-Politikern der ersten Stunde. Als Andreas Hermes im Dezember 1945 von der SMAD als Vorsitzender der CDU in Berlin und der sowjetisch besetzten Zone abgesetzt wurde, übernahm Kaiser das Amt.

Die meisten Differenzen bestanden hinsichtlich des Namens der Partei. Im Gespräch waren immer wieder die Bezeichnungen „Aufbau-Partei“ mit den verschiedenen Zusätzen „Deutsche“ beziehungsweise „Christliche Aufbaupartei“. Auch der Begriff einer „Vereinigten

Volkspartei“ taucht in den Dispositionen auf. Nach längeren Diskussionen hatte Hermes schließlich den Namen „Demokratische Union Deutschlands“ vorge schlagen, der jedoch auf Wunsch Dovifats, Krones und von der Gablentz' mit dem Zusatz „Christlich“ versehen wurde.

Selbstverständnis der CDU

Die CDU verstand sich als Sammlungspartei neuen Typs und nicht als Nachfolgeorganisation einer der Weimarer Parteien. Schon der Name sollte dies zum Ausdruck bringen: „Union“ stand für eine umfassende und einende politische Kraft. „Christlich“ verwies auf den überkonfessionellen Charakter der Partei und die Orientierung an den christlichen Grundwerten in der Politik. „Demokratisch“ drückte die antitotalitäre und einer freiheitlichen Ordnung verbundene Grundhaltung aus. Der Zusatz „Deutschlands“ schließlich formulierte den Willen, in und für ganz Deutschland zu wirken. Damit war auch der Führungsanspruch innerhalb der Union, der später mit der Errichtung einer „Reichsgeschäftsstelle“ untermauert wurde, bereits vorweggenommen.

Es waren die beherrschenden Motive der Unionsgründung, die im Aufruf vom 26. Juni 1945 zum Ausdruck kamen: eine am Christentum orientierte Haltung für das politische Leben, das Ziel, demokratisch, christlich-sozial und konservativ gesinnten Kreisen eine politische Heimstatt zu bieten, und das Bekenntnis zum politischen Neubeginn.

Der Konstituierungsprozess der CDU fand am 22. Juli 1945 mit der Gründungskundgebung im Theater am Schiffbauerdamm seinen Abschluss. Die

Versammlung fand größeren Zuspruch als erwartet, Begeisterung konnte man allerdings angesichts der Schutt- und Trümmerberge rund um den Veranstaltungsort nicht erwarten. Neben einer großen Rede von Hermes, in der er betonte, dass das Christentum für die Union keine Scheidegrenze bilde und die neue Partei auch jenen offenstehe, „die ohne Bindung an eine kirchliche Gemeinschaft das Gesetz der natürlichen Ethik in sich tragen“, sprachen noch neun weitere Gründungsmitglieder, teilweise wie Hermes selbst „Martyrer der Demokratie“ (Ernst Lemmer). Die Vielfalt der Redner untermauerte eindrucksvoll den Anspruch der Union, von Beginn an als Volkspartei aufzutreten.

Der Handlungsspielraum der CDU in der SBZ war von Anfang an durch die deutschen Kommunisten und die sowjetische Besatzungsmacht erheblich eingeschränkt. Dennoch stieg sie zur mitgliederstärksten der vier kleinen Blockparteien auf. Der Gleichschaltungsdruck führte aber dazu, dass Mitte 1950 von den 35 Unterzeichnern des Berliner Gründungsaufrufs nur noch zwei in der DDR blieben.

In der Erinnerungskultur der christdemokratischen Bewegung spielte das Theater am Schiffbauerdamm keinerlei Rolle. Nachdem man dort noch im Juni 1946 den ersten Parteitag der CDU in der SBZ abgehalten hatte, wechselte man im Jahr darauf in die Berliner Staatsoper. Die Gründungskundgebung im Schiffbauerdammtheater abzuhalten, war eine den damaligen Umständen geschuldete pragmatische Entscheidung. Dennoch ist der Ort mit seiner Lage unweit des heutigen politischen Berlins und in der Nähe des historischen Orts nationalsozialistischen Größenwahns mit den Plänen zur Gründung der „Welthauptstadt Germania“ von hoher Symbolkraft.

Bedeutung der Unionsgründung

Berlin gehörte neben Köln und Frankfurt am Main zu einem der wichtigsten „Gründungskerne“ (Hans-Otto Kleinmann) der Union. In den Wochen nach Kriegsende hatten sich in zahlreichen Städten Deutschlands unabhängig voneinander christlich-demokratische Parteigruppierungen gegründet. Die einzelnen Parteigründungen waren, auch wenn sie den gleichen Ideenfundus hatten, programmatisch vielfältig differenziert, da sie auf jeweils unterschiedlichen konfessionellen, soziologischen, ökonomischen und parteigeschicht-

lichen Traditionen aufbauten. Während in Köln die Walberberger Dominikanerpatres Laurentius Siemer und Eberhard Welty mit thomistisch-naturrechtlichen Überlegungen und der Katholischen Soziallehre die Kölner Leitsätze vom 1. Juli 1945 stark beeinflussten, betonte der Frankfurter Gründerkreis, zu dem auch die beiden „Linkskatholiken“ und Publizisten Eugen Kogon und Walter Dirks gehörten, in seinem Aufruf vom 15. September 1945 die ökonomische Ordnung eines „planvollen wirtschaftlichen Sozialismus“ (Günter Buchstab).

Für die westdeutsche, bundesrepublikanische Gründungsgeschichte der Union blieb aufgrund der deutschen Teilung die CDU in Nordrhein-Westfalen – und Köln ragte hier sicherlich heraus – „das Kernstück der gesamten CDU und CSU“. Hier habe die Union laut Adenauer ihre Wurzeln, „nicht nur ziffernmäßig, auch weltanschauungsmäßig und der gesamten politischen Gesinnung nach“. Mit Blick auf die zahlreichen anderen „Gründungskerne“ entsprach jedoch der Berliner Gründungsaufwurf vom 26. Juni 1945 am umfassendsten den allgemeinen Grundideen.

Die Gründungsversammlung im Theater am Schiffbauerdamm war der Höhepunkt des Konstituierungsprozesses dieser einzigartigen Partieneugründung. Die Entscheidung der SMAD, den Berliner Parteinamen für das gesamte sowjetisch besetzte Gebiet festzuschreiben, bedeutete in gewisser Weise auch eine Vorentscheidung für die Namensfindung der Union in ganz Deutschland. Die EntschlieÙung Nr. 1 auf dem Godesberger „Reichstreffen“ im Dezember 1945 enthielt ausdrücklich folgenden Hinweis: „Um insbesondere die Verbundenheit mit unseren politischen Freunden im Osten zu bekunden, wird beschlossen, den gemeinsamen Namen anzunehmen: ‚Christlich-Demokratische Union Deutschlands‘.“ Dies war auch deshalb von

Bedeutung, weil die Partei in allen Besatzungszonen mit unterschiedlichen Namen hervorgetreten war.

Aus Sicht der CDU sollte die Zäsur des Jahrs 1945 radikal sein, denn keine andere Partei wollte etwas so grundlegend Neues wie die Union. Der „Katakombengeist“, der sich in den Kreisen des Widerstands und den Konzentrationslagern geformt hatte, führte dazu, dass am Ende des Kriegs allgemein die Erwartung einer politischen Union der Christen in Deutschland vorhanden war. „Eine politische Bewegung“, so drückte dies Eberhard Plewe aus, „wurde geboren in den Zellen der Gefängnisse und in den Baracken der Konzentrationslager.“ Der Nationalsozialismus und die Kirchenverfolgung hatten nach 1933 zu einer entscheidenden Wandlung im Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten geführt. „Die Zeit war günstig – doch die Zeitumstände waren schwierig“ (Hans Maier). Dies galt nicht nur für Berlin, sondern für ganz Deutschland.

Die Überwindung der konfessionellen Zersplitterung der Parteienlandschaft, die Erfahrungen des instabilen Parteiensystems der Weimarer Republik und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus vertieften die Einsicht, dass nur eine große, konfessionsübergreifende Partei einen neuen Machtfaktor darstellen könne. Die aus den Überlegungen erwachsenen programmatischen Aussagen der Gründungszirkel waren zugleich Ausdruck eines breiten gesellschaftlichen Konsenses, der sich als Echo auf den Untergang der Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur herausgebildet hatte.

Im Ergebnis bedeutete der Sieg des Unionsgedankens die Überwindung der „splendid isolation“ einer strukturell minoritären Konfessionspartei, die das Zentrum immer war. Die Entstehung der Union war eine „Nova am Parteienhimmel“, wie Hans Maier es nannte,

und das „Wunder der CDU“, wie Leo Schwering die Gründung beschrieb, war nicht ausschließlich auf die unmittelbare Nachkriegssituation zurückzuführen. Erst vor diesem historischen Hintergrund lässt sich die spätere „Blitzkarriere“ (Winfried Becker) der Christlich Demokratischen Union erklären.

Literatur

Baus, Ralf Thomas: Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands in der sowjetisch besetzten Zone. Gründung, Programm, Politik (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte, 36). Düsseldorf 2001.

Buchstab, Günter: Geschichte der CDU. 1945–1949: Gründungsphase der CDU (<https://www.kas.de/de/web/geschichte-der-cdu/gruendungsphase-der-cdu-1945-1949-> (Abruf: 29.01.2020)).

Funke, Christoph/Wolfgang Jansen: Theater am Schiffbauerdamm. Die Geschichte einer Berliner Bühne. Berlin 1992.

Hermes, Andreas: „Mit unerschütterlichem Gottvertrauen und zähem Kämpfergeist“. Erinnerungen und Dokumente aus der Haft und zur Gründung der CDU 1944/45. Sankt Augustin 2012.

Hermes, Anna: Und setzt ihr nicht das Leben ein. Andreas Hermes, Leben und Wirken. Stuttgart 1971.

Marx, Stefan: Geschichte der CDU. CDU Nordrhein-Westfalen (<https://www.kas.de/web/geschichte-der-cdu/nordrhein-westfalen> [Abruf: 29. Januar 2020]).

Morsey, Rudolf: Andreas Hermes. Ein christlicher Demokrat in der ersten und zweiten deutschen Demokratie, in: Historisch-Politische Mitteilungen (2003), S. 129–150 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=8f2200e2-bc87-af67-4b58-87a2cffd4c9d&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).



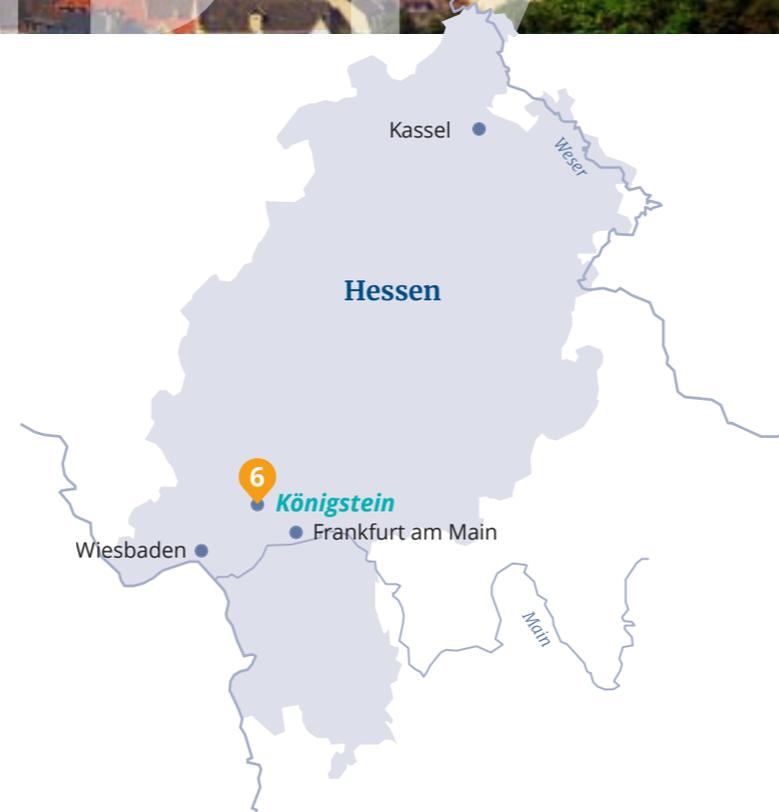
Berliner Gründungsaufwurf vom 26. Juni 1945.

Königstein 1947

im Taunus/Kurhaus

Von der jungen Partei zur „Partei der Jugend“

Christopher Beckmann



Es ist ein Charakteristikum der CDU, dass die durch sie vertretenen Interessen gerade in den ersten Jahrzehnten, aber bis heute nachwirkend, vor allem durch die Vereinigungen der Partei repräsentiert wurden. Die in den Vereinigungen manifestierte Interessenvielfalt war Ausdruck des gesellschaftlichen Pluralismus insgesamt, dem die Unionsparteien – ihrem Selbstverständnis als Volkspartei entsprechend – Rechnung tragen wollten. Zugleich fungierten sie als „Brückenköpfe“ in die Gesellschaft, die es ermöglichten, an unterschiedliche Milieus und Gruppierungen „anzudocken“, die zuvor noch nie durch ein und dieselbe Partei hatten erreicht werden können.

Dabei waren und sind die Vereinigungen der CDU unterschiedlich organisiert und strukturiert und entstanden auch in verschiedenen Phasen der Parteilsgeschichte. Zu den Zusammenschlüssen der ersten Stunde, die zunächst auf der lokalen Ebene parallel zu den „Gründungskernen“ (Hans-Otto Kleinmann) der Union entstanden, gehörte neben Frauenausschüssen, den Sozialausschüssen der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft und Gruppen der Kommunalpolitischen Vereinigung auch die Junge Union.

Anfänge christlich-demokratischer Jugendarbeit

Der Gedanke der „Union“ als neuartige, schichten-, milieu- und konfessionsübergreifende Volkspartei begeisterte unmittelbar nach Kriegsende auch viele junge Menschen. Der 1920 geborene Ernst Majonica, von 1950 bis 1955 Deutschlandsprecher, also Bundesvorsitzender der Jungen Union, konstatierte

rückblickend, ihn habe besonders der Gedanke einer politischen Zusammenarbeit der Konfessionen fasziniert. Ausgangspunkt erster Diskussionskreise waren kirchliche Gruppen oder Freundeskreise aus gemeinsamen Studenten- oder Soldatentagen. Diese spontan entstandenen, eher losen Zusammenschlüsse standen, wie der erste JU-Bundesvorsitzende Bruno Six sich erinnerte, zumeist „in einem freundschaftlichen, aber unabhängigen Verhältnis“ zur CDU. Analog zum Parteaufbau der CDU/CSU häuften sich aber im Frühjahr und Sommer 1946 die Bemühungen, diese Gruppen organisatorisch zusammenzufassen. Nachdem im März 1946 ein „Arbeitsausschuss Junge Union für die SBZ und Berlin“, im Juni im Landesverband Rheinland „Aktionsgemeinschaften junger Deutscher in der CDU“ und Anfang August in der britischen Zone eine Zonentagung der Jungen Union unter Beteiligung von acht Landesverbänden stattgefunden hatten, kam es vom 17. bis 21. Januar 1947 zu einem ersten Treffen von Vertretern aller vier Besatzungszonen im Kurhaus von Königstein im Taunus. Auch sieben Vertreter aus der sowjetischen Besatzungszone nahmen teil, die indes alle aus Berlin kamen, weil die sowjetische Besatzungsmacht den christlich-demokratischen Jugendvertretern aus den Ländern der SBZ die Reise untersagt hatte. Die Junge Union auf dem Gebiet der späteren DDR sollte in den folgenden Monaten immer stärker unter Druck geraten.

Zum Zeitpunkt des Treffens hatte sich der Name „Junge Union“ (JU) allgemein durchgesetzt, nachdem zuvor auch Bezeichnungen wie „Junge Generation“ oder „Junge Aktion“ gebräuchlich gewesen waren.

Der Kurort Königstein

Der Kurort Königstein im Taunus war als Tagungs-ort gewählt worden, weil der organisatorisch bereits einigermaßen gefestigte Landesverband Hessen der CDU angeboten hatte, die Zusammenkunft materiell zu ermöglichen – angesichts der schwierigen Versorgungslage kurz nach dem Krieg eine beachtliche Herausforderung. Um die Sicherstellung der Versorgung der 59 Teilnehmer mit Heizmaterial und Lebensmitteln kümmerte sich der Königsteiner Bürgermeister persönlich. Die der Sage nach vom Merowingerkönig Chlodwig I. als Dank für den Sieg über die Alemannen um das Jahr 500 gegründete Stadt wurde intensiv von den Wirren der Reformations- und Gegenreformationszeit geprägt. So hatten die Bewohner, dem Prinzip „Cuius regio, eius religio“ entsprechend, im 16. und 17. Jahrhundert mehrfach die Konfession

wechseln müssen – ein durchaus passender Ort also, um die Jugendorganisation einer sich ausdrücklich als überkonfessionell verstehenden Volkspartei aus der Taufe zu heben. Ein weiterer Aspekt, der zumindest manchen der Teilnehmer bewusst gewesen sein dürfte, ist die Tatsache, dass Königstein der Geburtsort des Dichters Stefan George (1868–1933) war, der die Jugendbewegung, der viele der Teilnehmer entstammten, nachhaltig beeinflusst hatte. Die Stadt, die wie viele deutsche Städte unter den Verheerungen des Dreißigjährigen Kriegs (1618–1648) und später des Österreichischen Erbfolgekriegs (1740–1748) sowie der Revolutionskriege (1792–1802) gelitten hatte, erlebte ab 1851 einen wirtschaftlichen Aufschwung durch die Einrichtung einer Kaltwasserheilanstalt. In den folgenden Jahrzehnten wurde der Kurbetrieb immer wieder ausgebaut und erreichte seinen Höhepunkt kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs. Seit 1935

darf Königstein/Ts., das seit 1945 zum Land Hessen gehört, die Bezeichnung „Heilklimatischer Kurort“ tragen. 1949 trafen sich dort die bundesdeutschen Ministerpräsidenten und vereinbarten unter anderem das Staatsabkommen der Länder der Bundesrepublik Deutschland über die Finanzierung wissenschaftlicher Forschungseinrichtungen (Königsteiner Staatsabkommen). Der „Königsteiner Schlüssel“ legt seither fest, wie die einzelnen Länder der Bundesrepublik Deutschland an gemeinsamen Finanzierungen zu beteiligen sind.

Gründungsakt der deutschlandweiten Jungen Union

Obwohl besonders die aus der Jugendbewegung der Zwischenkriegszeit stammenden Teilnehmer eine Abneigung gegen allzu einheitliche Strukturen artikulierten und den lokalen und regionalen Gruppierungen größtmöglichen Freiraum zu lassen beabsichtigten, gilt die Königsteiner Tagung als Gründungsakt des Gesamtverbands und erster Deutschlandtag der Jungen Union. Es gab keine im Vorfeld festgelegte Tagesordnung, Ziel war ein Meinungsaustausch untereinander. Teilnehmer der Tagung waren unter anderem Ferdinand Friedensburg, Mia (Maria) Roos, Günter-Helge Strickstrack, Otto Laipold, Peter Lorenz und Achim Freiherr von Beust.

Dennoch wurden in Königstein auch Beschlüsse betreffend die künftige Struktur der Jungen Union getroffen. So sollte ein Deutschlandrat, bestehend aus den Vertretern der Landesverbände, gebildet werden. Zudem wurde die Einsetzung eines Satzungsausschusses beschlossen, der Statuten ausarbeiten sollte und bereits am 1. Februar 1947 in München

erstmalig zusammentrat. Auf den folgenden beiden, ebenfalls noch 1947 stattfindenden Deutschlandtagen wurden zunächst ein Vorstandsgremium und dann der aus den Vertretern der Landesverbände bestehende Deutschlandrat der Jungen Union geschaffen. Inzwischen hatte die Junge Union in der sowjetischen Besatzungszone angesichts der Verfolgung dort im Januar 1948 die Arbeit eingestellt. Im März 1947 waren dort ca. 20 Jugendliche und Studenten, die der CDU angehörten oder ihr nahestanden, verhaftet und viele von ihnen zu langjährigen Haftstrafen verurteilt worden. Mindestens zwei von ihnen überlebten die Haft in den sowjetischen Lagern nicht. Es war durchaus symbolisch gemeint, dass am 17. November 1948 der in den Westen geflohene ehemalige Sprecher der Jungen Union in der SBZ Fred Sagner zum neuen Deutschlandsprecher gewählt wurde. Abgeschlossen wurde die Institutionalisierung der Organisation mit der Tagung des Deutschlandrats am 2./3. Juli 1949 in Oberwesel, der die Satzung der Bundes-JU beschloss.

Verabschiedet worden war im Januar 1947 auch eine „Königsteiner Erklärung“, in der die „Gewährleistung eines erträglichen Lebensstandards“, das Ende der Demontagen, die gesetzliche Festschreibung des „Mitbestimmungsrecht[s] der Arbeiterschaft in den Betrieben“ und die Wahrung der Einheit Deutschlands verlangt wurden. Angesichts der katastrophalen Lebensbedingungen forderte man außerdem die „soziale Tat“ und die Durchführung eines gesamtgesellschaftlichen Lastenausgleichs, ebenso die Wiederherstellung und Garantie rechtsstaatlicher Verhältnisse. Die „Freiheit und Unverletzbarkeit der Person und die Würde der menschlichen Persönlichkeit“ müssten in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege „tatsächlich beachtet werden“. Diese Forderungen spielten auch zukünftig eine zentrale Rolle in der frühen Programmatik der Jungen Union

Die Junge Union wurde im Kurhaus in Königstein gegründet.





(wie auch der CDU) und gingen zu einem großen Teil in die „Würzburger Beschlüsse“ ein, die das im März 1950 verabschiedete erste Grundsatzprogramm der JU bildeten. Zudem wurde die „christliche Jugend der Welt“, besonders die Jugend Frankreichs, um die Bereitschaft zu Versöhnung und Zusammenarbeit gebeten. Auch dies war symptomatisch, waren es nach Kriegsende doch gerade die Jugendverbände unterschiedlichster Provenienz, die früh eine Vorreiterrolle bei der (Wieder)Anbahnung internationaler Kontakte spielten.



Peter Lorenz und Mia Roos zählen zu den Gründungsmitgliedern der Jungen Union.

Aufmüpfigkeit gegenüber den Honoratioren

Der spätere Bundeskanzler und Parteivorsitzende Konrad Adenauer begleitete die Bemühungen um die Schaffung einer christlich-demokratischen Jugendorganisation zunächst wohlwollend. So eröffnete er die erste Zonentagung der Jungen Union in der britischen Zone am 4. August 1946 in Recklinghausen, forderte die Teilnehmer zu „Mut und Geduld“ auf und ermunterte zum fruchtbaren Gedankenaustausch zwischen den Generationen. Allerdings

dürften er und die anderen anwesenden Granden der jungen Partei den Auftritt von Bruno Six auf dem ersten Zonenparteitag der CDU in der britischen Zone, der am 14./15. August 1947 in Recklinghausen abgehalten wurde, eher mit Missvergnügen verfolgt haben. Der aus Regensburg stammende Journalist Six, der als Angehöriger des Jahrgangs 1906 bereits das fünfte Lebensjahrzehnt begonnen hatte, war im Juli 1946 zum Landesprecher der Jungen Union Westfalen-Lippe gewählt worden und hatte auch in Königstein zu den Hauptrednern gehört. In Recklinghausen erklärte er in geradezu schneidender Schärfe, eine „Generation, die zweimal Krieg und Frieden verloren hat“, „habe keinen Anspruch darauf, zum dritten Male ein Reich allein gestalten zu dürfen“. Man brauche den Rat der älteren Generation – „wir brauchen ihn dringend“ –, diese dürfe aber nicht „der Jungen Union den Platz“ versperren. Die CDU sei eine junge Partei, so mahnte er die Honoratioren, „sorgen sie dafür, dass sie die Partei der Jugend wird!“.

Bruno Six wurde auf dem 3. Deutschlandtag vom 12. bis 15. Oktober 1947 in Hamburg zum ersten Deutschlandsprecher der Jungen Union gewählt. Als Ziele der Organisation nannte er dort „die Gewinnung der jungen Generation für die politische Idee, die staatsbürgerliche Durchbildung dieser Generation und die Weiterentwicklung des Parteiprogramms nach dem Lebensgefühl der jungen Menschen“. Letzteres und die Tatsache, dass man in Hamburg auch die Einrichtung eines bei der Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU in Frankfurt/Main angesiedelten Deutschland-Sekretariats der Jungen Union beschloss, zeigt, dass man sich trotz der Kritik an den Altvorderen eindeutig als Jugendorganisation der neuen Partei verstand.

Die erwähnte Aufmüpfigkeit gegenüber den Partei-honoratioren kann durchaus als symptomatisch für die Spannungen gesehen werden, die die CDU im Verlaufe

ihrer Geschichte immer wieder mit ihren Vereinigungen auszutragen hatte. In späteren Jahren sollten vor allem die Frauenvereinigung oder die Sozialausschüsse der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft der Parteiführung mit ihren inhaltlichen und personalpolitischen Forderungen zeitweilig gehörig auf die Nerven gehen.

Auf dem Weg zum größten politischen Jugendverband der Bundesrepublik

Auch die gegenüber der Parteiführung konzilianteren Nachfolger von Six in der Leitung der Jungen Union legten größten Wert darauf, nicht – wozu manche Parteihonoratioren durchaus neigten – als „Plakatklebkolonne“ der CDU betrachtet, sondern als eigenständige politische Kraft behandelt zu werden. Bis weit in die 1950er Jahre hinein waren kritische Bemerkungen über das zu geringe politische Gewicht der Jungen Union fester Bestandteil bei Sitzungen des Deutschlandrats und auf den Deutschlandtagen. In der Tat handelte es sich anfangs noch um keine Massenbewegung und man hatte auch noch keineswegs „die Fackelträgerfunktion bei den Vereinigungen“ (Hans-Otto Kleinmann) übernommen, die die JU später zumindest zeitweise für sich in Anspruch nehmen konnte. Vielmehr hatte sie das Ziel, eine politische Massenbewegung zu werden, bei Weitem noch nicht erreicht und war auch organisatorisch alles andere als gut aufgestellt. Dies änderte sich im Verlauf der 1950er und 1960er Jahre, in denen sich die Junge Union zum größten politischen Jugendverband der Bundesrepublik entwickelte und einen innerparteilichen Einfluss entfaltete, der 1967 Theodor Eschenburg dazu veranlasste, sie als seinerzeit „erfolgreichste personalpolitische pressure group“ in der Bundesrepublik zu bezeichnen.



Der erste Bundesvorsitzende der Jungen Union Bruno Six.

Auf der anderen Seite spielte gerade die Junge Union in den frühen 1950er Jahren bei der gesellschaftlichen Durchsetzung des von der CDU-geführten Bundesregierung gegenüber den Verbündeten zugesagten bundesdeutschen Verteidigungsbeitrags eine zentrale Rolle. Der seinerzeitige Deutschlandsprecher Ernst Majonica nahm rückblickend für seine Organisation in Anspruch, damals die „Hauptlast der Diskussion mit der deutschen Jugend“ getragen zu haben, weshalb die Akzeptanz der Wiederbewaffnung „nicht zuletzt ein Verdienst der Jungen Union“ gewesen sei. Die Mutterpartei revanchierte sich für die parteiloyale Aufgabenerfüllung, indem sie Nachwuchskräften aus der Jungen Union schon vergleichsweise früh den Weg in die Parlamente öffnete. Neben Majonica, der von 1959 bis 1969 außenpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagfraktion war, sind hier unter anderem Gerhard Stoltenberg, Bert Even und Matthias Wissmann zu nennen.

1956 erhielten die Junge Union, die Frauenvereinigung, die Sozialausschüsse (CDA), die Kommunalpolitische Vereinigung und die Mittelstandsausschüsse den satzungsmäßigen Status einer „Vereinigung“. 1962 definierte man als deren Aufgabe, „das Gedankengut der CDU in ihrem Wirkungskreis zu vertreten und zu verbreiten“. Frank Bösch sieht in der Rolle der relativ selbstständigen Vereinigungen, denen auch Nicht-Mitglieder der CDU beitreten konnten und können, einen mitentscheidenden Faktor für die enorme Integrationsleistung der „Adenauer-CDU“: Sie hätten eine „Mittlerfunktion zwischen Partei und Gesellschaft“ übernommen, die Einbindung unterschiedlicher Interessengruppen gefördert und so die großen Wahlsiege ermöglicht.

Literatur

Böhr, Christoph (Hg.): Jugend bewegt Politik. Die Junge Union Deutschlands 1947–1987. Krefeld 1988, darin u. a. Horstwalter Heitzer: Gründung und Entwicklung der Jungen Union bis zu den „Würzburger Beschlüssen“ 1950 (S. 15–54).

Bösch, Frank: Macht und Machtverlust. Die Geschichte der CDU. Stuttgart, München 2002.

Kleinmann, Hans-Otto: Geschichte der CDU 1945–1982. Hg. v. Günter Buchstab. Stuttgart 1993.

Krabbe, Wolfgang R.: Parteilugend in Deutschland. Junge Union, Jungsozialisten und Jungdemokraten 1945–1980. Wiesbaden 2002.

Mißfelder, Philipp (Hg.): 60 Jahre Junge Union Deutschlands. 2. Aufl. Monschau 2007.

Wagner, Jochen: Die Junge Union Deutschlands. Geschichte, Struktur und Perspektiven. Saarbrücken 1998.

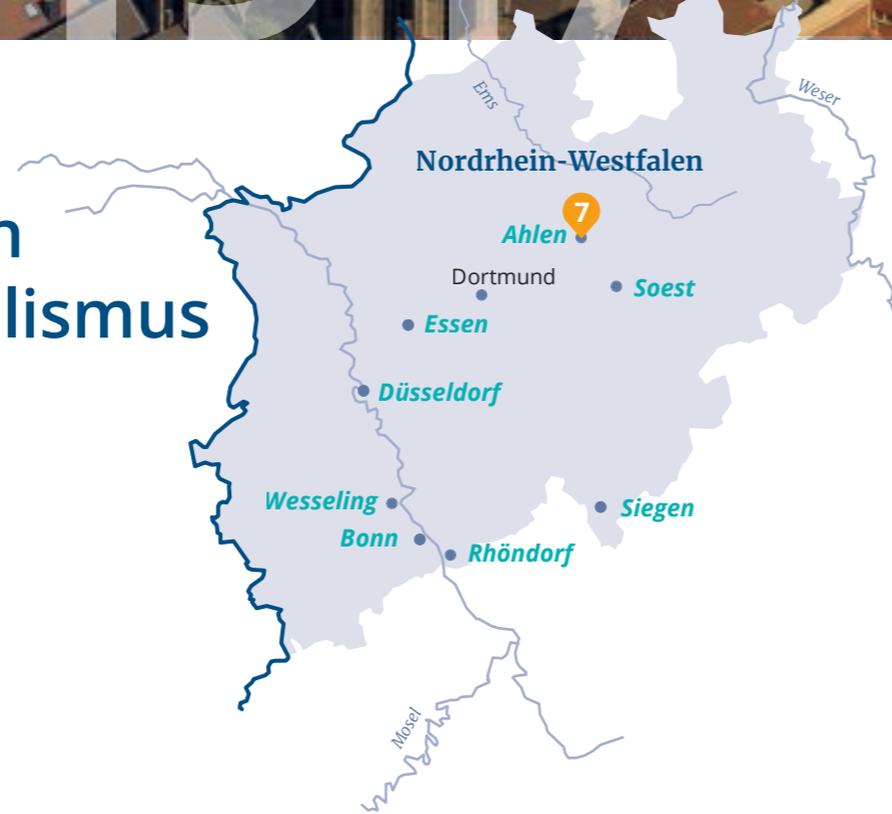


Ahlen

Kloster St. Michael

Auf der Suche nach einem Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus

Markus Lingen



In der Zeit vom 1. bis 3. Februar 1947 tagten 40 Christliche Demokraten des Zonenausschusses der CDU in der britischen Besatzungszone im Pensionat des Klosters St. Michael in Ahlen. Sie berieten unter der Leitung ihres Vorsitzenden Konrad Adenauer das sogenannte Ahlener Programm, das einen dritten Weg jenseits von Kapitalismus und Sozialismus beschrieb.

Ausgangslage

Warum ging der Zonenausschuss nach Ahlen? Es war in der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht einfach, einen Tagungsort zu finden, an dem bis zu 30 Personen untergebracht und gepflegt werden konnten und der gleichzeitig verkehrsgünstig und zentral gelegen war.

In der weltpolitischen Konstellation jener Jahre war das Ahlener Programm vom 3. Februar 1947 ein Dokument des sozialen Gewissens und Wollens der Union. Es war zudem ein eindrucksvoller Nachweis dafür, dass man seinerzeit bestrebt war, die geistigen Fehlhaltungen, die zum Nationalsozialismus und zur Weltkriegskatastrophe geführt hatten, radikal zu überwinden und künftig eine Gesellschaftsordnung zu installieren, die von Freiheit in Politik und Wirtschaft, von Recht und Gerechtigkeit gekennzeichnet sein sollte. Zudem hatte die Auffassung, die Instabilität des „Systems Weimar“ sei zu erheblichen Teilen auch auf seine wirtschaftlichen sowie arbeits- und gesellschaftspolitischen Defizite zurückzuführen, maßgeblichen Einfluss auf die Verfasser des Ahlener Programms.



Im Kloster St. Michael verabschiedete der Zonenausschuss der CDU der britischen Zone das Ahlener Programm.

Vor sozialen Spaltungen der Gesellschaft wie in der Weimarer Zeit sollte die Ordnung der Bundesrepublik Deutschland bewahrt werden. Nur vor diesem Hintergrund lässt sich der machtvolle politische und programmatische Einsatz des Arbeitnehmerflügels der CDU in der Frühzeit erklären, der teilweise gar für einen christlichen Sozialismus eintrat.

Doch nicht nur der Arbeitnehmerflügel nahm Einfluss auf das Programm. Vor dem Hintergrund, dass die britische Zone unter der politischen Kontrolle der britischen Militärverwaltung stand, sah Konrad Adenauer in dem Ahlener Programm die große Chance, eine Sozialisierungswelle, die von der britischen Besatzungsmacht im Zusammenspiel mit den sozialistischen Parteien geplant war, zu verhindern. Sicherlich war es auch nicht unwichtig für die CDU, in der Auseinandersetzung mit den linken Parteien SPD und KPD sowie dem wiedererstandenen Zentrum ein fortschrittliches Parteiprogramm entworfen zu haben.

Ideengeschichtlicher Hintergrund

Der ideengeschichtliche Hintergrund des Ahlener Programms speist sich aus der christlich-sozialen Bewegung bis 1933 und auch unmittelbar nach 1945. Die Päpste und die Sozialenzykliken waren im Grundsätzlichen geblieben; das Ahlener Programm wurde hingegen ziemlich konkret – für ein Aktionsprogramm auch angemessen, aber in den konkreten Forderungen eben durch seine Zeit bedingt.

Die katholische Soziallehre fragt nicht und gibt keine Auskunft darüber, wie Wirtschaft, Gesellschaft und Staat in einer konkreten Situation mit welchen Mitteln zu ordnen sind. Die Bürger sind verantwortlich,

in einer konkreten Situation ihren Staat zu bestellen. Der christlichen Soziallehre geht es vielmehr um die Konzeption eines gesellschaftlichen Ordnungsbilds, das sich auf Grundlage einer Reihe unveränderlicher ethischer Grundsätze ergibt. Das aber bedeutet: Es gibt keine christliche Wirtschafts-, Sozial- und Staatsordnung, die für alle Zeiten und Situationen gleichermaßen gültig ist. Wie allgemeine, gültige Prinzipien in der jeweiligen Situation zu verwirklichen sind, bedarf einer sorgfältigen Analyse der Tatsachen und kann deshalb nicht von vornherein festgelegt werden. So ist es folgerichtig, dass Teile des Ahlener Programms heute überholt sind, weil sie in eine konkrete zeithistorische Situation hinein konzipiert worden sind.

Das Ahlener Programm war das Produkt des sogenannten Walberberger Kreises um Pater Eberhard Welty OP von Kloster Walberberg bei Köln sowie der beiden bedeutenden CDA-Politiker der Frühzeit Johannes Albers und Karl Arnold. Der Walberberger Kreis hatte schon die Kölner Leitsätze, das Urprogramm der rheinischen Union im Juni 1945, weitgehend konzipiert.

Erst wenn man den historisch-ideengeschichtlichen Hintergrund des Ahlener Programms in den Blick nimmt, hat man den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis des Programms und seiner überzeitlichen Bedeutung. Sie liegt begründet in dem geistigen Fundament der Union, dem christlich-demokratischen und dem christlich-sozialen Gedankengut, wie es vor allem von der katholischen Soziallehre entwickelt und entfaltet worden ist, aber auch im sozialen Protestantismus seit Johann Hinrich Wichern seine Wurzeln hat.

Grundsätze des Ahlener Programms

Heute noch gültige Grundsätze des Ahlener Programms sind die Forderung nach einer Wirtschafts- und Sozialordnung, die der Freiheit der Person gerecht wird. Freiheit im politischen und Freiheit im wirtschaftlichen Bereich hängen aber untrennbar zusammen. Dies ist die Fundamentalidee, die vor allem Adenauer immer wieder mit Nachdruck vertreten hat und mit der er sich von manch überzogenen Forderungen vonseiten des linken Flügels der Union abgrenzte. Der zweite, ebenso wichtige Grundsatz ist das Postulat, dass die Wirtschaft der Bedarfsdeckung des Volks zu dienen hat und deshalb auch alle Menschen an den Erträgen der Wirtschaft, die ja ein sozialer Prozess ist, teilhaben sollen.

Schließlich ist noch ein dritter Grundsatz zu erwähnen, der immer wieder als Adenauers ureigene Idee angesehen wurde: Es geht um das „machtverteilende Prinzip“, das in Wirklichkeit aber – wie das Persönlichkeitsprinzip und das Gemeinwohlprinzip – ein uralter Grundsatz der christlichen Soziallehre ist. Es ist dem Subsidiaritätsprinzip eng verwandt und fordert, dass einzelne Personen, Gruppen, Verbände oder staatliche Stellen nur so viel Macht besitzen sollen, wie zur Erfüllung der jeweiligen Aufgabe unbedingt notwendig ist. Dieses Prinzip ist eine Absage an den extremen Kapitalismus und den Staatssozialismus zugleich.

Ahlen, und das ist die gesellschaftspolitische Leistung dieses Programms, wollte die richtige Formel finden für die Verteilung der politischen und gesellschaftlichen und damit auch wirtschaftlichen Macht. Hier sollte also das Pendant zur demokratisch-rechtsstaatlichen Ordnung entwickelt werden. Der Weg zu einer solchen Wirtschaftsordnung schien den Delegierten von Ahlen im Detail allerdings noch nicht gangbar. Das politische



Die beiden CDA-Politiker Karl Arnold und Johannes Albers prägten das Ahlener Programm.

Wollen und das soziale Gewissen hatten daher Vorrang vor den Sach- und Detailfragen der Wirtschaftswissenschaften und der Ordnungspolitik. Noch fehlte eine konsistente Vision, wie sie Ludwig Erhard dann ein Jahr nach der Verabschiedung des Ahlener Programms mit der Konzeption des sogenannten Leitsätzegesetzes zur Liberalisierung der Wirtschaft der Bizone im Sommer 1948 entwickeln sollte. Erhard war – auch in liberalen Kreisen – zunächst noch recht einsam mit seinen wirtschaftsliberalen Grundsätzen, die selbst Wirtschaftsfachleute in der damals schwierigen Ausgangslage für verfrüht hielten.

Die Christlich-Sozialen waren also mit ihrer Skepsis gegen die Marktwirtschaft keinesfalls allein. Aber bereits in Ahlen war erkannt worden, dass es auch künftig – wie immer die Ordnung im Einzelnen aussehen und heißen mochte – ohne Wettbewerb und ohne private Unternehmerinitiative nicht gehen könne. Wirtschaftsliberale Grundsätze standen so neben relativ weitgehenden sozialpolitischen Forderungen, deren bedeutendste sicherlich die nach betrieblicher Mitbestimmung war – die erste in einem deutschen Parteiprogramm nach 1945!

Bedeutung des Ahlener Programms

Dass das Ahlener Programm zeitbedingte Schwächen hatte, liegt auf der Hand. Diese Schwächen hatten ihre Ursache unter anderem in der ungeklärten Situation des unter alliierter Besatzung stehenden Deutschlands. Dazu gehörte das Auseinanderdriften der westlichen und der sowjetischen Besatzungszone. Dazu gehörte die noch immer nicht abschließend geklärte Frage von Reparationen und dazu gehörte, dass sich die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung noch gar nicht abzeichnete.

Die Väter der Düsseldorfer Leitsätze, mit denen die Unionsparteien dann die Soziale Marktwirtschaft als Ordnung der bundesrepublikanischen Wirtschaft und Gesellschaft formuliert haben, hatten schon durch die sich abzeichnende Staatenbildung deutlich bessere Bewertungsgrundlagen.

In dieser historischen Lage standen die Verfasser des Ahlener Programms und der Zonenausschuss. Entscheidend waren, sind und bleiben der moralische Anspruch, die ethisch-politischen Grundprinzipien des Ahlener Programms: das machtvorteilende Prinzip, das Machtkonzentration verhindert und das Freiheit in Staat und Wirtschaft, vor allem durch eine Dezentralisation der Macht, sichern soll. Die zentrale Forderung von damals gilt heute noch genauso: dass die Wirtschaft dem Menschen zu dienen hat und nicht umgekehrt.

Im Jahrbuch 1949 der CDU der britischen Zone, das vom Zonensekretariat in Köln redigiert worden war, wurde das Ahlener Programm bezeichnenderweise gar nicht erwähnt. Nach den Vorstellungen Adenauers war dieses Manifest nur ein ad hoc entworfenes Wahlprogramm für die nordrhein-westfälische Landtagswahl am 20. April 1947. Das eigentliche und bedeutungsvollere Programm der Partei war für den Zonenvorsitzenden das von ihm weitgehend selbst entworfene Programm von Neheim-Hüsten vom März 1946. Dieses hieß daher auch parteioffiziell „Das Programm der CDU für die britische Zone“. Jenes von Ahlen hingegen sollte eigentlich nur ein Ressortprogramm sein und heißt deshalb auch vollständig: „Das Ahlener Wirtschafts- und Sozialprogramm“. In Adenauers Memoiren ist es nicht einmal erwähnt, vielmehr unterstreicht er dort den Stellenwert seines eigenen Programms und die grundsätzliche Bedeutung der ersten Zonenausschusssitzung von Neheim-Hüsten. Dort sei – angeblich – schon die Einigung mit

den Anhängern des christlichen Sozialismus bezüglich der Sozialisierungsfrage erfolgt. In Wirklichkeit war genau das aber die Funktion der Sitzung vom 1. bis 3. Februar 1947 in Ahlen.

Ahlen ist kein Widerspruch zu Düsseldorf, sondern die Düsseldorfer Leitsätze sind durch das Ahlener Programm erst möglich geworden und sie erfahren erst durch Ahlen ihre innere Rechtfertigung. Dort heißt es: „Die vorwiegend eigentumsrechtlichen und gesellschaftspolitischen Grundsätze des Ahlener Programms werden anerkannt, jedoch nach der marktwirtschaftlichen Seite hin ergänzt und fortentwickelt.“

Die CDU wäre ohne das Programm von Ahlen nicht das geworden, was sie heute ist, eine Volkspartei der Mitte, für die wirtschaftliche Kompetenz und soziale Verantwortung zwei Seiten derselben Medaille sind. Die Union steht in der Tradition von Ahlen und Düsseldorf – und man darf die Offenburger Erklärung (1967, „Der Mensch ist wichtiger als die Sache“), das erste Grundsatzprogramm der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft, hinzufügen.

Literatur

Focke, Franz: Sozialismus aus christlicher Verantwortung. Die Idee eines christlichen Sozialismus in der katholisch-sozialen Bewegung und in der CDU. Wuppertal 1978.

John, Antonius: Ahlener Programm und Bonner Republik. Vor 50 Jahren: Ideenwettbewerb und Rivalität. Bonn 1997.

Konrad-Adenauer-Stiftung (Hg.): Konrad Adenauer und die CDU der britischen Besatzungszone 1946–1949. Dokumente zur Gründungsgeschichte der CDU Deutschlands. Bonn 1975.

Reichel, Herbert: Das „Ahlener Programm“ der CDU – ein fortwirkender Auftrag und seine Grenzen, in: Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften 17 (1976), S. 243–264.

Uertz, Rudolf: Christentum und Sozialismus in der frühen CDU. Grundlagen und Wirkungen der christlich-sozialen Ideen in der Union 1945–1949 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte Nr. 43). Stuttgart 1981.

Uertz, Rudolf: Von den Gründungsaufrufen 1945 zu den Grundsatzprogrammen 1978 und 1994. Zur Programmgeschichte der CDU, in: Günter Buchstab (Hg.): Brücke in eine neue Zeit. 60 Jahre CDU. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 2005, S. 94–138.



Luxemburg 1948

Rathaus

Aufbruch nach Europa der deutschen Christlichen Demokraten

Kordula Kühlem



„[G]erade die Aufnahme, die die deutschen Vertreter damals in Luxemburg gefunden haben, [hat] uns aufs tiefste berührt und uns in unserer Absicht bestärkt [...], unsere ganze Kraft dafür einzusetzen, dass dieses verwüstete Europa im christlichen Geist wieder aufgebaut wird.“ (Konrad Adenauer auf der Tagung der NEI am 14. September 1951 in Bad Ems)

Diese erste Aufnahme deutscher Christlicher Demokraten in den Kreis gleichgesinnter europäischer Politiker fand 1948 in Luxemburg statt. Knapp dreißig Jahre später, 1976, wurde ebenfalls in Luxemburg unter deutscher Beteiligung die Europäische Volkspartei (EVP) gegründet.

Zwischen Kriegsfestung und Neutralität – Der Ort Luxemburg

Bereits zur Zeit des Römischen Reichs befand sich auf dem Gebiet der Stadt Luxemburg eine wichtige Straßenkreuzung als Verbindung zwischen den heute zu Frankreich bzw. Deutschland gehörenden Städten Paris und Metz sowie Trier und Aachen. Die Sicherung dieses Knotenpunkts führte in den kommenden Jahrhunderten zu einer immer stärkeren Befestigung, erst zum Bau eines Wachturms, dann einer Burg und schließlich einer Festung, die Ende des 18. Jahrhunderts als eine der „stärksten der Welt“ (Lazare Carnot, französischer Offizier und Minister) galt.

Es erscheint fast schon selbstverständlich, dass die Herrschaft über diesen stark befestigten, logistisch bedeutsamen Ort mitten in Europa im Laufe der Jahrhunderte mehrfach wechselte zwischen Österreich, Frankreich, Spanien, dem Heiligen Römischen Reich

Deutscher Nation, den Niederlanden und Belgien. Doch 1867 folgten auf die jahrhundertelange Aufrüstung die Schleifung der Festung und die Verkündung der „immerwährenden Neutralität“ des inzwischen selbstständigen Großherzogtums Luxemburg. Der kleine Staat widmete sich nunmehr dem wirtschaftlichen Aufbau als Eisenbahnknotenpunkt, als Mitglied des deutschen Zollvereins (bis 1919) und nach dem Zweiten Weltkrieg schließlich als Mitbegründer der Zollunion BeNeLux.

Die Erkenntnis aus zwei Weltkriegen, wie zerbrechlich Neutralität sein kann, und der ausbrechende Kalte Krieg führten dazu, dass sich Luxemburg als Gründungsmitglied der NATO für die Westorientierung entschied und schließlich zum Schrittmacher der europäischen Integration wurde.

Zum ersten Mal dabei – Deutsche Christliche Demokraten beim Kongress der NEI

Bereits vom 30. Januar bis 1. Februar 1948 richtete Luxemburg eine Versammlung der Nouvelles Equipes Internationales (NEI) aus, wofür die Stadt sogar ihr Rathaus am zentralen Place Guillaume II zur Verfügung stellte. In der NEI hatten sich ein Jahr zuvor in Chaudfontaine bei Lüttich christlich-demokratische Politiker vor allem aus Europa, aber auch aus anderen Ländern zusammengeschlossen. Für ihren zweiten Kongress 1948 hatten sie beschlossen, sich nicht nur der „deutschen Frage“ zu widmen, sondern auch zum ersten Mal deutsche Repräsentanten dazu einzuladen.

Die erste Versammlung der **Nouvelles Equipes Internationales (NEI)** unter deutscher Beteiligung fand im Luxemburger Rathaus statt.



So wenig es selbstverständlich war, Vertreter des früheren Kriegsgegners einzuladen, so wenig war es selbstverständlich, dass diese an der Konferenz teilnehmen konnten. Deutschland stand 1948 noch immer unter der Besatzung der Hauptalliierten, die Deutschen unter den Direktiven der jeweiligen Besatzungsstaaten, und die fünf Mitglieder der deutschen Abordnung auf der Konferenz in Luxemburg brauchten für ihre Reise eine Genehmigung der Besatzungsbehörden. Deren Gewährung war ebenfalls keine Selbstverständlichkeit. Das zeigt sich darin, dass Konrad Adenauer, der Delegationsleiter und damalige Vorsitzende der CDU in der britischen Besatzungszone in Luxemburg, bei dieser

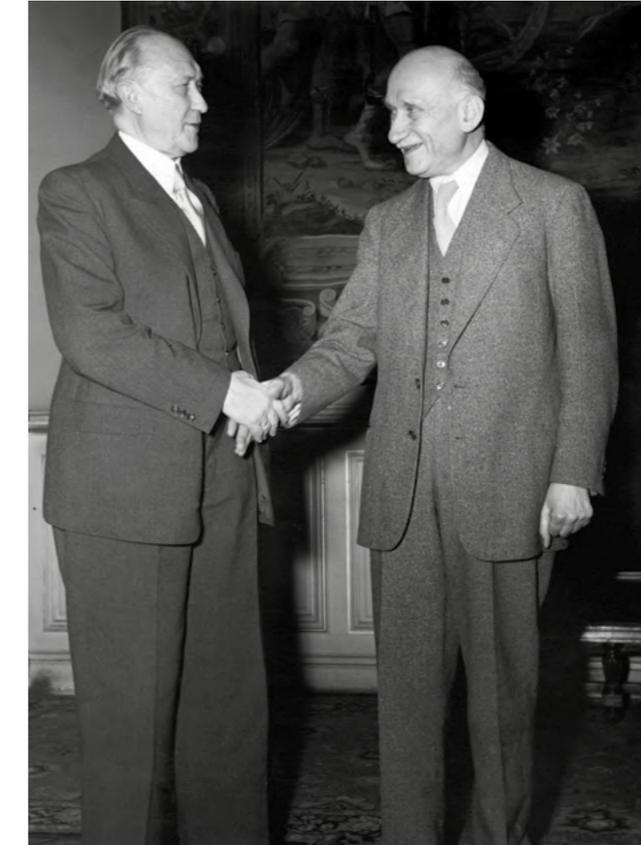
Gelegenheit das erste Mal nach dem Krieg ins Ausland reiste und mit ausländischen Politikern zusammentraf. Adenauers Bekenntnis am Anfang seiner Rede, als Deutscher mit einer „gewissen Befangenheit“ angereist zu sein, beweist zudem, welche Bedeutung dieser dem Ereignis beimaß.

Im Bewusstsein der Schuld aus der Zeit des Nationalsozialismus betonte Adenauer besonders sowohl die deutsche „Pflicht zur Wiedergutmachung“ der Deutschen als auch die „freundliche Aufnahme“ der Deutschen in Luxemburg. Deutlich bekannte er sich dazu, „dass die Lösung des deutschen Problems aufs

engste verknüpft ist mit dem Problem des Neuaufbaus Europas“. Daran anschließend formulierte er die Hoffnung – in Nachahmung des Zusammenschlusses der BeNeLux-Länder – auf eine „europäische Föderation“ auch und vor allem auf der Basis einer „freundschaftlichen Zusammenarbeit“ Deutschlands mit Frankreich.

Diesem Bekenntnis zu einem europäischen Zusammenschluss verschrieb sich nicht nur Adenauer, sondern die gesamte NEI. Sie bot den in ihr organisierten Politikern aus christlich-demokratischen Parteien in ganz Europa vor allem die Möglichkeit, sich auf informeller, inoffizieller Basis auszutauschen und politische Entscheidungen vorzubereiten. In den nächsten Jahren fanden zahlreiche Kongresse in verschiedenen europäischen Ländern statt, die stets von hochrangigen Politikern besucht wurden. Bei der ersten Versammlung auf deutschem Boden, im September 1951 in Bad Ems, hieß Adenauer als Bundeskanzler des inzwischen gegründeten westdeutschen Staats die Delegierten willkommen. Dabei hob er noch einmal hervor, was es für Deutschland bedeutete, bereits 1948 in Luxemburg in diesen Kreis aufgenommen worden zu sein.

Ab Mitte der 1950er Jahre verloren die NEI zunehmend an Bedeutung, woraufhin sie sich umorganisierten und 1965 als Europäische Union Christlicher Demokraten (EUCD) neu aufstellten. Ein Grund für den Bedeutungsverlust war allerdings, dass die NEI ihr wichtigstes Ziel inzwischen erreicht hatten: Mit der Gründung der EGKS 1952 und der EWG 1957 waren die ersten Schritte auf dem Weg der europäischen Integration erfolgt – und deutsche Christliche Demokraten waren seit dem Treffen der NEI in Luxemburg nicht nur dabei, sondern inzwischen an verantwortlichen Stellen mittendrin.



Bundeskanzler Konrad Adenauer und der französische Außenminister Robert Schuman am 22. November 1951 in Paris.

Mittendrin in der Europapolitik – Gründung der EVP

Die Rolle des Großherzogtums in den Anfängen der europäischen Integration würdigten die beteiligten Staaten, indem der Sitz der ersten gemeinsamen Institution, der EGKS, zumindest vorläufig nach Luxemburg kam. Als Ersatz für den Wegzug dieser Behörden 1958 residiert seitdem der Europäische Gerichtshof in der Stadt, dazu kamen nach und nach weitere Dienststellen, sodass Luxemburg einer der drei Verwaltungssitze der heutigen Europäischen Union ist.

Dafür schuf die Stadt ein ganzes Europaviertel mit vielen Neubauten auf dem Plateau Kirchberg. Ein Gebäude an dessen Rand ist benannt nach Robert Schuman, geboren in Luxemburg, später französischer Außenminister und einer der Väter der europäischen Integration. Dort wurden seit seiner Fertigstellung 1973 Sitzungen des Europäischen Parlaments und viele andere Versammlungen der europäischen Abgeordneten abgehalten. Eine davon fand am 8. Juli 1976 im sechsten Stock statt: die Gründung der Europäischen Volkspartei (EVP).

Bei dieser Veranstaltung waren die deutschen Vertreter nicht mehr nur geduldete Gäste, wie bei dem NEI-Kongress 28 Jahre vorher. Vielmehr waren deutsche Politiker aktiv an den Vorüberlegungen, der Planung und Konzeption beteiligt. Dazu gehörten vor allem der Präsident der aus den NEI hervorgegangenen EUCD Kai-Uwe von Hassel sowie der Vorsitzende der christlich-demokratischen (CD-)Fraktion im Europäischen Parlament, Hans August Lücker.

Lücker und von Hassel waren Mitglieder des bereits 1972 gegründeten Politischen Komitees, das die Zusammenarbeit von CD-Fraktion im Europäischen

Parlament und EUCD koordinierte und auch erste Vorüberlegungen zur Gründung einer europäischen christlich-demokratischen Partei anstellte. Richtig Schwung bekamen diese Gedanken durch den 1976 verabschiedeten Beschluss des Europäischen Parlaments, möglichst bald Direktwahlen abzuhalten, und durch die für diesen Zweck eingesetzte Arbeitsgruppe unter der Leitung von Lücker und dem belgischen Politiker Wilfried Martens.

Bereits am 29. April 1976 konnte das Statut für die neue Partei verabschiedet werden und mit der konstituierenden Sitzung am 8. Juli 1976 in Luxemburg erfolgte die offizielle Gründung. Im Schuman-Gebäude waren dafür 50 Delegierte aus zwölf christlich-demokratischen Parteien aus sieben Ländern zusammengekommen, darunter eine hochrangige Delegation aus der Bundesrepublik, der u. a. die Generalsekretäre der CDU, Kurt Biedenkopf, und der CSU, Gerold Tandler, sowie der Vorsitzende der Bundestagsfraktion der Union Karl Carstens angehörten. Zum ersten Präsidenten wurde der belgische Premierminister Leo Tindemans gewählt, der ein Jahr zuvor mit dem nach ihm benannten Bericht „*A common vision of Europe*“ der Europäischen Gemeinschaft den Weg zu einer Union gewiesen hatte. Den Auftrag, das Sekretariat der neuen Partei aufzubauen, erhielten gemeinsam der aus Deutschland kommende Exekutivsekretär der EUCD Josef Müller und der italienische Generalsekretär der Parlamentsfraktion Giampaolo Bettamio.

Stellvertretende Präsidenten wurden der Italiener Dario Antoniozzi, der Franzose André Colin, der Niederländer Norbert Schmelzer sowie Kraft ihres Amtes der inzwischen als Vorsitzender der CD-Fraktion im Europäischen Parlament amtierende Belgier Alfred Bertrand und Kai-Uwe von Hassel als Vorsitzender der EUCD. Mit Letzterem als ehemaligem Bundes-



Leo Tindemans, Premierminister von Belgien und erster EVP-Vorsitzender, Heiner Geißler, CDU-Generalsekretär, und Helmut Kohl, Bundesvorsitzender der CDU, auf dem ersten Kongress der EVP vom 6. bis 7. März 1978.

minister und Bundestagspräsidenten stellte die deutsche Union den deutlich prominentesten Politiker dieser Stellvertretergruppe. Dies unterstreicht, welchen Stellenwert diese Parteigründung und die gesamte europäische Integration in der Politik der deutschen Christlichen Demokraten damals hatten – wie auch heute noch haben.

Das zeigte sich bereits im Vorfeld auch an der Kompromissbereitschaft der Vertreter von CDU und CSU, die durchaus für eine Öffnung der gemeinsamen europäischen Partei für konservative und liberale, nicht explizit christliche Vereinigungen plädierten. Zur Sitzung vom 8. Juli 1978 in Luxemburg waren

Vertreter dieser Parteien allerdings nur als Gäste geladen, genauso wie Repräsentanten christlich-demokratischer Parteien aus Ländern, die (noch) nicht der Europäischen Gemeinschaft angehörten. Jedoch kamen die wenigsten der Einladung nach, woraufhin CSU-Generalsekretär Tandler betonte, es sei „kein idealistisches Ziel, sondern realpolitische Notwendigkeit“, die Mitgliederzahl der neuen Partei stetig zu vergrößern. Dieses Ziel ist mit fast 50 Mitgliedsparteien inzwischen längst erreicht.

Entgegenkommend verhielten sich CDU und CSU ebenfalls in dem harten Ringen um den Parteinamen. Schließlich einigte man sich darauf, den

Begriff „christlich“ nur in den Untertitel aufzunehmen, dafür aber den Volksparteigedanken zu betonen. Die Bezeichnung lautete schließlich: Europäische Volkspartei – Föderation der christlich-demokratischen Parteien der Europäischen Gemeinschaft. Eher unumstritten, für die damalige Zeit aber durchaus außergewöhnlich und umso weitblickender, firmierte dieser christlich-demokratische europäische Zusammenschluss sofort als Partei im Gegensatz zum Bund der Sozialisten und zur Föderation der Liberalen.

Zu Recht betonte Helmut Kohl als Vorsitzender der CDU anlässlich der Gründung der EVP: „Die Europäische Volkspartei ist die erste große Partei auf europäischer Ebene“, um daran den Anspruch und das Versprechen zu knüpfen: „Sie wird zur Kraftquelle der europäischen Bewegung werden.“

Motor der europäischen Einigung

Als Kraftquelle für Europa hat sich die neue Partei tatsächlich etabliert. Nach dem ersten Kongress der EVP in Brüssel am 6./7. März 1978 und der dortigen Verabschiedung eines Politischen Programms nannte sich auch die Gruppe im Europäischen Parlament – mal mit, mal ohne Zusatz – EVP-Fraktion. Diese ist seit der ersten Direktwahl 1979 über die Hälfte der Zeit von deutschen Fraktionsvorsitzenden geleitet worden – ein Beweis für die Rolle, in die deutsche Christliche Demokraten in Europa seit den Anfängen hineingewachsen sind. Außerdem ist die EVP-Fraktion seit 1999 die größte Parteiengruppierung im Europäischen Parlament.

Ebenfalls eine Kraftquelle für Europa ist Luxemburg, obwohl es bis zum Beitritt Maltas 2004 das kleinste Land der EU war. Seinen Namen tragen wichtige Wegmarken der europäischen Integration: Der „Luxemburger Kompromiss“ holte die Europäischen Gemeinschaften 1966 aus der Krise des „leeren Stuhls“ – bei der Frankreich durch Fernbleiben von den Ratssitzungen die Institution faktisch beschlussunfähig gemacht hatte – und ermöglichte das Inkrafttreten des Fusionsvertrags 1967, die „Luxemburger Erklärung“ formulierte 1984 eine Annäherung der EG-Staaten an die Staaten der damaligen Europäischen Freihandelsassoziation (EFTA), die „Luxemburg-Gruppe“ bildeten die Staaten Ost-Mitteleuropas, mit denen 1998 zuerst Beitrittsverhandlungen aufgenommen wurden. Mit gutem Grund wurde dem Großherzogtum 1986 als bisher einzigem europäischen Staat der Karlspreis verliehen.

Für deutsche Christliche Demokraten ist Luxemburg durch den Kongress der NEI 1948 das Tor zum Eintritt in die europäische Integration. Aufgrund der dortigen Gründung der EVP 1976 symbolisiert der Ort außerdem die Institutionalisierung der christlich-demokratischen Zusammenarbeit auf europäischer Ebene. Somit ist Luxemburg ein Erinnerungsort der europäischen Integration für Christliche Demokraten – aus Deutschland, aber auch aus ganz Europa.

Literatur

Durand, Jean-Dominique: L'Europe de la Démocratie Chrétienne. Paris 1994.

Fontaine, Pascal: Herzenssache Europa. Eine Zeitreise 1953–2009. Geschichte der Fraktion der Christdemokraten und der Europäischen Volkspartei im Europäischen Parlament. Brüssel 2009.

Jansen, Thomas: Die Entstehung einer Europäischen Partei. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung der EVP. Bonn 1996.

Jansen, Thomas/Steven Van Hecke: At Europe's Service. The Origins and Evolution of the European People's Party. Heidelberg 2011.

Kaiser, Wolfram: Deutschland exkulpiert und Europa aufbauen. Parteienkooperation der europäischen Christdemokraten in den Nouvelles Equipes Internationales 1947–1965, in: Michael Gehler/Wolfram Kaiser/Helmut Wohnout (Hg.): Christdemokratie in Europa im 20. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar 2001, S. 695–719.



Düsseldorf 1949

Ständehaus

Plädoyer für die Soziale Marktwirtschaft – Die wirtschaftspolitischen Leitsätze der Arbeitsgemeinschaft der CDU

Wolfgang Tischner



Die Düsseldorf Leitsätze formulierten als wirtschaftspolitisches Programm der CDU für den Bundestagswahlkampf 1949 einen Ausgleich zwischen ordoliberalen und sozialpolitischen Forderungen und prägten den Begriff Soziale Marktwirtschaft.

Das Düsseldorf Ständehaus

Am 15. Juli 1949 hatte die CDU zu einer Pressekonferenz in das Düsseldorf Ständehaus eingeladen. Vorgestellt werden sollte das Wirtschaftsprogramm der Union für die bevorstehenden Bundestagswahlen im August. Der Ort des Geschehens, das Ständehaus, beherbergte den Landtag Nordrhein-Westfalens, des auf britische Veranlassung 1946 neu gebildeten, größten Lands in den westlichen Besatzungszonen.

Dass gerade das Düsseldorf Parlamentsgebäude für diesen Anlass ausersehen wurde, hatte mehrere Gründe. Zum einen regierte mit Karl Arnold seit den Landtagswahlen 1947 ein CDU-Ministerpräsident in Düsseldorf und die Stadt selbst hatte mit Robert Lehr einen auch überregional bekannten ehemaligen Oberbürgermeister. Lehr war im Widerstand aktiv gewesen und unterstrich zudem noch in seiner Funktion als rheinischer Oberpräsident (1945–1946) und engagierter Protestant den überkonfessionellen Charakter der CDU. Außerdem waren in der Programmkommission, die das Wirtschaftsprogramm erarbeitet hatte, im Wesentlichen Politiker der CDU der britischen Besatzungszone aktiv gewesen.

Vor allem aber gab es praktische Gründe für die Auswahl des Ständehauses: Das bei einem Bombenangriff 1943 zerstörte Landtagsgebäude, von 1881



Im Düsseldorf Ständehaus wurden die Düsseldorf Leitsätze verabschiedet.

bis zu seiner Abschaffung im Dezember 1933 Sitz des Rheinischen Provinziallandtags und vom Volksmund despektierlich als „sechste rheinische Provinzialirrenanstalt“ bezeichnet, war gerade wieder aufgebaut und erst am 15. März 1949 als „Haus des Landtags“ feierlich neu eröffnet worden. Technisch auf dem neuesten Stand verfügte es neben modernen Lautsprecheranlagen sogar über ein eingebautes Rundfunkstudio mit Direktübertragung zum Kölner Funkhaus des Nordwestdeutschen Rundfunks und moderne Fernschreibertechnik für die Presse – die besten Rahmenbedingungen für ein überzonales Medienereignis im immer noch kriegszerstörten Deutschland.

Präsentiert wurde den anwesenden „Pressevertretern des In- und Auslandes“ wie stolz der *Deutschland-Union-Dienst*, der Pressedienst der Union, berichtete – ausländisches Medieninteresse galt im verfeimten Nachkriegsdeutschland als besonderes Qualitätsmerkmal –, ein Wirtschaftsprogramm unter dem zugkräftigen Begriff Soziale Marktwirtschaft. Das Medienecho war überzeugend: Überwiegend positive Berichte in überregionalen Zeitungen wie der *Welt* erschienen und der Leserschaft wurde teilweise, etwa in der *Rheinischen Post*, der Abdruck des gesamten Programms auf zwei Seiten zugemutet; freilich war Karl Arnold auch einer ihrer Lizenzträger. Mehr kostenlose Werbung konnte sich eine Partei im Wahlkampf kaum wünschen.

Die CDU bot für die Vorstellung alle auf, die Rang und Namen in der Partei hatten: Konrad Adenauer, als Vorsitzender der CDU in der britischen Zone und Präsident des Parlamentarischen Rats der wichtigste westdeutsche Politiker, Ludwig Erhard, der populäre Direktor der trizonalen Wirtschaftsverwaltung und von der Öffentlichkeit als Gesicht des Aufschwungs seit der Währungsreform vom 20. Juni 1948 wahrgenommen, Jakob Kaiser und Johannes Albers als Vertreter des

Gewerkschaftsflügels der CDU sowie andere präsentierten gemeinsam das neue Programm. Darauf, dass die volle Breite der CDU vertreten war, hatte Adenauer besonderen Wert gelegt, da die Düsseldorfer Leitsätze, wie das neue Wirtschaftsprogramm genannt wurde, inhaltlich möglichst nicht als eine zu dezidierte Abkehr von den teilweise kapitalismuskritischen Positionen des Ahlener Programms wahrgenommen werden sollten. Wie hatten sich die wirtschaftspolitischen Positionen der CDU seit 1945 entwickelt?

Alfred Müller-Armack prägte den Begriff der Sozialen Marktwirtschaft.



Zwischen Zentrum und Freiburger Schule

In der nach Kriegsende neu gegründeten CDU konkurrierten anfangs die wirtschaftspolitisch häufig divergierenden Vorstellungen ihrer Vorgängerparteien. Im Zentrum hatte es wirtschaftsnahe Ziele beim konservativen Parteiflügel gegeben, während der starke Gewerkschaftsflügel mit genossenschaftlichen Modellen und teilweise sozialistischen Eigentumsverhältnissen geliebäugelt hatte. Beides war im Rahmen der maßgeblichen kirchlichen Lehrtexte möglich, die für die kirchennahen Parteianhänger die Grenzen der Programmatik aufzeigten.

Unter den Liberalen verschiedener Schattierungen, in ihrer überwiegenden Mehrzahl Protestanten, die ebenfalls zur Union stießen, waren die Vertreter der Freiburger Schule mit Abstand die wirtschaftspolitisch einflussreichsten. Zu dieser Gruppe gehörten unter anderem Franz Böhm und Adolf Lampe. Deren wirtschaftspolitische Überzeugungen hatten sich in der Endphase der Weimarer Republik und in der Auseinandersetzung mit der NS-Kommandowirtschaft während des Krieges gebildet. Sie sahen ein Wirtschaftssystem vor, bei dem der Staat die Regeln des Wirtschaftslebens vorgeben, von Einzelinterventionen aber Abstand nehmen sollte. In diesem „Ordoliberalismus“ war der Staatsmacht eine Schiedsrichterrolle zugedacht, aus dem eigentlichen Wirtschaftsleben, vor allem aus der Preisgestaltung, sollte sich der Staat jedoch heraushalten. Unter dem Eindruck des Nationalsozialismus waren besonders auch die ethischen Aspekte eines neuen Wirtschaftssystems wichtig geworden; hieran arbeitete insbesondere Alfred Müller-Armack. Er benutzte 1947 dafür als Erster den Begriff der Sozialen Marktwirtschaft.

Das Ahlener Programm

Grundsätzlich sahen die päpstlichen Enzykliken wie die 1891 veröffentlichte Schrift *Rerum Novarum* sowohl privates Eigentum an Produktionsmitteln wie auch dessen Sozialbindung vor. Dieses Erbe der katholischen Soziallehre traf 1945 auf eine Gesellschaft im wirtschaftlichen Zusammenbruch, die die Erfahrung gemacht hatte, dass die nationalsozialistische Kriegswirtschaft inmitten des Chaos des Kriegsendes noch vergleichsweise funktionsfähig geblieben war. In den ersten beiden Nachkriegsjahren tendierte die öffentliche Meinung sowohl unter der deutschen Bevölkerung als auch bei allen Besatzungsmächten dahin, dass eine Bewirtschaftung der knappen Ressourcen der einzige erfolgversprechende Weg sei; die Ordoliberalen wurden außerhalb des akademischen Diskurses noch nicht wahrgenommen. In der Union fand dies seinen Ausdruck im sogenannten Ahlener Programm vom 3. Februar 1947.

In ihm wurde die NS-Wirtschaft als „getarnter Staatssozialismus“ kritisiert, der genauso abzulehnen sei wie der Marxismus. In dem Programm sprach sich die nordrhein-westfälische CDU für die Vergesellschaftung der Montanindustrie aus, allerdings sollten grundsätzlich legal erworbene Eigentumsrechte geachtet werden. Auch die Förderung von Kleinbetrieben und Mittelstand war explizit vorgesehen. Ausdrücklich bejaht wurde die Planwirtschaft, freilich nicht als Selbstzweck und in Form einer wirtschaftlichen Selbstverwaltung, da die Freiheit der Person ebenfalls gefordert wurde. Obwohl kein offizielles Parteidokument galt das Ahlener Programm als Wirtschaftsprogramm der Union.

Konrad Adenauer und Ludwig Erhard

Eine entscheidende Rolle innerhalb der CDU spielte Konrad Adenauer, der sich seit 1945 in den westzonalen CDU-Landesverbänden mehr und mehr durchgesetzt hatte. Programmatisch setzte Adenauer auf die Abgrenzung zum Arbeitnehmerflügel der CDU und gegenüber dessen sozialpolitischen Forderungen, die vor allem Jakob Kaiser bis zu seiner Absetzung als Vorsitzender der CDU in der SBZ durch die sowjetische Besatzungsmacht Ende 1947 vertreten hatte. Kaiser hatte, taktisch durchaus geschickt, mit dem Begriff des „christlichen Sozialismus“ die SED programmatisch in Bedrängnis gebracht. Im Zuge der wachsenden Ost-West-Spannungen erwies sich der Begriff aber in den Westzonen als Belastung. Nachdem Kaiser in den Westteil Berlins fliehen musste, fehlte ihm auch innerhalb der Union die nötige Basis, um die Auseinandersetzung mit dem immer stärker werdenden Adenauer zu gewinnen.

Die strukturellen Rahmenbedingungen für eine wirtschaftliche Erholung in den Westzonen begannen sich nach dem Tiefpunkt im Winter 1947 schrittweise zu bessern. Die Verkehrswege waren bald wieder provisorisch benutzbar, der Zusammenschluss zur Bizone und später zur Trizone ließ wieder einen ernstzunehmenden Binnenmarkt entstehen. Mit der Rückkehr eines umfassenden Anteils der Kriegsgefangenen und durch den Zustrom der Flüchtlinge und Vertriebenen stand ein großes Arbeitskräftepotenzial zur Verfügung. Viel zu starr blieb allerdings die Devisenbewirtschaftung und mit der inflationären Reichsmark fehlte eine leistungsfähige Währung, um die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Die amerikanische Besatzungsmacht bereitete deshalb im Frühsommer 1948 die Einführung einer neuen Währung und damit einen Währungsschnitt vor. Deutsche Fachleute änderten



**Ludwig Erhard setzte sich als Wirtschafts-
direktor und als Bundeswirtschaftsminister
für die Soziale Marktwirtschaft ein.**

die US-amerikanischen Pläne eher geringfügig; vor allem die Bargeldauszahlung und die Quote des Schuldenschnitts waren umstritten. Letztlich wurden 93,5 Prozent der Bankguthaben gestrichen.

Gleichzeitig bereitete die Wirtschaftsverwaltung des Vereinigten Wirtschaftsgebiets unter ihrem Direktor Ludwig Erhard ein Gesetz über die Freigabe von Preisen vor: das Leitsätze-gesetz. Der Nationalökonom Erhard, der während des Kriegs in einem privaten Wirtschaftsinstitut gearbeitet hatte und in der zweiten Kriegshälfte mit der Ausarbeitung von Planungen für die Wiedereingangssetzung des Wirtschaftslebens befasst gewesen war, stammte seinen akademischen Werdegang betreffend nicht aus der Freiburger Schule. Er hatte sich aber, wie sich anhand seiner Nachkriegsveröffentlichungen gut nachzeichnen lässt, schnell zu einem überzeugten Ordoliberalen gewandelt und vertrat diese Position auch gegenüber der US-Besatzungsmacht. Die Währungsreform vom 20. Juni 1948 brachte über Nacht gehortete Waren in Umlauf. Schon am 25. Juni nutzte Erhard die ihm durch das neue Gesetz gegebenen Möglichkeiten und hob die Preisfestsetzung für etliche Produktgruppen auf. Nach einigen Monaten starker Inflation und dem entsprechenden innenpolitischen Druck – immerhin kam es zu einem Generalstreik gegen die Preissteigerungen – wurde gegen Jahresbeginn 1949 deutlich, dass die Politik Erhards tatsächlich ursächlich für den beginnenden Wirtschaftsaufschwung war. Andere Faktoren wie die anlaufende Marshallplanhilfe, die den Westzonen vor allem Devisen für den Rohstoffeinkauf bereitstellten, kamen hinzu.

Das Grundgesetz

Deutschlandpolitisch bedeutete die Währungsreform allerdings, dass sich die Spaltung des Lands kaum würde vermeiden lassen. In den westlichen Besatzungszonen war nach anfänglichem Zögern der französischen Besatzungsmacht mit dem Parlamentarischen Rat eine aus Delegierten der demokratisch gewählten Länderparlamente zusammengesetzte verfassungsgebende Versammlung in Bonn zusammengetreten, die bis zum Frühjahr 1949 mit dem Grundgesetz eine bewusst provisorisch gehaltene Verfassung entworfen hat. Trotz einiger Einflussnahmen durch die Besatzungsmächte stand das Grundgesetz in der Tradition der deutschen Verfassungsgebung, intensiv beeinflusst natürlich durch die Erfahrungen des Nationalsozialismus. Die Zusammenarbeit im Parlamentarischen Rat zwischen CDU/CSU, FDP und Zentrum sicherte im Bereich der Wirtschafts- und Sozialverfassung die zentralen Vorstellungen der Union ab. Mit der Eigentums-garantie, aber auch der Sozialbindung des Eigentums (Art. 14 GG) war eine wesentliche Grundsteinlegung gelungen, die den Aufbau einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit sozialem Ausgleich in dem künftigen westzonalen Teilstaat implizierte.

Der wirtschaftspolitische Schwenk der Union

Für die Union bedeutete die weitgehende Durchsetzung ihrer Vorstellungen bei den Beratungen über das Grundgesetz eine hervorragende Ausgangslage für die für den 14. August 1949 geplanten ersten Bundestagswahlen. Allerdings musste sichergestellt sein, dass sie von der von ihr gestützten Politik der trizonalen Wirtschaftsverwaltung auch im Wahlkampf profitierte.



Franz Etzel war einer der Mitverfasser der Düsseldorfer Leitsätze.

Mit dem Ahlener Programm war dies kaum zu begründen. Gleichzeitig war Erhard als Wirtschaftsdirektor bewusst, dass seine Amtszeit mit der Schaffung einer Regierung enden und nur ein Bekenntnis zur CDU ihm den angestrebten Posten als Wirtschaftsminister sichern würde. Auf der Zonenausschusstagung der CDU der britischen Besatzungszone in Königswinter bei Bonn trug Erhard im Februar 1949 seine wirtschaftspolitischen Vorstellungen vor und erklärte, sich der CDU zugehörig zu fühlen. Erhard war wirtschaftspolitisch ein Liberaler, sah allerdings, wie er später in einem Brief an Theodor Heuss erläuterte, in der CDU die besten Möglichkeiten zur Umsetzung seiner wirtschaftspolitischen Vorstellungen. Adenauer wiederum erkannte den immensen Wert des populären Erhards für den Wahlkampf der Union, umso mehr als sich Erhard, der ohne jede politische Erfahrung war, überraschend als begnadeter Wahlkampfredner erwies.

Adenauer hatte die Zonentagung geplant, um die überholten Forderungen des Ahlener Programms durch ein ordoliberales Programm zu ersetzen. Direkt nach Erhards Rede wurde ein Ausschuss gewählt, der die Kernforderungen der Rede bis zum Juli 1949 in ein handhabbares Programm umsetzen sollte. Die Leitung des Gremiums lag bei dem Wirtschaftsanwalt Franz Etzel, der zusammen mit Franz Böhm, Bernhard Pfister und anderen die Düsseldorfer Leitsätze entwarf, die dann am 15. Juli 1949 als Auftakt der heißen Phase des Bundestagswahlkampfes der Öffentlichkeit vorgestellt wurden.

Die Düsseldorfer Leitsätze

In der Öffentlichkeit wurden – und teilweise werden sie es noch heute – die Leitsätze als deutliche Abkehr vom Ahlener Programm wahrgenommen. In Wirklichkeit hatte Adenauer großen Wert darauf gelegt, den linken Parteiflügel um Jakob Kaiser und Johannes Albers einzubinden. Deswegen bezogen sich die Düsseldorfer Leitsätze auch explizit auf Ahlen und schrieben die Weitergeltung der dort geforderten sozialen Grundsätze fest; Albers hielt in seiner Rede bei der Vorstellung der Leitsätze sogar ausdrücklich an der Forderung nach einer Sozialisierung der Grundstoffindustrie fest.

Der wesentliche Unterschied bestand darin, dass die Düsseldorfer Leitsätze jegliche Wirtschaftsplanung ablehnten und eine Preisfindung dem freien Markt überlassen wollten. Die anderen Elemente wie Mitbestimmung, Mittelstandsförderung und eine Zentralbank widersprachen dem Ahlener Programm nicht. Freilich lag der Schwerpunkt jetzt auf dem Markt als dem entscheidenden Mechanismus der Preisbildung in jedem Sektor. Ein rigoroser Leistungswettbewerb sollte die Effizienz der Wirtschaft sicherstellen. Noch wichtiger als die Einzelforderungen wie Gewerbefreiheit, Schutz des Eigentums, Förderung von Sparkapital, Monopolkontrolle etc. war jedoch die Verwendung des Begriffs der Sozialen Marktwirtschaft, die diesem innerparteilichen Kompromiss zwischen Ordoliberalen und Christlich-Sozialen ein eingängiges und gut zu vermarktendes Etikett gab.

Etzel als der maßgebliche Autor des Programms hatte das politische Potenzial dieses ursprünglich von Müller-Armack geprägten Begriffs erkannt. Die Soziale Marktwirtschaft wurde in Form der Düsseldorfer Leitsätze zum eigentlichen Programm für die Wirtschafts- und

Sozialordnung der Bundesrepublik, dessen wesentliche Elemente in den Regierungsjahren Adenauers auch umgesetzt wurden. Dieser Erfolg führte dazu, dass der Begriff der Sozialen Marktwirtschaft heute von allen demokratischen Parteien akzeptiert wird; die Düsseldorfer Leitsätze dagegen sind die Blaupause für dieses System, die – obwohl immer noch aktuell – selbst in der Union fast vergessen sind.

Literatur

Blank, Theodor: Vom Ahlener Programm zu den Düsseldorfer Leitsätzen – Zur Dogmengeschichte der CDU, in: Alfred Müller-Armack/Herbert B. Schmidtke (Hg.): Wirtschafts- und Finanzpolitik im Zeichen der Sozialen Marktwirtschaft. Festgabe für Franz Etzel. Stuttgart 1967, S. 31–69.

Christlich Demokratische Union: Düsseldorfer Leitsätze über Wirtschaftspolitik – Landwirtschaftspolitik – Sozialpolitik – Wohnungsbau vom 15. Juli 1949. Hamburg 1949.

Glossner, Christian L.: Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Die politische Vermittlung und gesellschaftliche Akzeptanz der Sozialen Marktwirtschaft im Nachkriegsdeutschland. Baden-Baden 2014.

Hentschel, Volker: Ludwig Erhard. Ein Politikerleben. München, Landsberg am Lech 1996.

Löffler, Bernhard: Soziale Marktwirtschaft und administrative Praxis. Das Bundeswirtschaftsministerium unter Ludwig Erhard (VSWG, Beihefte 162). Wiesbaden 2002.

Bad Honnef-Rhöndorf

Adenauerhaus

Von der privaten Zuflucht
zum christdemokratischen
und bundespolitischen
Erinnerungsort

Melanie Eckert



„Ich habe immer gefunden, daß nichts wohltuender ist als ein weiter Blick über das Land bis zum Horizont.“ So fasste Adenauer in seinen Erinnerungen seine Begeisterung über das Fleckchen Erde zusammen, auf dem er ein Heim für seine Familie geschaffen hatte. Auch heute noch genießen die Besucher des Adenauerhauses die schöne Aussicht vom ehemaligen Wohnhaus des ersten Bundeskanzlers der Bundesrepublik Deutschland aus. Sie erstreckt sich über das Rheintal und den Drachenfels bis zum Rolandsbogen. Bereitwillig nahm er für diesen Ausblick einen Weg von 58 Stufen auch im hohen Alter täglich auf sich. Seine Ansicht, dass Treppensteigen jung halte, entlockte damals wie heute Besuchern des Hauses nur ein müdes Lächeln.

Die Familie im Adenauerhaus: Rückzug ins Private

Adenauer war gebürtiger Kölner, und ein Kölner verlässt die geliebte Domstadt nicht ohne Grund – schon gar nicht als Oberbürgermeister seit 1917. Doch als die Nationalsozialisten ihn nach 16-jähriger Amtszeit am 13. März 1933 seines Amtes enthoben, war seine kommunalpolitische Karriere vorerst beendet. Adenauer flüchtete, nachdem er sein Büro im Rathaus ein letztes Mal abgeschlossen und den Schlüssel als Andenken eingesteckt hatte. Nach Aufenthalt in Maria Laach und Berlin-Neubabelsberg sowie einer dreitägigen Inhaftierung durch die Gestapo gelangte er im April 1935 nach Rhöndorf, ein unscheinbares Örtchen auf der „Schäl Sick“, dem rechten Rheinufer. Die Gegend war Adenauer durch Ausflüge und Freundschaften bekannt und die Entfernung nach Köln nicht zu groß.



Konrad Adenauers
Haus in Rhöndorf.



Konrad Adenauer mit seiner Familie auf der Terrasse seines Hauses 1938.

Zunächst lebte die Familie zur Miete in der Löwenburgstraße. Die Nationalsozialisten behielten Adenauer auch dort im Blick und nutzten die erstbeste Gelegenheit, ihn aus dem Regierungsbezirk Köln, zu dem Rhöndorf gehörte, auszuweisen, was von August 1935 bis April 1936 kurzzeitig gelang. 1937 erwarb Adenauer in Rhöndorf das Grundstück auf dem Breiberg. Dort ließ er mit dem Geld, das er bei einer juristischen Regelung mit der Stadt Köln erhalten hatte, das Familien-Wohnhaus am Zennigsweg 8 errichten. Das Haus bot rund 500 Quadratmeter Wohnfläche auf drei Etagen mit Keller, das Grundstück wurde im Lauf der Jahre auf 5500 Quadratmeter erweitert.

Es war ein Rückzug ins Private. Das „Adenauerhaus“ war nicht geplant als ein politischer Ort, sondern als Heim für eine große Familie. Ein Großteil der inzwischen neun Familienmitglieder – Konrad, seine Frau Gussie (Auguste), die gemeinsamen Kinder Paul, Lotte (Charlotte), Libet (Elisabeth) und Georg zusammen mit den Kindern Konrad, Max und Ria (Maria) aus erster Ehe – zog am 13. Dezember 1937 dort ein.

Es war die große Zeit des „Erfinders“ Adenauers – kein Wunder, war er doch zum politischen Nichtstun gezwungen. Das zeigt sich auch in seinen Erfindungen, die sich mit häuslichen und gärtnerischen Alltagsproblemen beschäftigten.

Das Adenauerhaus blieb lange von den Auswirkungen von Krieg und Diktatur verschont. Zeitweise fanden dort bis zu 18 Personen Zuflucht. Erst kurz vor Kriegsende ereigneten sich zwei brenzlige Situationen: 1944 durchsuchte die Gestapo infolge des Attentats vom 20. Juli auf Adolf Hitler das Haus. Adenauer und seine Frau wurden für mehrere Wochen inhaftiert. 1945 trafen US-amerikanische Granaten Wohnhaus und Garten. Der Hausherr, der sich im Garten aufhielt, blieb nur knapp verschont. Die Granatsplitter bewahrte er Zeit seines Lebens auf.

Programmgestaltung in Rhöndorf

Nach der Befreiung Kölns wurde Adenauer für wenige Monate erneut Kölner Oberbürgermeister, bis der britische Militärgouverneur John Ashworth Barraclough ihn am 6. Oktober 1945 entließ. Wieder ohne Amt und konkrete Zukunftsaussichten verlor Adenauer, inzwischen in der späteren CDU aktiv, aber nicht den Glauben daran, sich am Wiederaufbau Deutschlands beteiligen zu können.

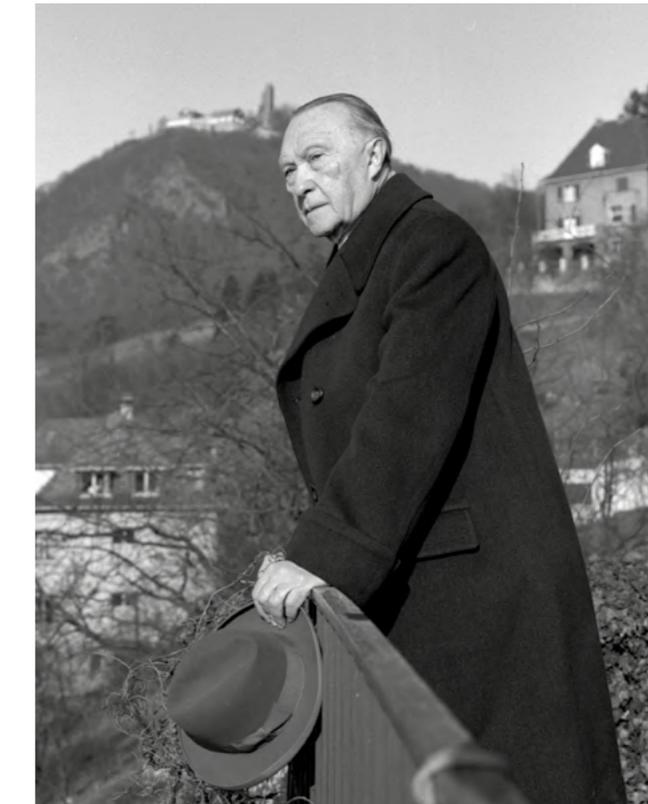
Mit den Kölner Leitsätzen der rheinischen Christdemokraten nicht zufrieden verfasste er im Rhöndorfer Arbeitszimmer einen Entwurf für ein Parteiprogramm, den Hans-Peter Schwarz als „Rhöndorfer Programm“ bezeichnete. Adenauer zog wie viele Christdemokraten seine Lehre aus der nationalsozialistischen Diktatur: Die Wahrung der Menschenwürde, das Recht auf politische und religiöse Freiheit, gleiches Recht für alle, die Bedeutung der Familie, Rechte von Frauen und Minderheiten fanden Eingang in das Programm. Doch dieses Mal blieb er nicht lange ohne offizielle Aufgabe. Bereits im Januar 1946 boten ihm die Gäste aus den Reihen der CDU bei seiner Geburtstagsfeier in Rhöndorf den Vorsitz der CDU im Rheinland und in der britischen Zone an. Am 1. September 1948 wurde er zudem Präsident des Parlamentarischen Rats, der das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland ausarbeitete. Dass Bonn von den Ministerpräsidenten zum Tagungsort des Rats gewählt wurde, kam Adenauer sehr entgegen.

Die Christdemokratie zu Gast in Rhöndorf

Bei einem Ereignis in der christlich-demokratischen Parteiengeschichte stand Adenauers Privathaus ganz besonders im Mittelpunkt des Geschehens.

Am 21. August 1949, eine gute Woche nach der ersten Bundestagswahl – die CDU wurde knapp vor der SPD stärkste Partei –, kam es dort zu einer Begegnung von Unionsmitgliedern, die sich als „Rhöndorfer Konferenz“ ins bundesdeutsche und christlich-demokratische Parteien-Gedächtnis schrieb.

Konrad Adenauer blickt über das Siebengebirge.



Es war ein schwül-warmer Sonntag, als führende CDU/CSU-Politiker die Stufen ins Wohnhaus hinaufstiegen. Dass die Frage der Bildung einer Regierungskoalition sowie die personelle Besetzung des Kanzler- und des Bundespräsidentenamts auf der Tagesordnung des Hausherrn standen, war im Vorfeld den Wenigsten bewusst. Offiziell lud Adenauer zur Aussprache nach den Wahlen ein, einer Nachbesprechung in der familiären Atmosphäre seines Wohnhauses.

26 Unions- und unionsnahe Politiker nahmen laut der im Archiv des Adenauerhauses überlieferten Teilnehmerliste(n) teil. Darunter waren Ludwig Erhard, Robert Pferdmenges, Hermann Pünder und Franz Josef Strauß, die wie Adenauer eine bürgerliche Koalition mit FDP und DP favorisierten, aber auch Sympathisanten einer großen Koalition wie Peter Altmeier, Gebhard Müller und Günther Gereke. Verhindert waren Friedrich Holzapfel, Fridolin Heurich und Hans Ehard. Mit dem bayrischen Ministerpräsidenten Ehard hatte Adenauer tags zuvor in Frankfurt bereits seine Bestrebungen abgesprochen. Die harten Kritiker einer kleinen Koalition, darunter Karl Arnold, waren nicht geladen, was bereits wenige Tage später in der Presse thematisiert wurde.

Das Treffen im privaten Wohnhaus, laut Adenauer nur mit dem fadenscheinigen Argument gewählt, damit sie „möglichst wenig ausgehört würden“, bot einen Vorteil: Mit „schöner Selbstverständlichkeit“, wie Pferdmenges später süffisant kommentierte, konnte der Hausherr, politisch bereits durch seine Ämter als Vorsitzender der CDU im Rheinland und in der britischen Zone gestärkt, den Vorsitz übernehmen.

Als ungewohnt spendabler Gastgeber bewirtete Adenauer seine Gäste in bewusst familiärer Atmosphäre. Seine Töchter servierten ein köstliches kaltes Buffet auf feinem Porzellan. Franz Josef Strauß spottete später, er habe nie wieder solche „Reichlichkeit auf Privatkosten“ Adenauers erlebt. Als die Gäste gestärkt und bei bester Laune waren, lenkte Adenauer das Gespräch zunächst auf die Koalitionsfrage. Ludwig Erhard erwies sich in der Diskussion als wichtiger Unterstützer Adenauers. Er stellte klar: Eine Soziale Marktwirtschaft mit ihm als Wirtschaftsminister würde es in einer großen Koalition nicht geben. Die Konferenzteilnehmer ließen sich so letztlich von einer Koalition mit FDP und DP überzeugen.

Anschließend stand die Frage der Kanzlerschaft im Raum. Wer Adenauer ins Gespräch brachte oder ob er selbst seinen Hut in den Ring warf, darüber gehen die Erinnerungen der Teilnehmer auseinander. Zwar gab Adenauer später an, er sei über seine Nominierung „überrascht“ gewesen, allerdings hatte er das wichtigste Argument gegen seine Kanzlerschaft, sein fortgeschrittenes Alter, ausgehebelt, bevor es zur Sprache kam: Bereits vor der Besprechung hatte er seinen Arzt Professor Paul Martini konsultiert und sich attestieren lassen, dass der Amtsausübung für „ein – zwei Jährchen“ aus medizinischer Sicht nichts entgegenstehe. Nicht einmal Adenauer kann damals geahnt haben, dass es 14 Jahre werden sollten. Das Bundespräsidentenamt verwarf er klar: „Die wichtigste Persönlichkeit ist der Bundeskanzler. Präsident soll ein anderer werden, ich will Kanzler werden.“ Adenauer schlug stattdessen Theodor Heuss vor.

Geschickt sorgte er dafür, dass sich die Ergebnisse der scheinbar inoffiziellen Aussprache schnell über die Presse verbreiteten. Mit medialem Rückenwind ging Adenauer wenige Tage später in die Fraktions-sitzung und wurde offiziell nominiert.



**Konrad Adenauer in seinem
Arbeitszimmer in Rhöndorf.**

Rasch bildeten sich durch Presse und Teilnehmerberichte Mythen. Bis heute hält sich das sehr reduzierte Bild, Adenauer hätte seine Kanzlerschaft gutem Essen und reichlich Wein zu verdanken. Beides tischte der Hausherr seinen Gästen zwar auf und schaffte damit eine angenehme Atmosphäre, doch lukullische Verführungen allein dürften kaum ausschlaggebend für die Zustimmung der Teilnehmer, allesamt versierte Politiker und Christdemokraten der ersten Stunde, zu seiner inoffiziellen Kanzlernominierung gewesen sein.

Für die Christdemokratie war dieses Treffen prägend: Ein 73 Jahre alter Adenauer, der mit seiner Arbeit im Parlamentarischen Rat der entstehenden Bundesrepublik ein tragfähiges Gerüst gegeben hatte, legte mit seinem parteipolitischen Kniff im Rhöndorfer Wohnhaus die Grundlagen für seine 14-jährige Kanzlerschaft und die ersten goldenen Jahre der CDU in der Bonner Republik. Er prägte eine ganze Ära. Die Entscheidung, eine kleine Koalition mit FDP und DP zu bilden, hatte im Kern bis in die 1960er Jahre hinein Bestand, seine programmatischen Rhöndorfer Ideen wirken bis heute.

Die Bundespolitik „zu Hause“

Dass sein Wohnhaus in der Folge nie mehr vollständig ein privater Ort werden konnte, ist nicht nur durch das imposante Wachhäuschen am Aufgang zum Haus sichtbar. Neben zahlreichen religiösen Devotionalien, klassischer Kunst und vielen Erinnerungen an seine Heimatstadt Köln finden sich vielfältige Staatsgeschenke, die von Adenauers Reisen und politischen Anlässen aus der Kanzlerzeit berichten. Bilder, gemalt von Winston Churchill und Dwight D. Eisenhower, hängen an den Wänden der sogenannten Kajüte, eine antike Vase, geschenkt



Der Rosenliebhaber Adenauer in seinem Garten in Rhöndorf 1949.

von Erzbischof Makarios III. von Zypern, steht im Musikzimmer, so auch ein von Papst Paul VI. überreichtes Reliquienkreuz.

Dabei war das Palais Schaumburg der eigentliche erste Dienstsitz des Bundeskanzlers. Dort hatte Adenauer sein Arbeitszimmer, dorthin wurde er in seiner Kanzlerzeit täglich gefahren. Es diente repräsentativen Zwecken, etwa dem Empfang von Staatsgästen. Politische Ereignisse spielten sich daher in Bonn ab.

Doch auch zu Hause ließ den „Alten“ die Politik nicht los. Adenauer nutzte die heimische Ruhe häufig für die Arbeit, verfasste dort eine Vielzahl seiner Reden.

Ein Privatsekretariat war vor Ort. Bei zwei besonders hervorzuhebenden Gelegenheiten fiel ein weiteres bundesdeutsches Schlaglicht auf das große Haus am Hang: Der französische Staatspräsident Charles de Gaulle besuchte Adenauer 1961 und 1962. Diese in bewusst privatem Umfeld abgehaltenen Treffen verdeutlichen das besondere Verhältnis der beiden Staatsmänner und stehen auch wie ein Symbol für das Adenauerhaus in den Spätjahren der Kanzlerschaft.

In Rhöndorf konnte Adenauer völlig unverblümt seiner Meinung über internationale Politiker, Oppositions-, aber auch eigene Parteimitglieder Luft machen, wie die Aufzeichnungen seines Sohns Paul dokumentie-

ren. Seinem Sohn gegenüber lästerte Adenauer auf erfrischend menschliche Art. Gerade die Frage seiner Nachfolge beschäftigte ihn Anfang der 1960er Jahre sehr. Rhöndorf blieb ein privater Rückzugsort, an dem Adenauer etwa bei der Gartenarbeit oder einer Partie Boccia auf der eigens eingerichteten Bahn neue Kraft für seine politischen Aufgaben schöpfen konnte.

Die Fotos, die während scheinbar privater Tätigkeiten entstanden, wurden allerdings meist geschickt inszeniert. Sie zeigen den Politiker im alltäglichen Sein seines Heimathauses, mit Strohhut im Garten. Dank solcher Homestories in großen Magazinen bleibt das „private“ Adenauerhaus im kollektiven Gedächtnis. Es bleibt aber auch ein Erinnerungsort für die Bundes- und die christliche Parteiengeschichte. Es ist eng mit dem Hausherrn verknüpft. Dieser, der in seinen 91 Lebensjahren Familienvater, Erfinder, Oberbürger-

meister und Bundeskanzler war, legte hier den Grundstein für seinen privaten Rückzugsort und durch die Rhöndorfer Konferenz auch für seine bundespolitische Karriere als Kanzler.

Seit 1967 strömen Besucher aller Altersgruppen und politischen Ausrichtungen ins ehemalige Wohnhaus, um vor allem die private Seite Konrad Adenauers am authentischen Erinnerungsort kennenzulernen. Sie erfahren darüber hinaus im angeschlossenen Museum mit einer 2017 neu gestalteten Dauerausstellung mehr über sein Leben als Rheinländer, Deutscher und Europäer. Das Adenauerhaus ist nicht nur in seiner Funktion als Wohnhaus des ersten Bundeskanzlers, sondern aufgrund der dort stattgefundenen Ereignisse selbst ein Erinnerungsort für die christlich-demokratische und bundesdeutsche Geschichte.

Literatur

Adenauer, Konrad: Erinnerungen 1945–1953. Stuttgart 1965.

Küsters, Hanns Jürgen (Hg.): Konrad Adenauer – Der Vater, die Macht und das Erbe. Das Tagebuch des Monsignore Paul Adenauer 1961–1966. Paderborn 2017.

Morsey, Rudolf: Die Rhöndorfer Weichenstellung vom 21. August 1949, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 28/4 (1980), S. 508–542.

Schwarz, Hans-Peter: Adenauer. Der Aufstieg 1876–1952. Stuttgart 1986.

Weymar, Paul: Konrad Adenauer. Die autorisierte Biographie. München 1955.

Goslar

Odeon-Theater

1950

Der erste Bundesparteitag der CDU

Andreas Grau



In der alten Reichsstadt Goslar am Harz wurde vom 20. bis 22. Oktober 1950 der erste Bundesparteitag der CDU abgehalten. Die Veranstaltungen des Parteitags, auf dem das Statut der CDU verabschiedet und Konrad Adenauer zum ersten Vorsitzenden gewählt wurde, fanden im noch heute existierenden Odeon-Theater statt.

Goslar und das Odeon-Theater

Die Entscheidung zugunsten Goslars fiel sehr spät. Erst am 11. September 1950 einigte sich die Konferenz der CDU-Landesvorsitzenden auf Vorschlag von Adolf Cillien, Vorsitzender der CDU in Niedersachsen, auf Goslar. Zuvor waren Heidelberg oder Berlin als Austragungsorte für den ersten Bundesparteitag im Gespräch gewesen. Nachdem Berlin aber von

Adenauer ausgeschlossen worden war, da die CDU nicht in der Lage gewesen wäre, dort geschlossen aufzutreten, einigten sich die Landesvorsitzenden auf Goslar als Kompromiss. Für die Stadt am Harz sprach in erster Linie ihre Lage an der innerdeutschen Grenze – was von der CDU als Bekenntnis zur Einheit Deutschlands verstanden wurde – und ihre Unzerstörtheit.

Als Tagungsorte boten sich in Goslar das Odeon-Theater sowie das gegenüber gelegene Hotel Achtermann an, in dem das Parteitagsbüro untergebracht wurde. Das spätere Odeon-Theater war am 27. November 1899 als „Röttgers Kaisersaal“ eröffnet worden und fungierte als Ball- und Theatersaal des angrenzenden Bahnhofshotels. Ab 1947 wurde das Gebäude von der Stadt Goslar umgebaut und für den Theaterbetrieb hergerichtet. Zu Beginn des Jahres 1949 konnte dann der Spielbetrieb starten.



Im Odeon-Theater in Goslar fand 1950 der erste Bundesparteitag der CDU statt.

Seit der Eröffnung des Odeon-Theaters 1949 bis in die 2000er Jahre wurde das Gebäude für Theater- und Filmvorführungen sowie verschiedenste Veranstaltungen genutzt. Größere Umbauten und Renovierungsmaßnahmen fanden in den Jahren 1968, 1977 und 1994/95 statt. Im Sommer 2012 wurde das Gebäude von der Stadt wegen ausstehender Brandschutz- und Sanierungsmaßnahmen geschlossen. Ein Abriss des geschichtsträchtigen Odeon-Theaters ist nicht auszuschließen.

Der erste Bundesparteitag

Für den CDU-Bundesparteitag waren über der Bühne des Odeon-Theaters das Motto des Parteitags „Einigkeit und Recht und Freiheit“ in goldenen Lettern sowie ein grünes „Europa-E“ angebracht worden. Am Eingang des Gebäudes verkündete ein Spruchband: „1. Parteitag der CDU Deutschlands“. Bei der Eröffnung am 20. Oktober 1950 war der Saal des Theaters mit 386 Delegierten und rund 600 Gästen bis auf den letzten Platz besetzt.

Mit der Begrüßung der Delegierten und der Vertreter anderer christlich-demokratischer Parteien aus Europa durch Adolf Cillien begann der erste Bundesparteitag der CDU. Danach folgte die Eröffnungsrede von Bundeskanzler Konrad Adenauer über „Deutschlands Stellung und Aufgabe in der Welt“. Die gesamte politische Lage werde durch den Antagonismus zwischen der UdSSR und den USA geprägt, so Adenauer. An der Nahtstelle der beiden Blöcke gelegen müsse die Bundesrepublik Deutschland einen Damm gegen das Einsickern sowjetischer Ideen aufrichten. Dabei sei das christliche Gedankengut der CDU eine große Hilfe. Um die Bundesrepublik und ganz Westeuropa nicht taten-

los der Herrschaft der Sowjetunion zu überlassen, trete er für eine deutsche Beteiligung an einer europäischen Armee ein. Er sei der festen Überzeugung, so der Bundeskanzler, dass Russland keinen neuen Krieg riskiere, wenn ihm eine gleichwertige Macht gegenüberstehen würde.

Am zweiten Tag des Parteitags stand zunächst die Verabschiedung des Statuts der CDU auf dem Programm. Nach einer kurzen Einführung durch Adenauer wurde das Statut von den Delegierten „einmütig“ beschlossen. Bei den anschließenden Vorstandswahlen wählten die Delegierten den Parteivorsitzenden und seine beiden Stellvertreter. Wie von den Landesvorsitzenden festgelegt standen nur Bundeskanzler Adenauer als Parteivorsitzender und Jakob Kaiser als Vorsitzender der CDA und ehemaliger Vorsitzender der CDU in der sowjetischen Besatzungszone sowie der evangelische Bundestagsabgeordnete Friedrich Holzapfel als Vertreter der norddeutschen Landesverbände als Stellvertreter zur Wahl. War über die Zahl und die Namen der stellvertretenden Parteivorsitzenden im Vorfeld noch diskutiert worden, hatte Konrad Adenauer als CDU-Vorsitzender von vorneherein festgestanden. Bereits am 11. Mai 1950 war er von den Landesvorsitzenden zum vorläufigen Parteivorsitzenden gewählt worden.

Nach den Vorstandswahlen begann dann die „Arbeits-tagung“ mit Vorträgen über den Auftrag, das Programm und die Politik der CDU. Während der Mittagspause am 21. Oktober 1950 trat noch der Parteiausschuss zusammen, um den nach landsmannschaftlichen und konfessionellen Gesichtspunkten zusammengesetzten Bundesvorstand zu wählen. Eine Diskussion entzündete sich dabei nur an der Person des jungen Bundestagsabgeordneten und späteren Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger, dessen Mitgliedschaft in der NSDAP kritisch vermerkt wurde. Trotz mehrerer Versuche des

Konrad Adenauer
auf dem ersten
Bundesparteitag
der CDU in Goslar.



Parteivorsitzenden, seinen Kandidaten als geschäftsführendes Vorstandsmitglied durchzusetzen, scheiterte Kiesinger letztlich am Widerspruch der Vorstandsmitglieder aus Berlin und Westfalen. Nach weiteren Referaten endete der zweite Sitzungstag abends mit der Rede des Vorsitzenden der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag Heinrich von Brentano. Brentano sprach dabei über den „europäischen Auftrag der CDU“.

Der letzte Tag in Goslar – ein Sonntag – begann zunächst mit einem katholischen und einem evangelischen Gottesdienst. Es folgten wiederum verschiedene Referate, so u. a. von Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard über „Die CDU und die Wirtschaft“. Zum

Abschluss des Parteitags verabschiedeten die Delegierten noch einstimmig eine EntschlieÙung, in der sich die CDU zur Einheit Deutschlands, zu Europa, zum Heimatrecht und zur Sozialen Marktwirtschaft bekannte. Auch die Politik der Bundesregierung werde voll unterstützt. Der Parteitag habe eindrücklich gezeigt, dass die CDU in ihren Überzeugungen geschlossen zusammenstehe und seit ihrer Gründung zu einer Einheit zusammengewachsen sei, so der Text der EntschlieÙung.

Mit einer öffentlichen Kundgebung unter dem Motto „Deutschland und der deutsche Osten“ endete am Abend des 22. Oktober 1950 der erste Bundesparteitag der CDU. Hauptredner waren der stellvertretende

Parteivorsitzende Kaiser und Bundesvertriebenenminister Hans Lukaschek. Zum Abschluss forderte Adolf Cillien die Delegierten noch auf, mit ihm die dritte Strophe des Deutschlandliedes zu singen. Dies war keineswegs selbstverständlich, da die Bundesrepublik Deutschland 1950 noch keine Nationalhymne hatte. Erst 1952 wurde die dritte Strophe des Liedes der Deutschen von Hoffmann von Fallersleben zur Nationalhymne erklärt.

Die Bedeutung von Goslar

Der Goslarer Parteitag ist ein Markstein in der Geschichte der CDU. In Goslar kam nicht nur der Gründungsprozess der Partei zum Abschluss, sondern hier wurde auch die Grundlage für die CDU als „Kanzlerpartei“ gelegt.

Die lange und komplizierte Gründungsgeschichte der Christlich Demokratischen Union Deutschlands begann unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. In ganz Deutschland entstanden auf lokaler Ebene Gründungskreise der CDU. Nach und nach wurden daraus Kreis- und Landesverbände gebildet. Durch die Aufteilung des Deutschen Reichs in Besatzungszonen verlief die Entwicklung in jeder Zone unterschiedlich. Als übergeordnete Gremien existierten bis 1950 nur die „Reichsleitung“ der CDU in der sowjetischen Besatzungszone in Berlin sowie der Zonenausschuss der CDU in der britischen Besatzungszone in Köln. Vorsitzender des Zonenausschusses war Konrad Adenauer, unter dem sich die CDU in der britischen Zone durch eine effektive Parteiorganisation und Disziplin auszeichnete. Mit dem Programm von Neheim-Hüsten und dem Ahlener Programm prägte sie auch die programmatische Entwicklung der CDU in Westdeutschland.



Programm des ersten Bundesparteitags in Goslar.

Auf dem Reichstreffen der CDU im Dezember 1945 in Bad Godesberg war zwar die Einrichtung eines Zonenverbindungsausschusses in Frankfurt am Main beschlossen worden, doch blieb dieser ohne große Bedeutung. Auch die seit Februar 1947 bestehende Arbeitsgemeinschaft der CDU und CSU führte zu keinem Zusammenschluss der Unionsparteien. Dies scheiterte zum einen an der Haltung der Militärregierungen, insbesondere der französischen, und zum anderen am Misstrauen der bayerischen CSU. Jedoch gab die von Bruno Dörpinghaus geleitete Arbeitsgemeinschaft das Parteiorgan „Union in Deutschland“ heraus und war für die Organisation der ersten Bundestagswahl 1949 verantwortlich. Nach der Wahl und der folgenden Regierungsbildung zeigte sich aber schon bald, dass sie nicht mehr den neuen Anforderungen entsprach und die Mängel in der Organisation der CDU nicht ausgleichen konnte. Die Notwendigkeit einer strafferen Parteiführung trat immer deutlicher zutage. Am 11. Mai 1950 befasste sich daher die Konferenz der Landesvorsitzenden mit der mangelhaften Struktur der CDU. Die Landesvorsitzenden setzten einen vorbereitenden Ausschuss zur Organisation eines Parteitags ein und wählten Bundeskanzler Adenauer zum vorläufigen Parteivorsitzenden. Von nun an benutzte Konrad Adenauer in seiner Korrespondenz auch den Titel „Bundesvorsitzender der CDU“. Neben der Organisation des Parteitags beriet der vorbereitende Ausschuss, der von Alois Zimmer aus Montabaur geleitet wurde, auch über das Statut der CDU. Die letzte Fassung des Parteistatuts wurde erst am 6. Oktober 1950 an die Landesverbände verschickt. Letzte Änderungen wurden sogar noch am Vorabend des Goslarer Parteitags vorgenommen. Mit der Unterzeichnung des Statuts der CDU durch die Landesvorsitzenden wurde am 21. Oktober 1950 in Goslar der Grundstein für die CDU Deutschlands gelegt.

Konrad Adenauer bezeichnete den Parteitag im Deutschland-Union-Dienst am 20. Oktober 1950 als den „Abschluss einer Periode des organisatorischen Wachstums“ und den „Beginn einer strafferen organisatorischen Arbeit“ der CDU. Der Bundeskanzler war eindeutig die Hauptfigur des Bundesparteitags in Goslar. Seine Auftritte wurden jedes Mal mit großem Beifall bedacht und durch seine Wahl zum Parteivorsitzenden wurde die Position Adenauers noch zusätzlich gestärkt. Insofern geht auch die Bezeichnung der CDU als „Kanzlerpartei“ auf Goslar zurück.

Literatur

Adenauer, Konrad: „Es mußte alles neu gemacht werden.“ Die Protokolle des CDU-Bundesvorstandes 1950–1953, bearb. von Günter Buchstab, 2. Aufl. Stuttgart 1986.

Grau, Andreas: Goslar 1950. Vorbereitung, Konzeption und Ablauf des ersten Bundesparteitages der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, in: Historisch-Politische Mitteilungen 18 (2011), S. 49–86 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=7f07b52e-21adb38b-bd6d-f085cce29350&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

Kleinmann, Hans-Otto: Geschichte der CDU 1945–1982, Stuttgart 1993.

Protokoll des 1. Bundesparteitags http://www.kas.de/upload/ACDP/CDU/Protokolle_Bundesparteitage/1950-10-20-22_Protokoll_01.Bundesparteitag_Goslar.pdf (Abruf: 29.01.2020).

Website des Odeon-Theaters <http://www.odeon-theater.de> (Abruf: 29.01.2020).



Siegen

Apollo-Theater

1952

Die Gründung des Evangelischen Arbeitskreises (EAK) der CDU

Jan Philipp Wölbern



In der Freitagsausgabe der *Siegener Zeitung* vom 14. März 1952 war über die am Wochenende bevorstehende Gründungstagung des EAK folgendes Zitat aus einer Pressemitteilung der CDU zu lesen: „Die Anwesenheit des Bundeskanzlers an dieser Tagung beweist, welche Bedeutung er ihr beimißt und wie sehr er sich dem evangelischen Volksteil verbunden fühlt. Er weiß, daß die CDU ihre schwere Arbeit für Volk und Vaterland nur leisten kann, wenn evangelische und katholische Christen gleichberechtigt und verantwortlich zusammenstehen.“

Motive

Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken in den Unionsparteien war ohne Frage das zentrale Motiv für die Gründung des EAK. Besonders in den Gebieten der alten Bundesrepublik mit einer protestantischen Bevölkerungsmehrheit herrschte um die Jahrhundertmitte noch vielerorts Misstrauen gegenüber dem programmatisch neuen Angebot der CDU, als überkonfessionelle Volkspartei für Katholiken wie Protestanten wählbar zu sein. Böse Zungen behaupteten gar, man müsse nur den Namen der Partei rückwärts buchstabieren, um ihren wahren Charakter zu erkennen: „UDC – Und doch Centrum“. Die Neugründung sei bloß die alte katholische Zentrumsparterie in neuem Gewand und biete den Protestanten deshalb keine politische Heimat.

Befürchtungen, der politische Katholizismus sei in der CDU tonangebend und die evangelischen Mitglieder ohne maßgeblichen Einfluss auf Programm und Personalfragen, waren nicht aus der Luft gegriffen. Schließlich rang die Partei seit 1945 um die innere Balance zwischen den Konfessionen, nicht zuletzt in Fragen der Personalpolitik. Die Gründung des EAK in Siegen

sollte das Misstrauen vieler Protestanten dadurch zerstreuen, indem sie sich mit wohlwollender Unterstützung der Katholiken in der Union eine eigene Plattform schaffen konnten. Dort sollten ihre Ansichten und Interessen formuliert und artikuliert werden und die innerparteiliche Meinungsbildung beeinflussen. Damit zielte die Gründung des EAK letztlich darauf ab, evangelische Mitglieder sowie die evangelische Wählerschaft insgesamt für die Union zu gewinnen.

Tagungsort und Programm

Es war kein Zufall, dass bei der Suche nach einem geeigneten Ort für den Gründungsakt die Wahl auf Siegen fiel. Zum einen konnte so an die Tradition des politischen Protestantismus angeknüpft werden, denn das mehrheitlich evangelische Siegerland war eines der Zentren des Pietismus gewesen, einer Erneuerungsbewegung im Protestantismus, die auf eine innige Frömmigkeit des einzelnen Gläubigen setzte. Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik hatten die protestantisch-konservativ ausgerichtete Christlich-Soziale Partei bzw. der Christlich-Soziale Volksdienst hier hohe Stimmenanteile von teils über 30 Prozent erhalten. Freilich waren aktuelle politische Gründe am Ende ausschlaggebend: Der Oberbürgermeister Siegens und Bundesschatzmeister der CDU Ernst Bach hatte sich intensiv für seine Stadt als Tagungsort eingesetzt, die in Luftlinie nur etwa 100 Kilometer von der damaligen Bundeshauptstadt Bonn entfernt liegt.

Das Programm sah nach der ersten Sitzung des Arbeitskreises im Dienstzimmer des Oberbürgermeisters die Bildung von Arbeitsausschüssen zu drei politischen Themengebieten vor: erstens „Unsere kulturpolitische Aufgabe“, zweitens „Die gesellschaftliche Ordnung“ sowie drittens „Unsere politische



Im Apollo-Theater in Siegen fand die abschließende Kundgebung der Gründungstagung des Evangelischen Arbeitskreises statt.

Verantwortung in einem geteilten Deutschland“. Letzterer wurde von Bundestagspräsident Hermann Ehlers geleitet und tagte im Kupfersaal des Hotels Kaisergarten, einem der wenigen großen Veranstaltungsräume, die den verheerenden Bombenangriff auf Siegen im Dezember 1944 überstanden hatten. Die Beratungen nahmen den Freitagnachmittag und den Samstag in Anspruch. Über dreißig kleinere Kundgebungen in den umliegenden Ortschaften des Siegerlands am Samstagabend rundeten die konzentrierte Arbeit an den politischen Inhalten ab.

Den Höhepunkt bildeten indes die Programmpunkte am Sonntagvormittag: Der Festgottesdienst wurde in der evangelischen Johanneskirche in der Stadtmitte gefeiert, eine Holzkirche, die später abgerissen wurde. Bis auf den Straßennamen St.-Johann-Straße erinnert nichts mehr an ihren damaligen Standort. Superintendent Hermann Kunst, der Beauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland am Sitz der Bundesregierung, hielt die Predigt. Daran schloss sich

eine Kundgebung im Apollo-Theater an. Das Theater in fußläufiger Entfernung von der Johanneskirche war 1935 als Lichtspielhaus erbaut und vier Jahre nach seiner Zerstörung im letzten Kriegsjahr als Kino wiedereröffnet worden. Bundeskanzler Adenauer, Bundestagspräsident Ehlers, die Bundestagsabgeordneten Friedrich Holzapfel und Robert Tillmanns sowie der Abgeordnete des Nordrhein-Westfälischen Landtags Hans Erich Stier sprachen dort zu den anwesenden Gästen.

Das Ringen um einen Konsens der evangelischen CDU-Mitglieder

Inhaltlich sollte die Tagung eine gemeinsame Haltung der evangelischen CDU-Mitglieder in den wichtigen aktuellen politischen Fragen herbeiführen und die CDU als Partei profilieren, die auch den evangelischen Wählern eine politische Heimat bot. Ohne sie konnte

die Union nicht zur Volkspartei mit einem Anteil von mindestens vierzig Prozent der Wählerstimmen aufsteigen. In den demokratischen Wahlen der vorangegangenen Jahrzehnte hatte das protestantische „Lager“ noch sehr uneinheitlich votiert. Nach dem Ausschlussprinzip hatte lediglich das Zentrum als „unwählbar“ gegolten. Ansonsten war es vor 1945 im protestantischen Raum nicht gelungen, eine vergleichbar starke und stabile Partei wie das Zentrum zu etablieren, sodass sich die protestantischen Stimmen über mehrere Parteien verteilt hatten. Nicht zuletzt war dies einer der Gründe für die Fragmentierung des Weimarer Parteiensystems gewesen.

Erschwerend trat hinzu, dass die CDU durch ihre historische Verwurzelung in der Zentrumsparterie zwar die Unterstützung des katholischen Klerus genoss, der sich in Form von öffentlichen Stellungnahmen und Wahlaufufen für die CDU politisch recht eindeutig positionierte. Demgegenüber verhielt sich die EKD als „Dachorganisation“ der Evangelischen Landeskirchen weitaus distanzierter, weil innerhalb des Protestantismus, grob vereinfacht, zwei gegensätzliche Strömungen miteinander rangen und die EKD den offenen Bruch zwischen ihnen vermeiden musste: auf der einen Seite die eher bürgerlich-konservativen Kräfte, die der Union durchaus zugeneigt waren, auf der anderen eine Richtung, die die Politik Adenauers ablehnte. Im Streit über die großen politischen Richtungsentscheidungen der jungen Bundesrepublik – Westbindung, Wiederbewaffnung und Wiedervereinigung – traten die Gegensätze im protestantischen Lager offen zutage.

Unionspolitiker der bürgerlich-konservativen Richtung wie etwa Bundestagspräsident Hermann Ehlers befürworteten Adenauers „Politik der Stärke“, die durch Westbindung und einen westdeutschen Verteidigungsbeitrag die sowjetische Bedrohung eindämmen und

so langfristig die Wiedervereinigung erreichen wollte. Prominente Köpfe der Gegenrichtung waren u. a. Gustav Heinemann, Präses der gesamtdeutschen Synode der EKD und von 1949 bis zu seinem Rücktritt aus Protest gegen Adenauers Politik im Jahr darauf Bundesinnenminister, und Martin Niemöller, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, der eine radikal-pazifistische Position bezog. Heinemann trat im Oktober 1952 schließlich aus der CDU aus und gründet wenig später die Gesamtdeutsche Volkspartei.

Einen Höhepunkt erreichten die Auseinandersetzungen zwischen den Strömungen ausgerechnet in der Woche der Gründung des EAK in Siegen: Am Montag, dem 10. März 1952 hatte der sowjetische Diktator Josef Stalin in einer Note an die Westmächte die Wiedervereinigung Deutschlands um den Preis der Neutralisierung Gesamtdeutschlands angeboten. Nach dem heutigen Stand der historischen Forschung



Der erste Vorsitzende des Evangelischen Arbeitskreises Hermann Ehlers, 1949.

war die Offerte nicht ernst gemeint, sondern sollte die Bildung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft und damit die Integration der Bundesrepublik in das westliche Verteidigungsbündnis hintertreiben. Heinemann begrüßte die Note in einer Rede am Freitag, dem 14. März und kritisierte die Haltung der Bundesregierung. Wenn sie die Wiedervereinigung wolle, müsse sie „auf die Westeingliederung der Bundesrepublik verzichten, denn sie würde die Ausgliederung des deutschen Ostens bedeuten.“

Demgegenüber stellte die gemeinsame Resolution der drei Arbeitskreise der EAK-Tagung unter der Leitung von Bundestagspräsident Hermann Ehlers fest, durch die Note werde zwar „ein Gespräch zwischen den Mächten veranlaßt“, doch „irgendeine Form der Neutralisierung“ sei „nach unserer Meinung unmöglich“. Schließlich stelle der Verteidigungsbeitrag „das wirksamste Mittel zur Sicherung des Friedens“ dar. Erkennbar in Anlehnung an die Zwei-Reiche-Lehre Martin Luthers und in deutlicher Kritik an den Kreisen um Niemöller und Heinemann, die Westbindung und Wiederbewaffnung indirekt als per se mit dem christlichen Glauben unvereinbar ablehnten, formulierte die Resolution das politische Credo des EAK: „Wir wissen, daß politische Fragen nach politischen Gesichtspunkten entschieden werden müssen. Das entbindet uns nicht von der Aufgabe, jede politische Entscheidung sowie jede andere Entscheidung unseres persönlichen Lebens darauf zu prüfen, ob sie vor dem Worte Gottes bestehen kann. Wir verwahren uns aber dagegen, daß politische Entscheidungen als Glaubensentscheidungen hingestellt werden.“ Auf der Abschlusskundgebung im Apollo-Theater stellte sich Adenauer ausdrücklich hinter die Resolution und signalisierte damit seine Unterstützung für die Arbeit des EAK.

Wirkung

Mit dem gemeinsamen Abschlusstext und der prominent besetzten Abschlusskundgebung hatte die Tagung ihre wesentlichen Ziele erreicht: Sie hatte gezeigt, dass sich Protestantismus und CDU nicht ausschlossen und die Protestanten in der Union von den Katholiken weder inhaltlich noch personell an den Rand gedrängt wurden. Ebenso wichtig war, dass die Union in der zentralen Frage der Wiederbewaffnung und Wiedervereinigung mit einer Stimme sprach und damit als geschlossene Partei wahrgenommen wurde. Neben dem Echo in der regionalen und überregionalen Presse auf die Gründungstagung wirkte das Ereignis zunächst in die CDU und auch die CSU hinein. Unmittelbar im Anschluss an die Tagung wurde ein geschäftsführender Ausschuss des EAK eingerichtet und die Arbeit auf Bundesebene verstetigt. Des Weiteren wurde die Arbeit auf die Ebene der CDU-Landesverbände und sogar des CSU-Verbands ausgedehnt, die die evangelischen Unionsmitglieder an der Parteibasis aktivieren sollten. Dass mit Hermann Ehlers ein Spitzenpolitiker aus der ersten Reihe der CDU den EAK führte und nach seinem plötzlichen Tod 1954 mit Bundesinnenminister Gerhard Schröder ein weiterer prominenter und einflussreicher Unionspolitiker die Leitung des EAK übernahm, stellte unter Beweis, dass in der Union die politischen und konfessionellen Interessen des bürgerlich-nationalkonservativen Flügels des Protestantismus auf Augenhöhe mit denjenigen der Katholiken agierten.

Nach außen hin lag die entscheidende Wirkung des EAK in seinem Beitrag zur Bindung protestantischer Wähler an CDU und CSU. Hatten 1949 lediglich 25 Prozent der protestantischen Wähler für die Union, hingegen 34 Prozent für die SPD gestimmt, erreichte die CDU/CSU bei der Wahl 1953 einen Anteil von 34 Prozent und zog mit der SPD gleich; vier Jahre später wählten sogar 41 Prozent der protestantischen

Wähler die Union, während die SPD bei 35 Prozent stagnierte. Nicht zuletzt führte auch das ungeschriebene, aber umso penibler beachtete Proporzsystem zwischen Katholiken und Protestanten bei der Postenvergabe in der Partei, in politischen Ämtern und Stellenbesetzungen in weiten Teilen des öffentlichen Diensts dazu, dass das Projekt der überkonfessionellen Volkspartei an Glaubwürdigkeit gewann.

Nachwirkungen

Aus der Rückschau betrachtet hat der Evangelische Arbeitskreis zweifelsohne dazu beigetragen, dass die konfessionellen Unterschiede auf der politischen Ebene keine destruktiven Kräfte mehr entwickelten, wie das noch in Weimar der Fall gewesen war. Für den Erfolg der CDU als integrative, konfessionelle Gräben überbrückende politische Kraft hat er zweifellos maßgeblich zur Stabilität des Parteiensystems beigetragen, wenngleich im Zuge der zunehmenden Entkonfessionalisierung und Entchristlichung der westdeutschen Gesellschaft seit den 1960er Jahren der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten ohnehin immer mehr verblasste. Dass die Union in der Tendenz „protestantischer“ geworden ist, kommt darin zum Ausdruck, dass mit Angela Merkel 18 Jahre lang eine Protestantin an der Spitze der CDU stand. Gegenwärtig tritt der EAK vor allem durch die alle zwei Jahre stattfindenden Bundestagungen und die Berliner Theologischen Gespräche zu aktuellen politischen und gesellschaftlichen Themen an die Öffentlichkeit.

Ein äußeres Zeichen für die inzwischen enge Verbindung zwischen den Christen beider Konfessionen war nicht zuletzt die Wahl des Orts für den Festgottesdienst anlässlich der 60-Jahrfeier der Gründung des EAK im Jahr 2012: Er wurde in der katholischen Kirche

St. Peter und Paul in Siegen unweit des Standorts der damaligen Johanneskirche gefeiert. Vielleicht kann man dies durchaus sinnbildlich dafür verstehen, dass die damaligen Gegensätze zwischen Protestanten und Katholiken in der politischen Arbeit heute nur noch von zweitrangiger Bedeutung sind. Das ist durchaus im Sinne der damals Verantwortlichen, die den Blick auf das Verbindende in den Vordergrund stellten. Dazu noch einmal Adenauer in seiner Ansprache im Siegener Apollo-Theater: „Ich darf mir die Feststellung erlauben, daß wir Katholiken und Evangelischen viel mehr Gemeinsames haben als das, was wir nicht gemeinsam besitzen. Das aber, was wir nicht gemeinsam haben, kann uns nicht daran hindern, auf einer großen und gemeinsamen Ebene zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufinden.“

Literatur

Buchna, Kristian: Ein klerikales Jahrzehnt? Kirche, Konfession und Politik in der Bundesrepublik während der 1950er Jahre. Baden-Baden 2014.

Egen, Peter: Die Entstehung des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU. Bochum 1971.

Großbölting, Thomas: Der verlorene Himmel: Glaube in Deutschland seit 1945. Göttingen 2013.

Martin, Albrecht/Gottfried Mehnert/Christian Meißner: Der Evangelische Arbeitskreis der CDU/CSU, 1952–2012. Berlin 2012.

Oppelland, Torsten: Der Evangelische Arbeitskreis der CDU/CSU, 1952–1969, in: Historisch-Politische Mitteilungen 5 (1998), S. 105–143 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=6b9dc9f5-b5a1-1207-0b99-78a2868beaf0&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

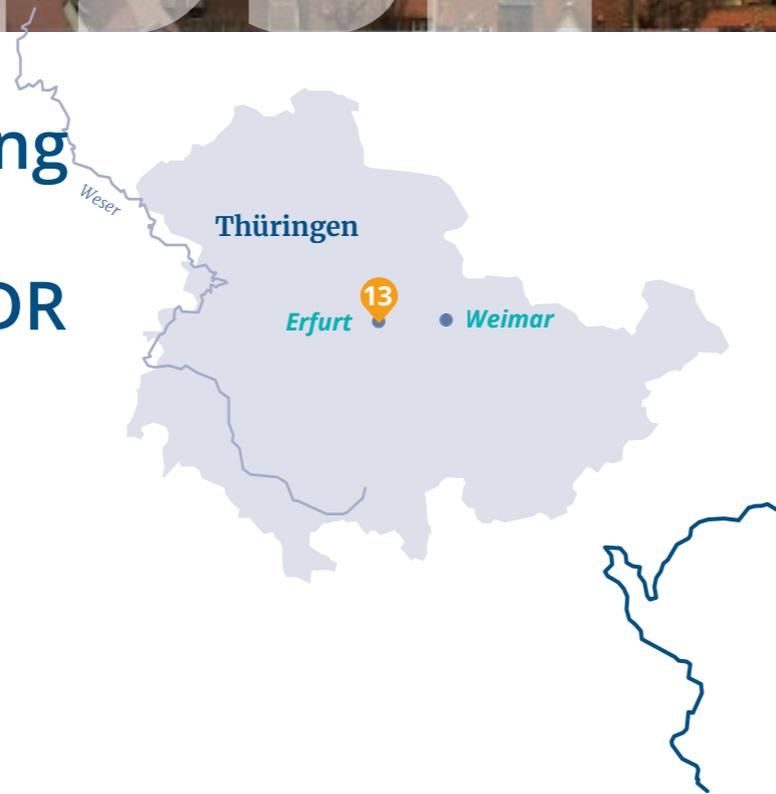
Erfurt

Landgericht

1952

Verfolgung und Inhaftierung von Christlichen Demokraten in der SBZ/DDR

Oliver Salten



Von 1874 bis 1879 wurde am Domplatz in Erfurt das Gebäude des Landgerichts errichtet. Gleichzeitig entstand in der benachbarten Andreasstraße eine Haftanstalt. Hier wurden nicht nur zur Zeit des Nationalsozialismus zwischen 1933 und 1945, sondern auch in der DDR politische Häftlinge inhaftiert und gefoltert. Seit 2013 ist die Haftanstalt Andreasstraße eine Gedenkstätte.

Das Urteil

Am 20. Dezember 1952 fiel im Landgericht ein Urteil, das einen Höhepunkt in der Verfolgung des demokratisch gesinnten Teils der CDU in der SBZ/DDR markierte. Insgesamt sieben CDU-Mitglieder, unter ihnen der Bürgermeister von Camburg Herbert Teuscher und verschiedene Mitglieder der CDU Weimar, wurden zu Haftstrafen zwischen acht und 15 Jahren verurteilt. Der Grund: Alle hatten teils unabhängig voneinander unmittelbar oder mittelbar Kontakt zum Ostbüro der CDU in West-Berlin. Das Ostbüro war zentraler Anlaufpunkt und Informationsstelle für CDU-Mitglieder aus der DDR, die sich nicht mit der Unterwerfung ihrer Partei unter die SED und die marxistische Ideologie abfinden wollten, sondern sich weiterhin dem abgesetzten Vorsitzenden Jakob Kaiser, mittlerweile Bundesminister und Vorsitzender der Exil-CDU, verbunden fühlten. Einige Angeklagte hatten daher etwa Listen zuverlässiger Parteifreunde für den Fall geführt, dass es zu freien Wahlen kommen sollte, andere eine Rede von Konrad Adenauer weiterverbreitet.

Basis für die Strafwürdigkeit dieser „Verbrechen“ war insbesondere Artikel 6 der DDR-Verfassung von 1949. Er legte fest, dass „Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen“ sowie „Mordhetze gegen demokratische Politiker“ strafrechtlich relevante

Verbrechen seien. Was genau darunter zu verstehen und welche Strafe dafür vorgesehen war, lag letztlich im Ermessen der von der SED kontrollierten Gerichtsbarkeit der DDR. Die Unbestimmtheit der Vorschrift war ein idealer Vorwand, um gegen jede Art oppositioneller Regung vorzugehen, wovon in den 1950er Jahren reichlich Gebrauch gemacht wurde.

Nicht nur die rechtliche Grundlage war eine Farce, sondern auch der Prozess selbst, der nur zwei Tage dauerte. Er fand vor „erweiterter Öffentlichkeit“ statt, was bedeutete, dass es sich um einen Schauprozess handelte, ähnlich den Verhandlungen, die seit den 1930er Jahren zunächst in der Sowjetunion, später in Ungarn oder der Tschechoslowakei stattfanden. Auch in Erfurt wurde nichts anderes als ein grausames Theaterstück inszeniert, in dem alles nach einer bis ins Detail geplanten Regie ablief. Die durch Einzelhaft, stundenlange Verhöre und die Angst um ihre Familien zermürbten Angeklagten gestanden alles, was man ihnen vorgelegt hatte, insbesondere den Vorwurf der Spionage. Die harten, vorher von der SED festgelegten Urteile, dienten als Warnung an alle, die nicht bereit waren, auf die „fortschrittliche“ Linie der CDU einzuschwenken, aber auch an die Partei selbst, mehr „Wachsamkeit“ walten zu lassen. Vor allem war es jedoch der erste Prozess, der sich direkt gegen das CDU-Ostbüro richtete, das als Hort eines US-amerikanischen Spionagerings diffamiert werden sollte.

Erste Repressionen

Diese Vorgänge reihen sich ein in eine Welle der Verfolgung seitens der sowjetischen Besatzungsmacht und der SED, die die CDU in der SBZ/DDR seit 1948 mit dem Ziel erfasste, unbotmäßige Mitglieder einzuschüchtern oder zu entfernen. Hintergrund war die

Neuorientierung der Deutschlandpolitik der Sowjetunion hin zur Konsolidierung der DDR, garantiert durch die Absicherung der führenden Rolle der SED. Dabei war schon in den Jahren zuvor die Arbeit der CDU nicht ohne Behinderungen abgelaufen.

So wurde die CDU bereits 1945/46 gegenüber der KPD/SED klar benachteiligt, etwa bei der Papierzuteilung für die parteieigenen Zeitungen oder der Zulassung von Ortsgruppen – eine grundlegende Voraussetzung, um an den Wahlen zu den Landtagen und Kommunalparlamenten 1946 teilzunehmen. Bereits im Umfeld dieser Wahlen, die nicht den erhofften Erdrutschsieg der SED brachten, kam es zu ersten Verhaftungen von CDU-Mitgliedern wie des Landrats von Heiligenstadt, Aloys Schaefer, der 1947 zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt wurde und bis 1954 inhaftiert blieb. Selbst die für die SED ungünstig ausgegangenen Wahlen zum Studentenrat und den Fakultätsräten an der Berliner Universität 1947 wurden zum Anlass

genommen, führende Mitglieder der Jungen Union zu verhaften, unter ihnen die Mitgründer Manfred Klein und Georg Wrazidlo.

Die sowjetische Besatzungsmacht hatte schon zu einem frühen Zeitpunkt erkennen lassen, dass sie nicht an einer demokratischen politischen Auseinandersetzung interessiert war. Im Konflikt um die Frage einer entschädigungslosen Enteignung im Rahmen der Bodenreform wurden am 19. Dezember 1945 der Vorsitzende der CDU in der SBZ Andreas Hermes sowie sein Stellvertreter Walther Schreiber abgesetzt. Genau zwei Jahre später, am 19. Dezember 1947, traf seinen Nachfolger Jakob Kaiser und dessen Stellvertreter Ernst Lemmer dasselbe Schicksal bezüglich der Frage einer Beteiligung der CDU an der SED-dominierten „Volkskongressbewegung“. Sie waren jedoch in der Lage, von West-Berlin aus weiterzuarbeiten, wo Kaiser und Lemmer, die sich weiterhin als rechtmäßige Vorsitzende der CDU in der SBZ verstanden, das Ostbüro der CDU aufbauten.

Verfolgungen

Nach der Absetzung Kaisers startete eine größere Verhaftungswelle missliebiger CDU-Mitglieder, woran Spitzel in sowjetischen Diensten tatkräftig mitwirkten. Die Anklagen klangen fast immer gleich: „antisowjetische Hetze“, Spionage oder Sabotage. Viele erhielten eine Art „Standardstrafmaß“ von 25 Jahren Haft, die sie in berüchtigten Strafanstalten wie Bautzen oder Torgau absitzen mussten. Viele kamen erst im Laufe der 1950er Jahre frei. Andere Verhaftete wurden über das sowjetische Speziallager Sachsenhausen zur Zwangsarbeit nach Sibirien deportiert, etwa der Schweriner CDU-Kreisvorsitzende Walter Olters. In diesem Zusammenhang standen auch einige Todesfälle, die man möglicherweise sogar als Mord bezeichnen könnte. Beispielsweise wurde der stellvertretende Kreisvorsitzende von Delitzsch Hans-Georg Löser bei seiner Verhaftung durch den sowjetischen Geheimdienst erschossen; im Mai 1948 fiel der brandenburgische Landesvorsitzende Wilhelm Wolf unter mysteriösen Umständen einem Autounfall zum Opfer. Andere starben an den Folgen der in Gefangenschaft erlittenen Folterungen, etwa Ende 1948 der stellvertretende Bürgermeister von Falkensee Hermann Neumann.

Die Verfolgung verschärfte sich noch im Zusammenhang mit der Gründung der DDR 1949 und der Durchsetzung der Einheitslisten für die Volkskammerwahlen 1950. Insbesondere die bereits erwähnte „Bojkott-hetze“ bot eine zusätzliche Begründung dafür, kooperationsunwillige CDU-Mitglieder verhaften zu lassen. Einfache Mitglieder, die dem Machtanspruch der SED kritisch gegenüberstanden, wurden auf diese Weise eingeschüchert. Zugleich brachte diese Strategie diejenigen, die sich dem Gleichschaltungsdruck längst ergeben hatten, an die innerparteilichen Schaltstellen, die durch die Verhaftungen oder erzwungenen Rücktritte frei geworden waren.

Exemplarisch lässt sich dieses Vorgehen etwa am sächsischen Landesvorsitzenden Hugo Hickmann belegen. Hickmann, der 1948 nach der Absetzung Kaisers interimswise die Führung der CDU in der SBZ übernommen hatte, weigerte sich standhaft, den Führungsanspruch der SED anzuerkennen und einer Einheitslistenwahl zuzustimmen. Angriffe gegen ihn wurden nicht nur seitens der SED, sondern auch durch den CDU-Landrat von Aue Magnus Dedek ausgeführt, der von den Kommunisten protegert wurde. Am 23. Januar 1950 kam es zu einem „spontanen“ Sturm der CDU-Landesgeschäftsstelle durch von der SED organisierte Gruppen, die mit Sprüchen wie: „Hängt ihn auf, die Sau“, Hickmanns Absetzung forderten. Einige Tage später verzichtete Hickmann auf alle seine Ämter, Dedek hingegen wurde noch im selben Jahr stellvertretender Landesvorsitzender.

Während die CDU von einer Austrittswelle demokratisch gesinnter Mitglieder erfasst wurde, wussten sich viele CDU-Funktionäre der drohenden Verhaftung nur durch die Flucht nach West-Berlin oder in die Bundesrepublik zu entziehen. Unter ihnen waren hochrangige Persönlichkeiten, etwa der thüringische Handelsminister Georg Grosse, der mecklenburgische Wirtschaftsminister Siegfried Witte oder der sächsische Handelsminister Georg Knabe. Anderenfalls hätte ihnen dasselbe Schicksal gedroht wie dem Arbeits- und Sozialminister von Sachsen-Anhalt Leo Herwegen, der 1950 in einem Schauprozess in Dessau unter der Leitung der berüchtigten Vizepräsidentin des Obersten Gerichts der DDR und späteren Justizministerin Hilde Benjamin zu einer Haftstrafe von 15 Jahren verurteilt wurde. Besonders erbarmungslos wütete der DDR-Repressionsapparat Anfang 1950 in Potsdam. Fast alle Stadtverordneten und Mitglieder des CDU-Kreisvorstands wurden festgenommen und zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Bürgermeister Erwin Köhler wurde mit seiner Frau Charlotte wegen angeblicher



Im Landgericht Erfurt fanden Schauprozesse gegen demokratische CDU-Mitglieder in der DDR statt.

**Der stellvertretende
Landesvorsitzende der
CDU in Thüringen
Hugo Dornhofer.**



Spionage und „antisowjetischer Hetze“ von einem sowjetischen Militärtribunal zum Tode verurteilt und in der berüchtigten Moskauer Haftanstalt Butyrka erschossen. Der 72-jährige Vorsitzende der CDU-Landtagsfraktion von Brandenburg Franz Schleusener starb kurz nach seiner Verhaftung an den Folgen der ihm zugefügten Folter.

1952, dem Jahr, in dem die gleichgeschaltete CDU der DDR auf ihrem Parteitag endgültig die führende Rolle der SED anerkannte, stand vor allem Thüringen im Fokus des Ministeriums für Staatssicherheit. Am 1. Mai kam es in Groß-Bebra bei einer Betriebsversammlung zu handgreiflichen Auseinandersetzungen, bei denen das SED-Mitglied Alfred Sobik einen Herzinfarkt erlitt und starb. Rasch wurde dies zu einem „Mord“ hochstilisiert und die beiden ebenfalls bei der Versammlung anwesenden Bergleute und CDU-Mitglieder Johann Muras und Ernst Wilhelm angeklagt und zum Tode verurteilt. Am 6. September 1952 starben sie durch das Fallbeil. Dies war jedoch nur der Anlass für weitergehende Verfolgungen, deren erster Höhepunkt der eingangs geschilderte Schauprozess in Erfurt war.

Im Frühjahr 1953 folgten zwei weitere Verfahren in Erfurt und Gera, die aber schon nicht mehr als Schauprozesse konzipiert waren, da man dieses Abschreckungsinstrument nur sehr dosiert einsetzen wollte. Auch hier erhielten die Angeklagten zum Teil langjährige Haftstrafen. Unter ihnen befand sich der frühere stellvertretende Landesvorsitzende Hugo Dornhofer, der sich standhaft weigerte, ein Schuldbekennnis abzulegen, und sich noch in seinem Schlusswort als treuer Anhänger Jakob Kaisers bezeichnete. Er wurde zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt. Er kam 1956 gemeinsam mit seinem im selben Prozess angeklagten Sohn Ignaz im Rahmen einer Amnestie frei.

Allerdings konnten sich auch Personen, die maßgeblich dazu beigetragen hatten, dass sich in der CDU eine „fortschrittliche“ Linie durchgesetzt hatte, in dieser Phase nicht mehr sicher fühlen. Diesem Umstand fiel etwa der DDR-Außenminister und frühere CDU-Generalsekretär Georg Dertinger zum Opfer, der am 13. Januar 1953 zusammen mit seiner Frau und seinen minderjährigen Kindern verhaftet wurde. 1954 wurde Dertinger zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt und erst 1964 freigelassen.

Die tiefgreifende Unzufriedenheit mit dem System der DDR entlud sich im Rahmen des Volksaufstandes am 17. Juni 1953. Auch hier waren verschiedene CDU-Mitglieder zum Teil sehr aktiv an diversen Demonstrationen und Kundgebungen gegen das Regime beteiligt. Nach der Niederschlagung des Aufstands und der erneuten Festigung der SED-Herrschaft blieben jedoch die prokommunistischen Kräfte an der Macht und stärkten ihre Position durch weitere interne „Säuberungen“, was wiederum einen Anstieg der Austritte unzufriedener CDU-Mitglieder nach sich zog.

Die Lage seit 1953

Auch wenn es immer wieder zu Verhaftungen einzelner Mitglieder oder Gruppen kam, war der Hochpunkt der stalinistischen Verfolgungswelle überschritten. Innerhalb der CDU waren die oppositionellen Regungen im Wesentlichen mundtot gemacht worden. Zwar wurden anlässlich bestimmter Ereignisse wie des Ungarn-Aufstands 1956, des Baus der Berliner Mauer 1961 oder der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 immer noch Unmutsbekundungen an der Basis festgestellt. Diese blieben jedoch begrenzt und erfuhren, auch aus Sorge vor Repressionen, kaum Resonanz.

Die genaue Zahl der im Laufe der Zeit aus politischen Gründen verhafteten CDU-Mitglieder ist nicht bekannt. 1998 erbrachte eine Dokumentation eine Anzahl von fast 2.300 Fällen bis 1961, doch dürfte die Dunkelziffer aller verfolgten und verhafteten Christlichen Demokraten in der SBZ/DDR weit höher liegen. Nicht darunter erfasst sind diejenigen, die ihrer Verhaftung durch Flucht in den Westen zuvorkamen und so ihrer Heimat, ihrer Familienangehörigen und Freunde beraubt wurden.

In den 1970er und 1980er Jahren verlagerte sich das Resistenzpotenzial vor allem auf die Äußerung von Widerspruch gegen die führende Rolle der SED, die atheistisch geprägte Weltanschauung und wirtschaftliche Missstände. Solche Aussagen konnten jedoch ebenfalls Sanktionen nach sich ziehen. Wer etwa einen Ausreiseantrag stellte, musste damit rechnen, aus der Partei ausgeschlossen zu werden. Oftmals ging dies mit dem Verlust der beruflichen und gesellschaftlichen Stellung einher.

Während der Friedlichen Revolution waren es vor allem die Ortsgruppen und Kreisverbände, die, von der Angst vor Sanktionen befreit, eine starke innerparteiliche Aktivität entfalteten. Beginnend mit den Briefen aus Neuenhagen und Weimar kamen wichtige Impulse zur Emanzipation und Demokratisierung der CDU der DDR von der Basis – Impulse, die lange ihrer Erweckung harren mussten.

Literatur

Buchstab, Günter: Widerspruch und widerständiges Verhalten der CDU der SBZ/DDR, in: Deutscher Bundestag (Hg.): Möglichkeiten und Formen abweichenden und widerständigen Verhaltens und oppositionellen Handelns, die friedliche Revolution im Herbst 1989, die Wiedervereinigung Deutschlands und Fortwirken von Strukturen und Mechanismen der Diktatur (Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ [12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages], Bd. VII/1). Baden-Baden 1995, S. 504–539.

Buchstab, Günter (Hg.): Verfolgt und entrechtet. Die Ausschaltung Christlicher Demokraten unter sowjetischer Besatzung und SED-Herrschaft 1945–1961. Eine biographische Dokumentation. Sankt Augustin 1998.

Jander, Ingrid: Politische Verfolgung in Brandenburg 1949 bis 1953. Der Kampf gegen Ost-CDU, Bauern und Kirchen im Spiegel der Akten von SED und Staatssicherheit (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 59). Düsseldorf 2012.

Kaff, Brigitte (Hg.): „Gefährliche politische Gegner“. Widerstand und Verfolgung in der sowjetischen Zone/DDR. Düsseldorf 1995.



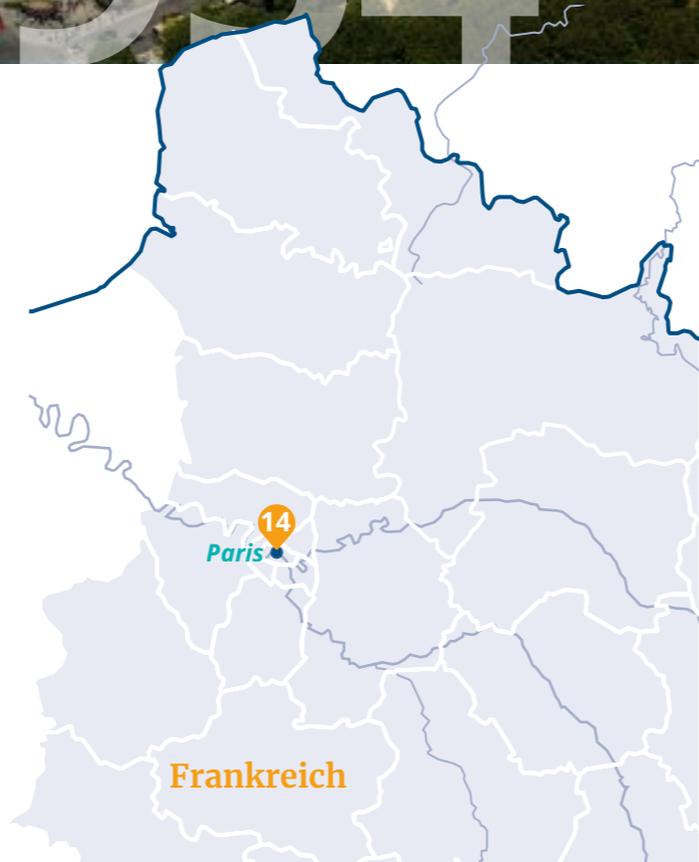
Paris

Quai d'Orsay

1954

Westbindung als Grundsatz christlich-demokratischer Außenpolitik

Judith Michel



Die Pariser Verträge stellen einen Meilenstein der politischen und ideellen Verankerung der Bundesrepublik im Westen dar. Mit ihnen wurde die westdeutsche Wiederbewaffnung im Rahmen der NATO geregelt. Zudem erhielt die Bundesrepublik durch den im Vertragswerk enthaltenen Deutschlandvertrag weitgehende Souveränität und wurde zum anerkannten Mitglied der westlichen Staatengemeinschaft. Obwohl es unterschiedliche Ansichten in der CDU darüber gab, wie die Westbindung gestaltet werden sollte, war sie die einzige Partei, die sich von Anfang an durchgängig zur Verankerung im Westen bekannte.

Paris als Ort der französisch-deutschen Aussöhnung

Am 23. Oktober 1954 unterzeichneten Bundeskanzler Konrad Adenauer, der US-amerikanische Außenminister John Foster Dulles, der französische Ministerpräsident Pierre Mendès France und der britische Außenminister Anthony Eden im französischen Außenministerium die Pariser Verträge. Nach der Unterzeichnung erklärte Adenauer bei einer Pressekonferenz im Pariser Hotel Bristol: „Ich glaube, daß man den heutigen Tag mit Fug und Recht als den Tag der Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland bezeichnen kann.“



Im Quai d'Orsay, dem französischen Außenministerium, wurden am 23. Oktober 1954 die Pariser Verträge unterzeichnet.

Diesen Tag und damit auch Paris als Wegmarke bzw. Ort der deutsch-französischen Aussöhnung zu bezeichnen, wirft jedoch Fragen auf. Schließlich war Paris am 30. August 1954 der Ort gewesen, an dem die französische Nationalversammlung jede weitere Aussprache über den Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG) abgelehnt hatte. Die EVG hätte die westdeutsche Wiederbewaffnung im europäischen Rahmen regeln sowie zu einer vertieften politischen Integration Westeuropas führen sollen. Die transatlantische Alternativlösung zur Wiederbewaffnung der Bundesrepublik im Rahmen der NATO, die daraufhin in kürzester Zeit entwickelt wurde, hatte ihren Kern jedoch gerade *nicht* in einem engen deutsch-französischen Schulterschluss bzw. der westeuropäischen Einigung.

Dennoch ist Paris nicht nur ein Ort des Rückschlags, sondern mehrfach auch von Vorstößen in den deutsch-französischen Beziehungen gewesen. So war Paris am 18. April 1951 der Ort der Unterzeichnung des Vertrags zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS), in dem durch die deutsch-französische wirtschaftliche Zusammenarbeit und Vertrauensbildung die Grundlage für die westeuropäische Integration gelegt worden war. Am 22. Januar 1963 unterzeichneten der Bundeskanzler und der französische Präsident Charles de Gaulle im Elysée-Palast den Vertrag über die deutsch-französische Zusammenarbeit.

Plakat der Gesellschaft Freies Europa, die im Sinne der Bundesregierung für den Deutschlandvertrag als Schritt zu Souveränität und zur Einheit warb.



Innenpolitische Diskussionen um die Westbindung

Aus der Rückschau erscheint Konrad Adenauers Politik der Westbindung vor dem Hintergrund von Besatzungsherrschaft, Demilitarisierung, Kaltem Krieg und der Teilung Deutschlands geradezu alternativlos gewesen zu sein. Tatsächlich war die Westbindung jedoch innenpolitisch – und auch innerhalb der Union – überaus umstritten.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit hegten viele Deutsche die Hoffnung, dass die deutsche und europäische Teilung bald wieder überwunden werden könne. So gesehen schien die Westbindung das Risiko zu bergen, den Weg zur Wiedervereinigung zu erschweren. Nicht nur parteipolitische Gegner Adenauers, sondern auch einige Unionsmitglieder befürworteten daher einen neutralen Kurs Deutschlands zwischen den Blöcken.

Adenauer hatte hingegen früher als viele andere Politiker die Spaltung Europas und den Expansionswillen der Sowjetunion erkannt. Er ging davon aus, dass eine Neutralisierung unweigerlich zur Sowjetisierung Deutschlands führen würde. Dem bedingungslos anti-kommunistischen Adenauer ging es darum, die gerade wiedergewonnene Freiheit und Demokratie durch Einbindung in die westliche Wertewelt zu sichern. So verfolgte er mit seiner Westbindungspolitik zum einen das Ziel, Schutz – insbesondere durch die USA – vor der UdSSR zu erhalten. Zum anderen wollte er damit dem Misstrauen entgegenwirken, das vor allem Frankreich und Belgien Deutschland nach den Erfahrungen aus der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur und des Zweiten Weltkriegs entgegenbrachten. So bot die wirtschaftliche, politische und militärische Westintegration den westlichen Staaten die Möglichkeit, den ehemaligen Kriegsgegner zu kontrollieren. Die Bundesrepublik

konnte wiederum über den Vertrauensgewinn, der sich durch diesen partiellen Souveränitätsverzicht auf europäischer Ebene ergab, Teil der internationalen Gemeinschaft werden, schrittweise Souveränität auf nationaler Ebene zurückerlangen, den wirtschaftlichen Wiederaufbau vorantreiben und die freiheitlich-demokratischen Strukturen und Werte festigen.

Adenauers Politik der Westbindung ruhte dabei auf zwei Pfeilern: der europäischen Integration, deren Herzstück die deutsch-französische Aussöhnung bildete, und der transatlantischen Zusammenarbeit, durch die der US-amerikanische Schutz vor der Sowjetunion sichergestellt wurde. Eine Schaukelpolitik zwischen Ost und West, die ein Signum deutscher Außenpolitik in der Vergangenheit gewesen war, verbot sich angesichts des Misstrauens, den diese bei den westlichen Partnern hervorrufen musste.

Für Adenauer schlossen sich Westintegration und Wiedervereinigung keinesfalls aus. Die Integration in den Westen war für ihn vielmehr die Voraussetzung für die Einheit: Nur ein freier, starker, geeinter Westen werde letztlich zu einem Zusammenbruch des Ostblocks und der Möglichkeit der deutschen Einheit führen.

Schritt für Schritt zu Sicherheit und Souveränität

Adenauer hatte bereits Ende 1949 seine Bereitschaft signalisiert, deutsche Kontingente in einer europäischen Armee bereitzustellen. Hierfür waren zum einen Sicherheitsgründe ausschlaggebend, schließlich konnte Adenauer die Sicherheitsgarantie der Westmächte für die Bundesrepublik nicht für alle Zeiten als selbstverständlich annehmen, weshalb er einen

deutschen Verteidigungsbeitrag anbot. Zum anderen ging er davon aus, dass die Bundesrepublik ohne eigene Armee keine vollständige Souveränität erlangen und kein gleichwertiges Mitglied der Staatengemeinschaft werden könne.

Im Oktober 1952 fasste Adenauer dies auf dem CDU-Bundesparteitag in Berlin zusammen: „Deutschland ist um seiner Existenz willen absolut darauf angewiesen, aus seiner Isolierung und Wehrlosigkeit herauszukommen. Wir Deutsche gehören aus weltanschaulichen und kulturellen Gründen und aus unserer ganzen Lebensauffassung heraus zum Westen. Und nur durch den Anschluß an den Westen kann unsere Isolierung und Wehrlosigkeit ein Ende finden.“

Traf Adenauers Vorstoß anfangs noch in weiten Kreisen auf Skepsis, wirkte der Koreakrieg ab dem Sommer 1950 als Katalysator für die westdeutsche Wiederbewaffnung. Diese wurde zunächst im europäischen Rahmen angedacht. Die geplante EVG sah eine Aufstellung westdeutscher Truppen unter europäischer Führung vor. Auf Drängen der Bundesrepublik wurde zugleich der auch Generalvertrag genannte Deutschlandvertrag ausgearbeitet, der die Ablösung des Besatzungsstatuts und weitgehende Souveränität für die Bundesrepublik vorsah.

Nach zähem Ringen und unter massivem Störfeuer seitens der Sowjetunion wurden schließlich am 26./27. Mai 1952 in Paris der EVG-Vertrag und der Deutschlandvertrag unterzeichnet, die ein Jahr später im Deutschen Bundestag ratifiziert wurden. Der am 17. Juni 1953 blutig niedergeschlagene Volksaufstand in der DDR wirkte schließlich wie eine moralische Rechtfertigung für die Westbindungspolitik. Dies sowie eine medienwirksam inszenierte USA-Reise Adenauers trugen neben anderen Faktoren maßgeb-

lich zu seinem grandiosen Wahlsieg 1953 bei, der als Plebiszit für Adenauers Westkurs gewertet werden kann. Ab diesem Zeitpunkt stießen alternative außenpolitische Konzepte auf keine breite Akzeptanz mehr.

Umso herber war die Nachricht vom Scheitern des EVG-Vertrags in der französischen Nationalversammlung am 30. August 1954. Adenauer bezeichnete diesen Tag in seinen Erinnerungen als „[s]chwarze[n] Tag für Europa“, auf den weitere „qualvolle Tage“ folgten. Kurz darauf schlug der britische Außenminister Anthony Eden mit US-amerikanischer Zustimmung die Aufnahme der Bundesrepublik in die NATO vor. Zudem sollte der Brüsseler Pakt – ein Militärbündnis, das 1948 von Frankreich, dem Vereinigten Königreich und den Benelux-Staaten sowohl gegen eine deutsche und als auch eine sowjetische Aggression gegründet worden war – um Deutschland erweitert und in die Westeuropäische Union (WEU) umgewandelt werden. Adenauer stimmte dem Plan sofort zu, äußerte aber auch seine Hoffnung auf die Fortsetzung der europäischen Integration zu einem späteren Zeitpunkt.

Vom 20. bis 23. Oktober 1954 kamen daraufhin in Paris die damaligen NATO-Mitglieder und die Bundesrepublik zu einer „Monstreveranstaltung [sic] von vier ineinander verschachtelten Konferenzen“ (Hans-Peter Schwarz) zusammen. Mit den NATO-Mitgliedern wurde über die Aufnahme der Bundesrepublik in die Atlantische Allianz verhandelt; die Mitglieder des Brüsseler Pakts beschlossen die Erweiterung zur WEU um die Bundesrepublik und Italien; die drei westlichen Besatzungsmächte und die Bundesrepublik verhandelten um eine Modifizierung des Deutschlandvertrags; in bilateralen Gesprächen mit Frankreich wurden unter anderem eine Lösung für das Saarproblem sowie Fragen der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit erörtert.



Der französische Ministerpräsident Pierre Mendès France, Bundeskanzler Konrad Adenauer, der britische Außenminister Anthony Eden und der US-amerikanische Außenminister John Foster Dulles (v. l. n. r.) bei einer Pressekonferenz vor der Unterzeichnung der Pariser Verträge, 20. Oktober 1954.

Obwohl die Pariser Verträge Ergebnis eines nur zweimonatigen Krisenmanagements waren, stellten sie eine deutliche Verbesserung gegenüber den ursprünglichen Plänen zur Wiederbewaffnung und zur Ausweitung der Selbstständigkeit der Bundesrepublik dar. So wurde im modifizierten Deutschlandvertrag, der das Besatzungsstatut aufhob, beispielsweise die erstrebte Souveränität nun explizit erwähnt, indem der Bundesrepublik die „volle Macht eines souveränen Staates“ zugesprochen wurde – allerdings mit der Einschränkung, dass unter anderem die alliierten Vorbehaltsrechte für Deutschland als Ganzes bis zur Vereinigung 1990 fortbestanden. Die Bundesrepublik verpflichtete sich zudem, die Wiedervereinigung nur gewaltfrei anzustreben. Die westlichen Alliierten erklärten ihrerseits, sich weiterhin für das Ziel der deutschen Einheit einzusetzen.

Das Pariser Vertragswerk enthielt zudem verschiedene Verträge, um den Übergang vom besetzten Land zum gleichberechtigten Mitglied des kollektiven Sicherheitssystems der NATO zu regeln. Um die französische Furcht vor einem wiederbewaffneten deutschen Nachbarn zu zerstreuen, verzichtete die Bundesrepublik auf die Produktion von ABC-Waffen auf deutschem Boden. Außerdem verpflichteten sich das Vereinigte Königreich und die USA, Truppen in Europa zu belassen.

Geschickt hatte Adenauer bedeutende Parlamentarier der Oppositionspartei – Erich Ollenhauer, Herbert Wehner, Carlo Schmid und Karl Mommer – nach Paris mitgenommen, die ernüchert die Realität der ineinander verzahnten Konferenzen wahrnehmen und insbesondere bei der Saarfrage die Grenzen des Möglichen erkennen mussten. Dennoch lehnte ein Großteil der SPD die Pariser Verträge ab, da die SPD bis 1959/60 einen bündnisfreien Status für die Bundesrepublik



Unterzeichnung der Pariser Verträge durch Bundeskanzler Konrad Adenauer, den US-amerikanischen Außenminister John Foster Dulles, den französischen Ministerpräsidenten Pierre Mendès France und den britischen Außenminister Anthony Eden (v. l. n. r.) am 23. Oktober 1954.

bevorzugte. Innerhalb der Union bedauerten Anhänger eines westeuropäischen Verteidigungsbündnisses, dass dieses durch die NATO-Lösung nicht ersetzt werden könnte.

Adenauer verkündete vor dem CDU-Bundesvorstand am 11. Oktober 1954: „Für uns Deutsche insgesamt ist die neue Organisation viel besser, als es die EVG gewesen ist.“ Die Bundesrepublik sei nun direkt NATO-Mitglied und somit an deren Entscheidungen beteiligt, außerdem schließe die NATO-Lösung den Schutz der USA und des Vereinigten Königreichs mit ein. „Wir haben das Besatzungsregime nicht mehr. Wir sind wieder ein freies Volk. [...] Wir können dann mit Fug und Recht behaupten, daß wir wieder eine Großmacht geworden sind.“ Schon jetzt kündigte Adenauer an, was er bald nach Inkrafttreten der Pariser Verträge am 5. Mai 1955 auch umsetzen sollte: Die souveräne Bundesrepublik könne nun diplomatische Beziehungen mit Moskau aufnehmen – ein wichtiger Schritt, um deutschlandpolitische Fragen selbst voranzutreiben.

Westbindung als Grundkonstante der Christlichen Demokratie

Die Westbindung war umstritten und Adenauers Abkehr von der traditionellen Schaukelpolitik und sein völlig neuer außenpolitischer Entwurf wurden als „revolutionär“ (Klaus Hildebrand) beschrieben. Adenauer war zwar trotz aller innenpolitischen und innerparteilichen Auseinandersetzung mitnichten der einzige Vorkämpfer der Westintegration. Es ist aber maßgeblich seiner Entschlossenheit zu verdanken, dass sich ein prowestlicher, antikommunistischer Konsens herausbildete, der ein wesentliches Merkmal der Stabilität der westdeutschen Demokratie darstellt. Ereignisse wie die Niederschlagung des Volksaufstands in der DDR 1953, des Ungarnaufstands 1956 und des Prager Frühlings 1968 führten ebenfalls dazu, dass der Westkurs an sich nicht mehr grundsätzlich umstritten war. So wurde die Westbindung schnell nicht nur ein außenpolitisches Konzept, sondern Teil der Identität der Bundesrepublik. Spätestens mit dem Godesberger Programm der SPD von 1959 unterstützten alle maßgeblichen politischen Kräfte die Westbindung.

Auch wenn der Westkurs ab den 1960er Jahren nicht mehr grundsätzlich infrage stand, wurden die Definition des „Westens“ und das Verhältnis zum Westen weiterhin ausgehandelt. Innerhalb der Union zeigte sich dies am deutlichsten in der Auseinandersetzung zwischen den sogenannten Atlantikern und Gaullisten. Beide Strömungen befürworteten die Westbindung. Die Gaullisten versuchten jedoch, die europäische Einigung voranzutreiben, als deren Kern sie die deutsch-französische Aussöhnung betrachteten. Die Atlantiker sahen hingegen die sicherheits- und wirtschaftspolitische Notwendigkeit einer größeren, auch die USA und das Vereinigte Königreich umschließende westliche Partnerschaft. Obgleich Adenauer sich zunächst eher „atlantisch“, später eher „gaullistisch“ verhielt, lässt sich der Bundeskanzler keinem Lager eindeutig zuordnen. Es gelang ihm vielmehr geschickt, beide Strömungen innerhalb seiner Partei auszubalancieren und außenpolitisch pragmatisch nationale Interessen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Obwohl Form und Finalität der Westbindung innerhalb der Union umstritten waren, war die CDU die einzige Partei, die sich von Anfang an durchgängig als Garant der Verankerung im Westen verstand. Mit Stolz bezogen und beziehen sich daher Unionspolitiker bis heute auf dieses Erbe ihres Gründungskanzlers. Insbesondere für Bundeskanzler Helmut Kohl war die europäische Einigung, die er stets im atlantischen Kontext dachte, „Herzstück“ seiner Außenpolitik. Wie Adenauer wollte Kohl mit der Westbindung den Frieden in Freiheit bewahren und über die Integration in den Westen langfristig die deutsche und europäische Spaltung überwinden. Auch nachdem sich Helmut Kohl schließlich ganz im Sinne Adenauers für die deutsche Einheit eingesetzt und maßgeblich zu ihrer Vollendung beigetragen hatte, hielt er an der transatlantischen Partnerschaft fest und trieb die europäische Einigung weiter voran.

Auch Bundeskanzlerin Angela Merkel erinnerte am 25. April 2017 bei einem Festakt zu Adenauers 50. Todestag: „Sein Herzensanliegen galt aber der Westbindung. Und damit stieß Adenauer seinerzeit auf heftigen und emotionsgeladenen Widerstand [...]. Aber wir wissen heute, welche Weitsicht Konrad Adenauer damals bewiesen hat. Die Westbindung ist für die Bundesrepublik Deutschland bis heute der zentrale Bezugspunkt unseres außenpolitischen Selbstverständnisses. Es ruht damals wie heute auf zwei Pfeilern: den gemeinsamen europäischen Strukturen und dem transatlantischen Bündnis. Auch wenn beides [...] zeitweise durchaus auch im Konflikt zueinander stand, kommen darin auch heute noch unsere gemeinsamen Wertevorstellungen genauso wie unsere Interessen zum Ausdruck.“

Literatur

Granieri, Ronald J.: The Ambivalent Alliance. Konrad Adenauer, the CDU/CSU, and the West, 1949–1966 (Monographs in German History Vol. 9). New York/Oxford 2003.

KiBener, Michael: Westbindung. Die politische Koordinatenverschiebung, in: Andreas Rödder/Wolfgang Elz (Hg.): Deutschland in der Welt. Weichenstellungen in der Geschichte der Bundesrepublik. Göttingen 2010, S. 13–27.

Lappenküper, Ulrich: Die deutsch-französischen Beziehungen 1949–1963. Von der „Erbfeindschaft“ zur „Entente élémentaire“ I: 1949–1958. München 2001.

Schwarz, Hans-Peter: Adenauer. Der Staatsmann: 1952–1967. Stuttgart 1991.



Wesseling

Schloss Eichholz

1957

Die Konrad-Adenauer-Stiftung als CDU-nahe politische Stiftung

Angela Keller-Kühne



Mit der Eröffnung der politischen Bildungsstätte Schloss Eichholz im April 1957 begann die Arbeit der späteren Konrad-Adenauer-Stiftung, die heute in mehr als 120 Ländern vertreten ist. Als parteinahe Stiftung unterstützt die Konrad-Adenauer-Stiftung die Ziele und Werte der CDU, ohne jedoch rechtlich, finanziell und organisatorisch von ihr abhängig zu sein.

Die Notwendigkeit politischer Bildungsarbeit nach dem „Dritten Reich“

Schloss Eichholz liegt im Rheinland zwischen Köln und Bonn am Rand der kleinen Stadt Wesseling, nicht weit entfernt von der ehemaligen kurfürstlichen Residenz Schloss Brühl. Die Ursprünge des Anwesens reichen bis in die römische Zeit zurück. Im Mittelalter diente das Landgut der Versorgung des Klosters Sankt Ursula

zu Köln. Im Laufe seiner bewegten Geschichte wurde es immer wieder in Kriegen zerstört. 1802 wurde das Kloster säkularisiert. Im 19. Jahrhundert kaufte die Kölner Familie Joest das Gut. Nach dem Zweiten Weltkrieg beherbergte das Schloss Schwestern des Konvents der Cellitinnen, deren Kloster im Krieg zerstört worden war. Als die Schwestern 1955 in ein neues Klostergebäude zogen, standen Haus und Park wegen zu hoher Unterhaltskosten zum Verkauf.

Schon bald stand ein Käufer bereit, denn das prächtige Herrenhaus mit den umliegenden Ländereien bot sich nicht zuletzt wegen seiner verkehrsgünstigen Lage zwischen Köln und der Bundeshauptstadt Bonn, wo auch die CDU-Bundespartei ihren Sitz hatte, für die Einrichtung einer Stätte für die politische Bildungsarbeit der CDU an. Deshalb erwarb die Gesellschaft für christlich-demokratische Bildungsarbeit Schloss Eichholz am 22. Dezember 1955 – bereits zwei Tage nachdem die Gesellschaft gegründet worden war.



1957 wurde die politische Bildungsstätte Schloss Eichholz eröffnet.

Die Diskussionen in der Union über die Notwendigkeit politischer Bildungsarbeit lassen sich bis zum Beginn der 1950er Jahre zurückverfolgen. Maßgeblich waren dabei die Erinnerungen an das Scheitern der Weimarer Republik und die totalitäre Erfahrung mit dem Nationalsozialismus. Schon am 24. März 1946 konstatierte Konrad Adenauer, damals Vorsitzender der Christlich Demokratischen Union für die Britische Zone in der Aula der Kölner Universität: „Das deutsche Volk muss in seinem Denken und Fühlen umerzogen werden. Das ist auch eine wesentliche Aufgabe der politischen Parteien [...]. Die größte Aufmerksamkeit werden wir der Ausmerzung des nationalsozialistischen und militaristischen Geistes in Deutschland widmen müssen [...]. Es gibt nur ein Mittel gegen diesen Geist, und das ist Aufklärung und Belehrung. Man muss sie darüber aufklären, was der Nationalsozialismus und seine Führer in Wirklichkeit waren, ihnen zeigen, dass die heutige Situation Deutschlands [...] eine Folge der nationalsozialistischen Politik und Führung sind.“

Neben der historischen Aufklärung sollte die politische Bildung zudem Kenntnisse über die Funktionsweise der freiheitlich-parlamentarischen Demokratie vermitteln und zudem die Bürger dazu befähigen, sich mündig in die Gesellschaft einzubringen. Das übergeordnete Ziel war also, zum Aufbau und zur Festigung der bundesdeutschen Demokratie beizutragen.

1955 gewannen diese Vorüberlegungen mit der Gründung der Gesellschaft für christlich-demokratische Bildungsarbeit Gestalt. Maßgebliche Initiatoren waren Bruno Heck, Bundesgeschäftsführer der CDU, Heinrich Krone, Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, der spätere nordrhein-westfälische Ministerpräsident Franz Meyers und auch Bundeskanzler Konrad Adenauer selbst. Politische Bildung sollte nicht nur

Mandats- und Funktionsträgern der Union das nötige Rüstzeug für ihre Arbeit vermitteln, sondern allen Bürgern offenstehen. Ein Antrieb für die Etablierung politischer Bildung im Geiste der Christlichen Demokratie war besonders die bereits praktizierte systematische Bildungsarbeit der SPD und der ihr nahestehenden Friedrich-Ebert-Stiftung. Letztere erhielt dazu bereits Mittel aus den öffentlichen Haushalten.

Mit dem Erwerb von Schloss Eichholz waren die räumlichen Voraussetzungen für die christlich-demokratische Bildungsarbeit geschaffen. Die erforderlichen Umbauten für ein Bildungszentrum mit Hörsaal, Klubraum und Gästezimmern wurden zügig fertiggestellt, sodass bereits am 3. Dezember 1956 der Seminarbetrieb aufgenommen werden konnte.

Von der Bildungsstätte Schloss Eichholz zur weltweit agierenden Stiftung

Am 12. April 1957 eröffnete Bundeskanzler Adenauer feierlich die Bildungsstätte Schloss Eichholz. Er skizzierte dabei die Aufgaben der politischen Bildung wie folgt: „Unsere Partei kann nur bestehen auf einer ideellen Grundlage. Unsere Partei besteht im Gegensatz zu der sozialdemokratischen Partei, deren Kern nach wie vor die Gewerkschaften bilden, aus Vertretern aller Schichten der Bevölkerung, aus Vertretern aller Berufe, aus Vertretern aller Gegenden unseres Volkes. Unsere Partei kann nur, weil sie so mannigfaltig zusammengesetzt ist, bestehen, wenn sie eine ideelle Grundlage hat und wenn sie an diesen ideellen Grundlagen festhält. Dafür soll dieses Haus ganz besonders sorgen.“



Konrad Adenauer bei der Eröffnung der Bildungsstätte Schloss Eichholz am 12. April 1957.

Im März 1957 erfolgte die Anerkennung der Bildungsstätte „Schloß Eichholz“ als Heimvolkshochschule (HVHS) durch den Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen. Die Mitgliederversammlung vom 26. April 1958 benannte die Gesellschaft in „Politische Akademie Eichholz e. V.“ um. Am 13. Oktober 1964 – also noch zu Lebzeiten Adenauers – beschloss die Mitgliederversammlung, den Namen des Trägervereins in „Konrad-Adenauer-Stiftung für Politische Bildung und Studienförderung e. V.“ zu ändern.

In den Anfangsjahren fanden unter der Regie von Rüdiger Altman und seinem Nachfolger Peter Molt die ersten Wochenendseminare, Studien- und Fachtagungen statt, deren Inhalte systematisch aufeinander abgestimmt waren. Ziel war es, den Teilnehmern der Seminare und Tagungen die Möglichkeiten aktiver politischer Betätigung zu verdeutlichen und ihnen dafür notwendige Kenntnisse zu vermitteln.

Die gesamte Arbeit der Akademie stand dabei stets im Spannungsfeld offener politischer Bildung für alle Bürger und parteipolitisch orientierter Schulung für Mandats- und Funktionsträger. Zur bildungspolitischen Aufgabe gehörte auch die Herausgabe von Publikationen im eigens gegründeten Eichholz-Verlag.

Über die klassische Bildungsarbeit hinaus erweiterten sich im Laufe der Jahre die Aufgaben, die es organisatorisch und personell zu bewältigen galt. Bereits 1962 wurde das Institut für Internationale Solidarität zur Ausbildung und Förderung von Fach- und Führungskräften (Gewerkschafter, Unternehmer, Kommunalpolitiker) vor allem aus Lateinamerika und Afrika gegründet. 1965 nahm das Institut für Begabtenförderung seine Arbeit auf, zwei Jahre später das Sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut. 1971 folgte das Institut für Kommunalwissenschaften. 1976 wurde das Archiv für Christlich-Demokratische Politik ins Leben gerufen

und die Stiftung verlegte ihre Zentrale in einen Neubau in Sankt Augustin. 1978 begann das Institut für Internationale Zusammenarbeit mit Dependancen im westlichen Ausland seine Tätigkeit. Damit waren die institutionellen Grundlagen der international agierenden Konrad-Adenauer-Stiftung geschaffen.

Vor dem Hintergrund der 68er-Bewegung stieg der Bedarf an politischer Orientierung. Molts Nachfolger Bernhard Gebauer erweiterte daher die der politischen Bildung zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten in Eichholz. Zudem entstanden in den Bundesländern – mit Ausnahme von Bayern und Schleswig-Holstein – seit 1971 regionale Bildungswerke der Konrad-Adenauer-Stiftung, durch die politische Bildungsarbeit nun auch in die Fläche getragen wurde.

In den 1980er Jahren ergänzten über den regulären Seminarbetrieb hinaus zahlreiche deutschlandpolitische Seminare für mehr als 65.000 Lehrer und Schüler das Angebot und gewährten durch Studienaufenthalte in der DDR Einblicke in das Alltagsleben der Ostdeutschen. So konnte die Politische Bildung an Bewährtes anknüpfen, als sie sich durch den Fall der Mauer am 9. November 1989 vor neue Herausforderungen gestellt sah: Schon im ersten Halbjahr 1990 fanden fast 300 Bildungsprogramme mit knapp 17.000 Teilnehmern in der DDR statt. Dreißig feste und freie Mitarbeiter bereisten im Januar 1990 die 14 Bezirke der DDR, um Kontakte zu potenziellen Partnern aus Politik, Wissenschaft, Medien und Kultur zu knüpfen. Infostände in zahlreichen Städten und Gemeinden rundeten das Angebot ab. Das Verbindungsbüro Berlin, das jetzt für ganz Berlin zuständig war, unterstützte die Gruppe logistisch. Erste Planungen liefen für die Einrichtung von Bildungswerken in Leipzig, Rostock und Schwerin. Es folgte die flächendeckende Einrichtung

von Bildungswerken in den neuen Bundesländern und 1997 die Eröffnung eines zweiten Bildungszentrums in Schloss Wendgräben in Sachsen-Anhalt. Damit war die politische Bildungsarbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung zu einer gesamtdeutschen Erfolgsgeschichte geworden – eine Erfolgsgeschichte, die man sich immer wieder vor Augen halten, – die auf Schloss Eichholz begann.

Eichholz als Begegnungsort Christlicher Demokraten

Fast 60 Jahre war Eichholz die zentrale Bildungsstätte der Stiftung und über Parteigrenzen hinweg eine Marke für politischen Erfahrungs- und Meinungsaustausch. Sie war es bis Ende 2014, als die Stiftung die Schlösser Eichholz und Wendgräben verkaufen musste, um die Erweiterung des Berliner Standorts finanzieren zu können. Besonders wertvoll war Eichholz als zentraler Begegnungsort für die Stipendiaten der Stiftung. Hier fanden die Auswahltagungen für die Stipendiaten und die Treffen der Altstipendiaten statt. Für Bürgerinnen und Bürger war es über die Region hinaus auch ein kultureller Mittelpunkt für Literaturabende, Ausstellungen und Konzerte.

Generationen von Mandats- und Funktionsträgern, Stipendiaten und politisch interessierten Bürgern haben die Eichholzer Seminare durchlaufen und Netzwerke gebildet. Es wurden nicht alle Seminarteilnehmer Ministerpräsident oder Oberbürgermeister, wie Bernhard Vogel in seiner Festrede zum 50-jährigen Bestehen betonte, viel wichtiger war und ist es, Bürgerinnen und Bürger zur aktiven Gestaltung der Demokratie zu befähigen.



Gesprächsrunde auf Schloss Eichholz.

Die Bedeutung der Stiftungsarbeit für die CDU

Insofern muss man die große Bedeutung der politischen Bildungsstätte Schloss Eichholz und der gesamten Konrad-Adenauer-Stiftung für die CDU kaum hervorheben. Schloss Eichholz und die anderen Standorte der Konrad-Adenauer-Stiftung boten bzw. bieten nach wie vor CDU-Politikern nicht nur Schulungsmöglichkeiten, sondern auch ein Forum, um mit Bürgern, Journalisten, Wissenschaftlern, Industriellen, Künstlern und auch untereinander ins Gespräch zu kommen. Mit verschiedenen Formaten befasst sich die Stiftung mit Themen, die auch für die Union von Bedeutung sind: Die Soziale Marktwirtschaft, die transatlantischen Beziehungen, die europäische Inte-

gration, Zukunftsperspektiven des Industriestandorts Deutschland, die Entwicklungszusammenarbeit, Bildungspolitik, ethische Fragen, Neue Medien und Digitalisierung, künstliche Intelligenz sind nur einige der Bereiche, zu denen die Stiftung Experten und Politiker zusammenbringt.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung bietet ein Programm, das die liberale Demokratie und bürgerschaftliches Engagement in Deutschland und der Welt fördert und allen Interessierten offensteht. Die Stiftung betreibt dabei keinesfalls Parteipolitik. Sie möchte vielmehr laut ihrer Satzung „die Grundlagen politischen Wirkens“ erarbeiten. Trotz der personellen und ideellen Verbindungen haben alle Politischen Stiftungen und die jeweiligen Parteien seit einem Urteil des Bundes-



Innenansicht von Schloss Eichholz.

verfassungsgerichts von 1986 in der Praxis Distanz zu wahren. Die Stiftungen sind daher rechtlich, finanziell und organisatorisch unabhängig von den Parteien. Weltweit sind die deutschen politischen Stiftungen damit einzigartig.

Auf diese Weise profitiert die CDU von der Arbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung, die diese gleichsam als Thinktank leistet. Über die Seminarprogramme, die Begabtenförderung und durch das unter den deutschen Stiftungen größte Netz an Auslandsbüros bietet die Konrad-Adenauer-Stiftung zudem ein informelles Netzwerk, auf das die Union zurückgreifen kann.

Heute hat die Konrad-Adenauer-Stiftung ihre Hauptsitze in Berlin und Sankt Augustin und ist in 18 Politischen Bildungsforen in 14 Bundesländern und in mehr als 120 Ländern der Welt vertreten. In Deutschland nehmen jährlich über 120.000 Bürger an Gesprächen, Seminaren und Workshops teil. Diese Zahlen zeigen nicht nur den weiterhin hohen Bedarf an politischen Bildungsangeboten, sondern auch den ungebrochen hohen Stellenwert, den die politische Bildung in der Arbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung und bei der CDU innehat. Auf Schloss Eichholz wurden dafür die Grundlagen gelegt.

Literatur

Beaugrand, Günter: Die Konrad-Adenauer-Stiftung. Eine Chronik in Berichten und Interviews mit Zeitzeugen. Meckenheim 2003.

Beyer, Bianca: Politische Stiftungen in Deutschland. Die Bedeutung der Stiftungstätigkeiten für die Parteien. Saarbrücken 2008.

Blatt, Heinrich: Die Politische Bildung der Konrad-Adenauer-Stiftung (Handreichung zur Politischen Bildung 17). Hg. von der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. Sankt Augustin, Berlin 2014 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=541e80b1-0aeb-e074-81f9-4c40c84a92e3&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

Borchard, Michael: Politische Stiftungen und politische Beratung, in: Steffen Dagger u. a. (Hg.): Politikberatung in Deutschland. Wiesbaden 2004, S. 90–97.

Langguth, Gerd: Politische Stiftungen und politische Bildung in Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 34 (1993), S. 38–47.

Burgscheidungen

Schloss Burgscheidungen

Die Gleichschaltung der CDU in der SBZ/DDR

Oliver Salten



Auf Schloss Burgscheidungen war die Schulungsstätte der CDU der DDR.



Hoch über dem Unstruttal im Süden Sachsen-Anhalts liegt in der Nähe von Nebra das Schloss Burgscheidungen. Bereits seit dem Frühmittelalter als Burganlage belegt wurde sie unter Heinrich I. Anfang des 10. Jahrhunderts zur Reichsburg erhoben und ging nach einer wechselvollen Geschichte unter verschiedenen adligen Besitzern 1722 in das Eigentum der Grafen von Schulenburg über. Sie gestalteten die Anlage zu einem Barockschloss um und ließen einen umfangreichen Park anlegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Burgscheidungen 1945 im Rahmen der Bodenreform in der SBZ enteignet und ab 1946 zunächst dem FDGB und danach der FDJ als Erholungsheim bzw. Ausbildungsstätte überlassen. Anfang 1956 bezog die Zentrale Schulungsstätte (ZSS) „Otto Nuschke“ der CDU der DDR das Schloss.

In den Lehrgängen auf Schloss Burgscheidungen sollten geeignete Kader aus den Ortsgruppen und Kreisverbänden der CDU der DDR im Sinne der SED ideologisch geschult, auf weitergehende Aufgaben in Staat und Partei vorbereitet und dazu befähigt werden, die gelernten Inhalte an die Mitglieder an der Basis weiterzuvermitteln. Burgscheidungen bildete auf diese Weise ein zentrales Element im Mechanismus der Gleichschaltung, der die CDU der SBZ/DDR seit dem Ende der 1940er Jahre zunehmend unterworfen war.

Der Weg zur Gleichschaltung

Wie konnte es dazu kommen? Die Grundlagen für die Gleichschaltung der CDU wurden bereits kurz nach ihrer Gründung 1945 gelegt. Die Parteien in der SBZ wurden von der Besatzungsmacht angewiesen, in den sogenannten Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien einzutreten. Dieses Gremium, das nur einstimmig Entscheidungen treffen konnte, hatte zunächst vor allem den Zweck, die Parteien auf ein gemeinschaftliches Handeln festzulegen. Damit war jedoch auch verbunden, dass es unmöglich war, von den Beschlüssen abweichende politische Positionen öffentlich zu vertreten. Wer damit nicht einverstanden war, wie etwa der erste Vorsitzende Andreas Hermes im Falle der Gestaltung der Bodenreform, musste mit Konsequenzen rechnen – Hermes wurde im Dezember 1945 seines Amtes enthoben. Außerdem konnten keine wichtigen Beschlüsse gegen KPD bzw. SED getroffen werden.

Die bürgerlichen Parteien wurden jedoch auch auf andere Weise in ihrer Arbeit behindert, etwa durch Repressionen gegenüber missliebigen Parteimitgliedern, die Verweigerung der Registrierung von Ortsgruppen oder eine geringere Papierzuteilung für die parteieigenen Zeitungen. So konnten die Kommunisten ihre herausgehobene Stelle mit Unterstützung der Besatzungsmacht festigen.

Auf internationaler Ebene drifteten die deutschlandpolitischen Vorstellungen Josef Stalins und der Westmächte immer weiter auseinander und das Ziel, den Sozialismus in ganz Deutschland auf „demokratischem“ Wege einzuführen, stellte sich als unerreichbar heraus. So begannen die Sowjets ab 1947/48, die Institutionalisierung der SBZ und ihre Einbindung in den kommunistischen Machtbereich voranzutreiben. Damit war auch die Etablierung der führenden Rolle der SED verbunden.

Für die CDU bedeutete dies eine über einen längeren Zeitraum verlaufende Transformation hin zu einer Blockpartei unter Kontrolle der SED. Am Beginn dieses Wegs stand im Dezember 1947 die Absetzung von Hermes' Nachfolger Jakob Kaiser, der sich standhaft weigerte, am von der SED dominierten „Deutschen Volkskongress“ teilzunehmen. In der Folgezeit wurde deutlich, dass die SED und die SMAD mittels einer Differenzierungstaktik das Ziel hatten, die CDU einer „Säuberung“ zu unterziehen und ihren Zielen zu unterwerfen. So wurde zwischen Befürwortern und Gegnern einer engeren Zusammenarbeit mit den Kommunisten „differenziert“. Funktionäre der zweiten Gruppe, die innerhalb der Partei die Mehrheit stellte, erlitten vielfach Repressionen. Sie wurden schikaniert, aus der Partei ausgeschlossen, verhaftet oder verloren ihre Arbeitsstelle. Viele Mitglieder, die innerlich noch immer Jakob Kaiser nahestanden, wurden so eingeschüchtert und standen am Ende nur noch vor der Wahl, sich den Umständen anzupassen oder in den Westen zu fliehen. So veränderte sich bis Mitte der 1950er Jahre die Sozialstruktur der Partei durch den kontinuierlichen Mitgliederverlust nachhaltig.

Zur ersten Gruppe zählten der Nachfolger Kaisers als Parteivorsitzender Otto Nuschke, der Generalsekretär und spätere DDR-Außenminister Georg Dertinger oder der mecklenburgische Landesvorsitzende Reinhold Lobedan. Einige Personen, wie etwa Otto Nuschke, waren tatsächlich im guten Glauben, dass nur im Zusammenwirken mit den Sowjets die eigenen politischen Ziele durchgesetzt werden konnten. Diese Überzeugung traf sich aber bei dem einen oder anderen mit handfesten materiellen Interessen, etwa im Falle des jungen Gerald Götting, der 1949 Dertinger als Generalsekretär nachfolgte. Die Sowjets protegierten „fortschrittliche“ CDU-Mitglieder und sorgten mittels Druck oder Überredung dafür, dass solche Personen die Posten derjenigen übernahmen, die ihnen

Schild an der Zentralen Schulungsstätte der CDU der DDR.

weniger „zuverlässig“ erschienen. Außerdem zeigte sich die SMAD überaus großzügig gegenüber ihnen zugeneigten Personen, etwa im Hinblick auf Einladungen zu Empfängen oder die Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs.

Die CDU geriet auch innerhalb des Blocks immer mehr unter Druck. Mit der 1948 erfolgten Gründung zweier weiterer Parteien, die von Beginn an unter Kontrolle der SED standen, der NDPD und der DBD, sollte den bürgerlichen Parteien Konkurrenz gemacht werden. Außerdem wurden auch einige Massenorganisationen, wie etwa die FDJ, in den Block aufgenommen. Damit waren die Christdemokraten und die Liberalen gegenüber den Kommunisten endgültig in der Minderheit.

Zwischen christlicher Weltanschauung und Marxismus-Leninismus

Mit der Gründung der DDR 1949 und der 1950 erfolgten Festlegung der SED auf die Übernahme des sowjetischen Gesellschaftsmodells, was mit einem Führungsanspruch der „Partei der Arbeiterklasse“ einherging, stand die CDU vor einem Dilemma. Einerseits war Otto Nuschke durchaus bestrebt, seiner Partei eine größtmögliche Eigenständigkeit zu erhalten. Dies zeigte sich unter anderem daran, dass man weiterhin an der Entwicklung von Grundlagen eines „christlichen Sozialismus“ arbeitete, der sich von der marxistischen Variante der SED grundlegend unterscheiden sollte. Andererseits zeigten der äußere Druck, die Verhaftungen, die



Angst um den Fortbestand der CDU, aber auch der bei führenden Parteimitgliedern vorhandene Opportunismus immer wieder Wirkung. Als Schlüsselmoment muss hierbei die Zustimmung Nuschkes zur Einheitslistenwahl gesehen werden, die am 16. Mai 1950 erfolgte.

Von diesem Zeitpunkt an beschleunigte sich die von der SED vorangetriebene Gleichschaltung zu einer kommunistisch dominierten Blockpartei. Im Januar 1951 wurde der „Demokratische Zentralismus“ als Organisationsprinzip eingeführt. Dieses in Volkdemokratien vorherrschende System beinhaltete einerseits eine Pflicht aller übergeordneten Organe zur Rechenschaftslegung gegenüber ihren Wählern, andererseits jedoch auch die totale Unterordnung niedrigerer Parteinstanzen unter die höhere Ebene. In jedem Fall war die Minderheit dazu verpflichtet, sich der Mehrheit unterzuordnen, eine eiserne Parteidisziplin wurde gefordert. Auf diese Weise ging die eigentliche Macht in der CDU an die Sekretariate über, die in der Hauptgeschäftsstelle, den Landes- und Kreisverbänden eingerichtet wurden. Damit war auch die Grundlage für eine weitere Säuberungswelle geschaffen.

Im selben Jahr wurde in Halle die Zentrale Parteischule „Otto Nuschke“ eröffnet. Hier sollten zukünftige Funktionäre der CDU ausgebildet werden, die ideologisch darin geschult wurden, dass Christentum und Marxismus keine Gegensätze seien, sondern eine fruchtbare Synthese eingehen könnten. Zentral hierfür sollte die Entwicklung des „christlichen Realismus“ sein, eine Sammlung von Thesen, die den „christlichen Sozialismus“ endgültig ablösen sollten. Auf der Grundlage einseitig interpretierter Passagen aus Bibel und Kirchengeschichte sollte eine angebliche Vereinbarkeit christlichen Gedankenguts mit den Ideen des atheistischen Marxismus-Leninismus hergestellt werden.

Die CDU war mittels äußeren Drucks und inneren Opportunismus leitender Mitglieder auf verschiedenen Ebenen zu einem reinen Anhängsel der Kommunisten hinabgesunken. Programmatisch wie organisatorisch von ihr abhängig und auch in ihren Personalentscheidungen nicht mehr frei, war es nur folgerichtig, dass der 6. Parteitag im Oktober 1952 auch formell die führende Rolle der SED in Staat und Gesellschaft anerkannte. Bis 1954 wurde auch der von der SED als „bürgerliche Ideologie“ beargwöhnte „christliche Realismus“ abgewickelt und der Marxismus-Leninismus als alleinige Richtschnur des politischen Handelns akzeptiert.

Die CDU blieb bis 1989 ein reiner „Transmissionsriemen“ der SED. Sie sollte ihre eigenen Mitglieder sowie christlich geprägte Bevölkerungsschichten mit Ideologie und Politik der Kommunisten vertraut machen und gleichzeitig Berichte über die Stimmung und „Unklarheiten“ an der Basis weitergeben, damit man an höheren Stellen gegebenenfalls darauf reagieren konnte.

Die Zentrale Schulungsstätte

Die ab 1956 in Burgscheidungen untergebrachte ZSS war in diesem System von zentraler Bedeutung. Über kaderpolitische Maßnahmen ausgewählte Parteifunktionäre konnten je nach Vorkenntnissen und angestrebter Verwendung im Parteiapparat Kurzlehrgänge von einigen Tagen oder Schulungen der Grund-, Mittel- bzw. Oberstufe besuchen. Lehrgänge der Oberstufe konnten bis zu sechs Monate dauern. Grundlegend für die Einflussnahme auf die Basis waren allerdings besondere Schulungen für Ortsgruppenvorsitzende und Schulungsreferenten, die in den Kreisverbänden und Ortsgruppen Teilnehmer eines „Politischen Studiums“ über theoretische Grundlagen des Marxismus und ihren Bezug zu aktuellen Themen unterrichteten.

Für Führungsaufgaben ausersehene Personen, insbesondere hauptamtliche Funktionäre, wurden zu längerfristigen Schulungen angehalten, in denen sie die bislang erarbeiteten Kenntnisse erweitern und vertiefen und am Ende eine Abschlussarbeit zu einem ausgewählten Thema schreiben sollten. Hinzu kamen regelmäßige Kurzlehrgänge für Kreissekretäre, die sich mit aktuellen Themen befassten. Theoretisch sollte auf diese Weise eine umfangreiche Kaderreserve zur Verfügung stehen. Praktisch waren Lehrgänge jedoch oft nicht ausgelastet, zudem wurden viele Absolventen im Nachhinein für die ihnen zugedachten Aufgaben als fachlich oder politisch ungeeignet angesehen, was zu einer hohen Personalfuktuation führte. Auch die einfachen Mitglieder standen den Indoktrinierungsmaßnahmen oftmals skeptisch bis ablehnend gegenüber, sodass in den Ortsgruppen zum Teil offener über Missstände und Probleme gesprochen wurde als erwünscht war.

Um die Lehrgänge attraktiver zu gestalten, wurde der Unterricht an der ZSS ab den 1960er Jahren etwas

aufgelockert und den Dozenten mehr Eigenverantwortung übertragen, was allerdings zunächst keine Erfolge brachte. Immer mehr Themen, die den Kern der CDU berührten, damit aber gleichzeitig aus Sicht der SED überaus sensibel waren, etwa zur Geschichte und Entwicklung der CDU oder zum Verhältnis von Christentum und Marxismus, wurden zugunsten ökonomischer und staatskundlicher Inhalte zurückgefahren. Erst seit den 1970er Jahren begannen die Reformen in Bezug auf die Auslastung der Lehrgänge zu greifen; zugleich wurden auch die CDU-spezifischen Lehrinhalte wieder stärker berücksichtigt.

Die Friedliche Revolution in der DDR führte auch zur Selbstbefreiung der CDU von der jahrzehntelangen SED-Bevormundung. Im November 1989 wurde die Anerkennung der führenden Rolle der SED aus der Parteisatzung gestrichen und der Sonderparteitag im Dezember sprach sich ausdrücklich für Demokratie, Soziale Marktwirtschaft und die Deutsche Einheit aus. Auch auf die ZSS hatte dies Auswirkungen. Zwar ging der reguläre Lehrbetrieb noch bis zum Spätherbst 1989 weiter, danach organisierten die Mitarbeiter in Burgscheidungen weitgehend selbstständig ein verändertes, auf die neuen Verhältnisse angepasstes Curriculum, das u. a. Seminare zur Rhetorik, Wahlkampfführung und Kommunalpolitik umfasste. Auch die Konrad-Adenauer-Stiftung und andere Bildungsträger nutzten das Schloss für Veranstaltungen.

Im Zuge des Verzichts der vereinigten CDU auf das Parteivermögen der CDU der DDR wurde Schloss Burgscheidungen 1991 an die Treuhand übergeben, die es 1995 an einen privaten Investor verkaufte. Nachdem es jahrelang leer stand, wurde 2009 mit einer grundlegenden Sanierung begonnen. Heute ist es ein beliebtes Ausflugsziel und bietet Raum für Veranstaltungen verschiedenster Art.



Veranstaltung in der Schulungsstätte der CDU der DDR.

Literatur

Richter, Michael: Die Ost-CDU 1948–1952. Zwischen Widerstand und Gleichschaltung (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 19). 2. Auflage. Düsseldorf 1991.

Rißmann, Martin: Kaderschulung in der Ost-CDU 1949–1971. Zur geistigen Formierung einer Blockpartei (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 27). Düsseldorf 1995.



Bonn

Konrad-Adenauer-Haus

1973

Die CDU-Bundesgeschäftsstelle und die Modernisierung der Parteiorganisation

Konrad Kühne



Auf der Friedrich-Ebert-Allee im Bonner Regierungsviertel befand sich auf dem Gelände der heutigen Konzernzentrale der Deutschen Telekom bis 2000 die CDU-Bundesgeschäftsstelle, das Konrad-Adenauer-Haus. Das nach dem ersten Bundeskanzler und ersten Parteivorsitzenden benannte Bürogebäude wurde 1971 bezogen. Mit dem Bezug des Neubaus war auch eine grundlegende Reorganisation des Partei- und Verwaltungsapparats verbunden. Bis zur Verlagerung des Regierungssitzes von Bonn nach Berlin war das Konrad-Adenauer-Haus in Bonn die politische Schaltzentrale der CDU. Von dort aus leiteten die Parteivorsitzenden Rainer Barzel, Helmut Kohl und Wolfgang Schäuble die Geschicke der Partei. Von der Führungsetage blickte man auf das Bundeshaus, den Plenarsaal, das Kanzleramt, das Palais Schaumburg, bei klarem Wetter war der Kölner Dom zu erkennen.



Das Konrad-Adenauer-Haus in Bonn.

Standortvielfalt bis Anfang der 1970er Jahre

In der Gründungsphase der CDU war die Arbeitsgemeinschaft der Christlich-Demokratischen und Christlich-Sozialen Union Deutschlands das organisatorische Bindeglied zwischen den Zonen- und Landesverbänden der Unionsparteien. Das unverbundene Nebeneinander von Landesverbänden, parteinahen Organisationen, Generalsekretariat und Zonenausschuss ließ die Forderung nach einer zentralen und effektiven Parteiorganisation immer stärker werden. Mit Beginn der Arbeit des Parlamentarischen Rats im Herbst 1948 richtete das Generalsekretariat, das zunächst in Frankfurt am Main seine Büroräume hatte, eine erste Nebenstelle in der Bonner Alexanderstraße 20 und ab Januar 1949 eine weitere in der Argelanderstraße 173 ein. Im Frühjahr 1950 verlegte man das Büro des Generalsekretärs, die politischen Referate und das Organisationsreferat nach Bonn in die Blücherstraße 14.

Die CDU-Bundesgeschäftsstelle, die im Zuge der Gründung der CDU-Bundespartei im Oktober 1950 unter der Leitung Friedrich Holzapfels eingerichtet worden war, übernahm 1951 die Büroräume in der Blücherstraße. Im April 1952 löste Bruno Heck den kommissarischen CDU-Bundesgeschäftsführer Heinz Lubbers ab und forderte bald die Errichtung eines funktionalen Gebäudes, das den Anforderungen einer modernen Parteiorganisation gerecht werden sollte. Im Mai 1952 erfolgte der Kauf des Parteihauses in der Nassestraße 2. Zu den elf Referaten kamen in den 1950er Jahren ein Länderreferat für die Koordinierung der Parteiarbeit auf Landesebene und die Bundesfachausschüsse zur fachlichen Beratung der Parteiführung hinzu. Das führte zur Notwendigkeit, den organisatorischen Apparat zu erweitern. Der wachsende Raum-

bedarf erforderte die Anmietung von Büroflächen in der Bonner Innenstadt, sodass die Bundesgeschäftsstelle in 17 Gebäuden über das Bonner Stadtgebiet verteilt war. Es sollten 21 Jahre vergehen, bis Hecks Pläne für ein modernes Gebäude realisiert werden konnten. Zwar erfolgte bereits 1960 der Erwerb des Grundstücks an der Friedrich-Ebert-Allee und die Beauftragung eines Architekturbüros für ein funktionales Bürogebäude, die Realisierung wurde jedoch aus Kostengründen immer wieder vertagt.

Während die Errichtung einer modernen Parteizentrale stockte, schritt die Modernisierung der Parteiorganisation 1962 mit der Wahl von Josef Hermann Dufhues zum Geschäftsführenden Vorsitzenden voran. Dieser hatte sich im Landesverband Westfalen-Lippe bereits einen Namen als Organisator gemacht und sollte sich jetzt insbesondere um Presse-, Rundfunk- und Fernsehfragen kümmern. Ein weiterer organisatorischer Modernisierungsschritt erfolgte 1967 auf dem Braunschweiger Bundesparteitag. Als Nachfolger des Geschäftsführenden Vorsitzenden, dann des Geschäftsführenden Präsidialmitglieds setzte er mit Bruno Heck einen hauptamtlichen Generalsekretär ein, dessen Kompetenzen beträchtlich erweitert wurden: Seine Vollmachten reichten von der Mitwirkung bei der Bestellung der Geschäftsführer der Landesverbände und Vereinigungen, der Aufstellung des Haushalts, einem Informationsrecht in jede Gliederung der Partei bis hin zum Weisungsrecht für die Führung des Bundestagswahlkampfes.



Eröffnungsfeier des Konrad-Adenauer-Hauses am 27. Januar 1973.

Bezug der neuen Parteizentrale

Ein neues Parteigebäude schien immer noch in weiter Ferne. Aber die Straffung der Bundespartei war dringend erforderlich, denn nach den Kompromissen der Großen Koalition (1966–1969) musste die Partei handlungsfähiger werden. Erst 1969, als die Union erstmals nicht mehr in der Regierungsverantwortung auf Bundesebene war und die Parteiführung zu der Erkenntnis gelangte, dass eine zeitgemäße Organisation auch entsprechender räumlicher Voraussetzungen bedurfte, wurde der Baubeginn forciert. „Unsere größte Schwäche“, so der Parteivorsitzende Kurt Georg Kiesinger auf dem 17. Bundesparteitag in Mainz 1969, „liegt ohne Zweifel in der Organisation. Wir haben zwanzig Jahre lang im Bund regiert, und unser eigentliches Entscheidungszentrum lag im Bundeskanzleramt, in dem der Parteivorsitzende jeweils als Bundeskanz-

ler amtierte. Bundeskanzler und Fraktion verband eine mehr oder weniger enge Zusammenarbeit. Die Parteigremien Präsidium, Vorstand und Parteiausschuss waren politisch unterernährt.“ Mit dem Gang in die Opposition verlagerte sich die Entscheidungsfindung vom Kanzleramt in die Bundestagsfraktion, ebenso galt es, die Arbeit der Union im Bund, in den Ländern und Gemeinden neu aufzustellen. Um Wahlen wieder gewinnen zu können, waren neben der programmatischen Neuausrichtung auch die Voraussetzungen für einen modernen und schlagkräftigen Parteiapparat zu schaffen. Der Mainzer Bundesparteitag erteilte im November 1969 daher die Baugenehmigung für den Neubau.

Im Dezember 1971 erfolgte der Umzug der über 200 Mitarbeiter in das moderne Bürogebäude an der Friedrich-Ebert-Allee 73–75. Am 27. Januar 1973



Buffet bei der Eröffnungsfeier.

fand die offizielle Einweihungsfeier statt. Die Familie Adenauer übergab dem Parteivorsitzenden Rainer Barzel eine Konrad-Adenauer-Büste, die im Foyer des Hauses aufgestellt wurde. Das weithin gut sichtbare Hochhaus mit zehn Etagen, einem Betriebs- und Verlagsgebäude mit zwei Stockwerken und einem Saalbau mit mehreren Versammlungsräumen und einem Kasino im Südflügel hatten die Architekten Max Meid und Helmut Romeick entworfen. Die Anlage auf langgezogen-rechteckigem Grundriss hatte eine Gesamtlänge von 115 Metern. Die 44 Meter hohe zehnstöckige Hochhausscheibe stand rechtwinklig zur Friedrich-Ebert-Allee. Parallel zum Straßenverlauf schlossen sich zu beiden Seiten breit gelagerte Flachbauten an: im Norden ein zweigeschossiges Betriebs-

und Verlagsgebäude mit Archiv und Tiefgarage, im Süden der Saalbau mit Versammlungsräumen, UNION Restaurant und UNION Schenke. Hier, in den sogenannten Unionssälen, tagten die Gremien der Partei, der Vereinigungen und die Bundesfachausschüsse, wurden Ausstellungen gezeigt und Interviews gegeben.

Auf dem Dach des Bürogebäudes wurden nach einem Werbemitteltest die markanten roten Leuchtbuchstaben „CDU“ angebracht, die bis zum Regierungsumzug ein Blickfang im Bonner Regierungsviertel waren. Den Eingang zu den Unionssälen akzentuierte ein weit vorkragendes Flugdach. Das Konrad-Adenauer-Haus markierte das Ende eines zwanzigjährigen Provisoriums. Darüber hinaus symbolisierte es auch das wiedergewonnene Selbstbewusstsein, das die Partei mit dem Gang in die Opposition verloren hatte.

Zeichen der Modernität waren auch die Einrichtung eines Rechenzentrums und eines Fernsehstudios. „Neues Haus, neuer Geist“, hieß es damals. Finanziert wurde der 25 Millionen DM teure Bau durch Kommanditanteile, Anleihen und die Baustein-Aktion für Mitglieder und Parteigliederungen. Im Eckbüro im neunten Stockwerk mit Blick auf die Godesburg hatten die Parteivorsitzenden Barzel, Kohl und Schäuble ihren Amtssitz und darüber im Büro der Generalsekretäre Konrad Kraske, Kurt Biedenkopf, Heiner Geißler, Volker Rühle, Peter Hintze und Angela Merkel wurden die Wahlkampfstrategien entwickelt. Im Sitzungszimmer im zehnten Stock tagte montags das Präsidium.

Die Reorganisation der Partei

Der Umzug in den Neubau zog auch eine grundlegende Reorganisation des Partei- und Verwaltungsapparats nach sich. Dem Bundesgeschäftsführer waren als Chef des Hauses sechs Abteilungen und die Geschäftsführung der deutschlandpolitischen Institutionen unterstellt:

- › Innere Verwaltung mit Haushalt und Personal,
- › Organisation mit Wahlkampfteam, Veranstaltungen, Mitgliederkartei und Büroorganisation,
- › Politik mit sieben Referaten für Rechts-, Innen- und Gesellschaftspolitik, Außen- und Deutschlandpolitik, Wirtschaft und Finanzen, Bildung und Frauen,
- › Öffentlichkeitsarbeit mit Werbung und Mitgliederwerbung,
- › Information und Dokumentation,
- › Presse, Rundfunk und Fernsehen mit *Deutschland-Union-Dienst* (DUD), *Union in Deutschland* (UiD) und dem Verlag *Das Wirtschaftsbild*.

Der Pflege internationaler Kontakte mit Parteien, Verbänden und Botschaften diente das Mitte 1972 beim Generalsekretär eingerichtete Büro für Auswärtige Beziehungen. Das Anwachsen der Bundesgeschäftsstelle auf sieben Abteilungen in den ersten Jahren der Opposition und Überschneidungen von Zuständigkeiten in den Ressorts führten zu erheblichen Friktionen. Routine und Gewohnheitsrechte prägten den Apparat.

Der 21. Bundesparteitag wählte im Juni 1973 in Bonn Helmut Kohl zum neuen Parteivorsitzenden. Mit seinem Generalsekretär Kurt Biedenkopf untersuchte er die bisherigen Arbeitsabläufe und Entscheidungsprozesse. Abstimmungsmechanismen und Koordinierungsgremien wurden 1973/74 neu justiert. An der Entschei-

dungsfindung sollten jetzt alle kompetenten Sachbearbeiter beteiligt werden. Kernstück der Reformen war die Bündelung der Arbeit in drei Hauptabteilungen:

- › Verwaltung, Personal und Organisation,
- › Politik, Dokumentation, Information,
- › Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

Kurt Biedenkopf führte mit neuen Führungsinstrumenten die Geschäfte und koordinierte die Parteiarbeit auf allen Ebenen, wobei ihm eine weitgehende Weisungskompetenz in politischen und organisatorischen Fragen zukam. Der Bundesgeschäftsführer war verantwortlich für die Leitung der Bundesgeschäftsstelle. Er organisierte und kontrollierte die Dienstleistungen. Beide waren dem Parteivorsitzendem rechenschaftspflichtig. Neu eingerichtet wurde die dem Generalsekretär und Bundesgeschäftsführer direkt unterstellte Planungsgruppe für langfristige politische Konzeptionen. Dem Generalsekretär direkt zugeordnet wurde der Pressesprecher, dem zugleich die Verantwortung für das *Deutsche Monatsblatt* und den *Deutschland-Union-Dienst* oblag. Der Justitiar war dem Bundesgeschäftsführer zugewiesen, das Büro des Bundesschatzmeisters dem Parteivorsitzendem zugeordnet.

Unter Generalsekretär Heiner Geißler wurde zu Beginn der 1980er Jahre eine umfassende personelle Reorganisation durchgeführt, die insbesondere der effizienteren Vorbereitung und Durchführung des Bundestagswahlkampfs diente. Zu diesem Zweck wurde die Abteilung Organisation als selbstständige Hauptabteilung IV eingerichtet.



Angela Merkel und Norbert Blüm bei der Übergabe des CDU-Schriftzugs an das Haus der Geschichte in Bonn.

Was bleibt, ist die rote Leuchtschrift „CDU“, die Angela Merkel am Tag des Umzugs dem Haus der Geschichte in Bonn übergab. Der große Eichentisch, an dem jeden Montag das Präsidium tagte, befindet sich im Besitz der Konrad-Adenauer-Stiftung. Der Grundstein der Bonner Parteizentrale wurde in den Berliner Neubau integriert.

Die Arbeit der Bundesgeschäftsstelle ist heute neben dem Büro für Auswärtige Beziehungen, das als Stabsstelle der Parteivorsitzenden und dem Generalsekretär zuarbeitet, in fünf programmatische bzw. organisatorische Abteilungen organisiert:

- ▶ Der Bereich Politische Planung erstellt Reden und Texte für die Parteivorsitzende und den Generalsekretär und beobachtet die politische Landschaft.
- ▶ Der Bereich Programm und Strategie beschäftigt sich mit der Programmatik und der politischen Strategie der CDU und ist zuständig für das Antragswesen auf Parteitag. Hier werden die Reden der Parteivorsitzenden vorbereitet, die Bundesfachausschüsse und Netzwerke betreut und der Kontakt zur CDU/CSU-Bundestagsfraktion gehalten.
- ▶ Der Bereich Kampagne und Marketing ist für die Kommunikation zuständig und entwickelt öffentlichkeitswirksame Kampagnen sowie die Werbemaßnahmen für Bundestags- und Europawahlkämpfe.
- ▶ Die Mitarbeiter im Bereich Organisation und Veranstaltungen sind mit der Vorbereitung und Durchführung von Veranstaltungen verschiedenster Art betraut. Weitere Kernaufgaben sind Werbung und Umsetzung von Sponsoring.

- ▶ Der Bereich Zentrale Aufgaben und Digitalisierung ist die innere Dienstleistungszentrale und verantwortlich für die Finanzplanung, Personalfragen, den Mitgliederservice und die Parteireform sowie für die Digitalisierung.

Wie einst die Bonner Parteizentrale ist heute auch das Berliner Gebäude in der Klingelhöferstraße mit seiner markanten Architektur nicht nur in Deutschland eine vertraute Ansicht.

Literatur

Bartsch, Kristin: Das Konrad-Adenauer-Haus in Bonn. In: Martin Bredenbeck/Constanze Moneke/Martin Neubacher (Hg.): Bauen für die Bundeshauptstadt (Edition Kritische Ausgabe im Weidle Verlag 2). Bonn 2011. S. 109–114 (leicht veränderte Online-Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Weidle-Verlags Bonn unter: http://www.kas.de/upload/ACDP/CDU/Konrad-Adenauer-Haus_Bonn_Onlinefassung.pdf (Abruf: 29.01.2020)).

Flagge, Ingeborg: Architektur in Bonn nach 1945. Bonn 1984.

Konrad-Adenauer-Haus (<https://www.cdu.de/artikel/konrad-adenauer-haus> (Abruf: 29.01.2020)).

Schönbohm, Wulf: Die CDU wird moderne Volkspartei Selbstverständnis, Mitglieder, Organisation und Apparat 1950–1980. Stuttgart 1985.

Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Bonn – Orte der Demokratie. Der historische Reiseführer, 2. Aufl. Berlin 2014.

Umzug nach Berlin

Mit dem Umzug des Parlaments und von Teilen der Bundesregierung nach Berlin musste auch die Bundesgeschäftsstelle der CDU ihren Standort verlagern. Der CDU-Bundesvorstand entschied sich am 30. Juni 1997 für das Tiergarten-Dreieck als Sitz der neuen Parteizentrale. Ausschlaggebend war die hervorragende Lage in der neuen politischen Mitte, in der Nähe des Bundespräsidialamts, des Regierungsviertels sowie der Botschaften, wissenschaftlicher Einrichtungen und der Vertretungen der Länder beim Bund. Der Entwurf stammt von dem Düsseldorfer Architekturbüro Petzinka, Pink und Partner, das im Rahmen eines Architekturwettbewerbs den Zuschlag für den Entwurf des Konrad-Adenauer-Hauses im Südteil des Klingelhöfer Dreiecks erhalten hatte, das als kulturhistorisch einzigartiges Areal gilt. Am 3. Juli 2000 war das neue Konrad-Adenauer-Haus in Berlin-Tiergarten, Klingelhöferstraße 8, bezugsfertig. „Mit diesem Haus stehen

wir mitten im Leben“, sagte Angela Merkel mit Blick auf den damals aktuellen Parteislogan. 150 Mitarbeiter bezogen die mit einer gläsernen Galerie umgebenen sechs Etagen des dreieckigen, einem Schiffsbug ähnlichen Gebäudes, das von einer kompletten transparenten Glashülle umgeben ist. Bereits im Spätsommer am 23. August 1999 hatte die CDU einen Brückenkopf in der Mauerstraße 85 eingerichtet. Auch tagten Parteivorstand und Präsidium nun regelmäßig in Berlin, im Dezember 1999 fanden in der Bonner Parteizentrale die letzten Sitzungen statt.

Als letzte der im Bundestag vertretenen Parteien verlegte die CDU ihre Bundesgeschäftsstelle vom Rhein an die Spree. Das Bonner Gebäude war bereits 1998 an die Deutsche Telekom verkauft worden und wurde am 14. Dezember 2003 gesprengt. Auf dem Gelände entstand von 2006 bis 2008 der Office Port Bonn, in den die Zentrale der Telekom-Festnetzsparte T-Home eingezogen ist.



Kreuth

Wildbad Kreuth

1976

Die Fraktionsgemeinschaft von CDU und CSU im Deutschen Bundestag und der Trennungsbeschluss vom November 1976

Martin Falbisoner



Im Januar 2017 ist der oft beschworene „Geist von Kreuth“ auf einmal heimatlos. Aus seinem angestammten Domizil war er vertrieben worden. Finanzielle Erwägungen zeigten sich letztlich ausschlaggebend. Die Hanns-Seidel-Stiftung konnte und wollte den seit 1974 bestehenden Mietvertrag für das traditionsreiche, aber auch renovierungsbedürftige Kurbad, zehn Kilometer südlich des oberbayerischen Tegernsees und damit nahe der Tiroler Grenze gelegen, nicht verlängern. Zu hoch, so war zu vernehmen, seien die Forderungen der wittelsbachischen Hausherren letztlich gewesen.

Die 41. Klausurtagung der CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag fand erstmalig im Kloster Seon statt. Nun präsentiert sich die ehemalige Benediktinerabtei am nördlichen Chiemseeufer zwar keineswegs als weniger pittoresk. Jedoch fehlen ihr gänzlich die fast schon mythisch aufgeladenen Assoziationen, welche die medial erprobten Bilder aus „Kreuth“ vier Jahrzehnte lang erregten. Auf diesen Bildern zeigen sich stets Trauben frierender Journalisten, die geduldig auf energisch vorgebrachte Statements von Sitzungsteilnehmern warten. Jene wiederum, so das bewährte Ritual, verstehen es, die bundespolitischen Positionen der CSU – und implizit damit auch Bayerns im Ganzen – für die kommenden Monate pointiert abzustecken und in erster Linie telegen nach außen abzugrenzen. Außen – das war und ist hierbei so häufig nicht nur der übergreifende bundespolitische Konsens, sondern zum irritierten Erstaunen so mancher Beobachter auch gerade immer die eigene Schwesterpartei CDU.

Partnerschaft seit 1947

Unter dem verbindenden Dach des Unionsgedankens hatten CDU und CSU dem bürgerlichen Lager der jungen Bundesrepublik eine feste Heimat geben können. Deren Fundament wurde schon 1947 mit Begründung der „Arbeitsgemeinschaft der Christlich-Demokratischen und Christlich-Sozialen Union Deutschlands“ im hessischen Königstein gelegt und in den Fraktionsgemeinschaften im Frankfurter Wirtschaftsrat sowie im Parlamentarischen Rat erprobt. Gleichermaßen funktionale Basis wie augenfälliges Symbol dieser besonderen Form engsten Zusammenwirkens blieb von 1949 an stets die Fraktionsgemeinschaft im Deutschen Bundestag, die Christdemokraten und Christsoziale institutionell zusammenschweißte.

Gleichzeitig darf deren jahrzehntelanges Fortbestehen nicht darüber hinwegtäuschen, wie spannungsgeladen das Binnenverhältnis der beiden Schwestern von Anfang war und bis heute ist. In der Retrospektive kann daher dessen eruptive Zuspitzung auch kaum überraschen. Die politischen Erschütterungen waren gleichwohl beispiellos, als der legendäre „Kreuther Trennungsbeschluss“ vom 19. November 1976 publik wurde: Mit 30 zu 18 Stimmen, bei einer Enthaltung, hatte die CSU-Landesgruppe beschlossen, im frischgewählten 8. Deutschen Bundestag der CDU den Rücken zu kehren, um eine eigenständige Fraktion zu formieren. Bis zur erneuten Kehrtwende am 12. Dezember schien es folglich, als stünde die Union ihrer bislang schärfsten Zäsur gegenüber.



In Wildbad Kreuth fanden zahlreiche Klausurtagungen der CSU-Landesgruppe statt.

Gedankenspiele auf der Oppositionsbank

Unter rein formalen Gesichtspunkten betrachtet handelte es sich beim Kreuther Beschluss, so beeilte sich auch der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß festzustellen, „nicht um eine Aufkündigung oder um eine Trennung, sondern um die Nichterneuerung einer Vereinbarung“, allerdings einer, die eben von 1949 an bestanden hatte und somit auch 1976 bereits zu den Fundamenten des deutschen Parlamentarismus zählte. Die CSU hatte dabei rasch eine nur ihr eigentümliche Sonderstellung gefunden. So identifizierte sie sich zwar von den frühen 1950ern an gewissermaßen als bayerische Staatspartei und trat doch mit erheblichem bundespolitischem Anspruch auf. Ihre fortgesetzte Bereitschaft, mit der im Ganzen dann doch deutlich größeren CDU einen festen institutionellen Partner zu akzeptieren, trug entscheidend dazu bei, die dominierende Stellung der Union in den ersten beiden Jahrzehnten der Bundesrepublik zu verstetigen.

War das Verhältnis zwischen den Schwesterparteien schon in den Jahren der gemeinsamen Regierungsverantwortung nur selten frei von Spannungen, die sich insbesondere im letzten Jahr der ersten Großen Koalition 1968 zuspitzten, so wurde es ab 1969 noch entschieden konfliktrichtiger. Denn nach verlorener Wahl und der Bildung einer sozialliberalen Koalition fand sich die Union in einer ihr durch und durch ungewohnten Rolle auf der Oppositionsbank wieder. Wie diese überhaupt auszufüllen sei, welche Strategie nun einzuschlagen wäre, konnte kaum im Konsens beantwortet werden. Bald wurden seitens der CSU Erwägungen laut, die zunehmend als eingefahren empfundene deutsche Parteienlandschaft durch den bewussten Aufbau einer „Vierten Partei“ im konservativ-bürgerlichen Sinne zu öffnen. Als Katalysator dieser aufkeimenden Debatte sollte insbesondere die Auseinandersetzung mit der Deutschland- und Ostpolitik unter der Regierung Willy Brandt fungieren. Nachdem jene ihre Mehrheit in der Bundestagswahl

1972 jedoch nicht nur hatte verteidigen, sondern sogar ausbauen können – für die SPD war es mithin der größte Erfolg ihrer Geschichte – lagen die Nerven aufseiten der Unionsparteien zunehmend blank. In München hielt man der Bonner Schwester vor, sich nicht mit der gebotenen Schärfe von der verfehlten Politik der rotgelben Koalition abgegrenzt zu haben.

Die Fraktionsgemeinschaft nicht mehr zu verlängern, rückte für Teile der CSU-Landesgruppe, darunter als treibende Kraft Strauß, nun ganz offen in den Bereich des Denkbaren. Auch deren Vorsitzender Richard Stücklen betrachtete eine CDU/CSU-Fraktion keinesfalls mehr als zwingendes Erfordernis, sondern stellte sie unter die ganz ergebnisoffen zu diskutierende „Frage der politischen Zweckmäßigkeit“, die letztlich auch „andere Organisationsformen“ offerierte. Gleichwohl schreckte man seitens der CSU vor einem Bruch zu diesem Zeitpunkt doch noch zurück, einigte sich ein weiteres Mal mit der Bonner Schwester und erneuerte schließlich die Fraktionsgemeinschaft. Dabei setzte sie durch, dass die grundsätzliche Gleichrangigkeit der Partner auch schriftlich fixiert wurde.

Die Bundestagswahl 1976 als Zäsur

Einmal vorgebracht fanden die praktischen Argumente für eine Trennung dann aber auch in der Folgezeit Widerhall. Denn neben erheblich größeren inhaltlichen Freiheiten für eine effektive Oppositionsarbeit versprachen sich Befürworter einer unabhängigen CSU-Fraktion vor allem deutlich verbesserten Zugang zu parlamentarischen Ressourcen wie Ausschusssitzen, Redezeit oder Fraktionszuschüssen. Und mittels dieser erhoffte man, insbesondere im Zuge einer anschließend erfolgenden Ausweitung der Christsozialen auf

das gesamte Bundesgebiet, die absolute Mehrheit für das bürgerliche Lager zurückzugewinnen, etwa durch stärkere Mobilisierung rechtskonservativer Kreise. Eine solche Konstellation hätte für die CSU bedeutet, wahltaktisch zunächst gegen, vom Wahlabend an dann allerdings doch wieder eng übereinstimmend mit der CDU zu agieren. Eine radikalere Form der schon traditionellen „konkurrierenden Kooperation“ der beiden Schwesterparteien erscheint kaum vorstellbar.

Zunehmend überlagert wurden die sachlichen und strategischen Differenzen indes durch den anschwelenden, durchaus auch persönlichen Konflikt zwischen den Parteivorsitzenden. Sowohl Strauß als auch der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Helmut Kohl, seit 1973 Bundesvorsitzender der CDU, beanspruchten die Oppositionsführung jeweils für sich. Der Parteiaussschuss der CSU stellte im Juni 1975 ostentativ fest, „dass der Parteivorsitzende Strauß die am besten geeignete Persönlichkeit zur [...] Bestimmung und Gestaltung der Bundespolitik“ sei. Dessen ungeachtet setzte sich unionsintern sein Pfälzer Rivale als Spitzenkandidat für die Bundestagswahl am 3. Oktober 1976 durch.

Konnten sich die Schwesterparteien zunächst nicht einmal auf ein gemeinsames Motto einigen – die CSU legte sich auf „Freiheit oder Sozialismus“ fest, die CDU auf „Freiheit statt Sozialismus“ –, so entfaltete die Union einen überaus erfolgreichen Wahlkampf. Sie erzielte mit 48,6 Prozent der abgegebenen Stimmen ihr bis dahin zweitbestes Ergebnis bei Bundestagswahlen und verfehlte nur ganz knapp die absolute Mehrheit. Da die FDP allerdings, trotz aller Bemühungen Kohls, am Bündnis mit der SPD festhielt, konnte die sozialliberale Regierung ihre nunmehr marginale Mehrheit in den sich neu konstituierenden Deutschen Bundestag hinüberretten. Gleichermaßen enttäuscht wie erschüttert leckte

man in den Parteizentralen der Union die Wunden – und schob sich alsbald gegenseitig die Schuld für den verfehlten Regierungswechsel zu. Während die CDU in erster Linie die Münchner Alleingänge anprangerte, verwies die CSU triumphierend auf ihren rauschenden Erfolg in Bayern, wo sie mit 60 Prozent der abgegebenen Stimmen weit über dem Gesamtergebnis lag, und bemängelte ihrerseits die zum Teil nicht immer optimalen Resultate der Christdemokraten.

Eskalation auf der Klausurtagung der CSU-Landesgruppe

Vor diesem Hintergrund versammelte sich die CSU-Landesgruppe zu ihrer Klausurtagung am 18./19. November. Die nach langen Stunden der Diskussion beschlossene Loslösung von der Fraktionsgemeinschaft war dabei auch in den eigenen Reihen heftig umstritten. Nicht zufällig positionierte sich etwa der spätere Bundesminister und CSU-Vorsitzende Theo Waigel deutlich gegen die von Strauß forcierte Linie. Denn es waren gerade die schwäbischen und fränkischen Abgeordneten, die den altbayerischen Optimismus von Anfang an nicht teilen wollten.

Die Tonlage verschärfte sich zunächst einmal weiter rapide. In seiner zwar intern gehaltenen, aber sofort „geleakten“ und dadurch berühmt gewordenen „Wienerwaldrede“ vom 24. November sprach Strauß seinem Pfälzer Rivalen in geradezu zersetzender Weise jegliche politische Eignung ab. Letzterer wurde am 1. Dezember allerdings demonstrativ an die künftige CDU-Fraktionsspitze gewählt. Schon zwei Tage zuvor war seitens des CDU-Vorstands die scharfe Warnung nach München ergangen, dass sich die Christdemokraten ihrerseits sofort mit einem eigenen Landes-



Helmut Kohl (l.) und Franz Josef Strauß lehnten nach einem Spitzengespräch am 1. Dezember 1976 in Bonn Prognosen über den Ausgang des Unionsproblems ab.

verband in Bayern organisieren würden, sollte die CSU nicht bis zur Konstituierung des Deutschen Bundestags am 14. Dezember in den Schoß der Fraktionsgemeinschaft zurückgekehrt sein. Dies waren keinesfalls nur leere Drohungen, tatsächlich streckte die CDU erfolgreich die Fühler zu zahlreichen unzufriedenen CSU-Mitgliedern aus und initiierte rasch die planerischen Vorbereitungen für die Gründung eines bayerischen Landesverbands. In deren Zuge wurde nicht nur ein Gründungsparteitag in Aussicht gestellt, sogar schon erste Entwürfe für Wahlplakate dieses neuen Landesverbands fanden sich auf den Reißbrettern.

Gleichwohl blieb es das erklärte Ziel der CDU-Führung, die Einheit von Union und Fraktion in ihrer bisherigen Form zu bewahren. Und tatsächlich zeigte ihr Druck

bald Erfolg. Schon in den ersten Dezembertagen nahmen die beiden Parteiführungen den Dialog wieder auf. Am 9. Dezember konzidierte Strauß nach einer gemeinsamen Sitzung von Landesgruppe und Landesvorstand der CSU, „neue Vorschläge“ könnten zu einem Umdenken führen. Am 12. Dezember schließlich folgte der Durchbruch: Der Trennungsbeschluss wurde aufgehoben, die Fraktionsgemeinschaft fortgesetzt. Dies bedeutete freilich nicht eine Rückkehr zum Status quo ante, denn künftig sollten verschriftlichte Regelungen das komplexe Binnenverhältnis der beiden Schwestern strukturieren. In deren Rahmen wurde der CSU nicht nur politische Parität konzidiert und ihrer Landesgruppe im Deutschen Bundestag ein gewisses Maß an Autonomie eingeräumt, auch das sogenannte Gebietskartell wurde fixiert: Niemals würden CSU und CDU konkurrierend in den Ländern antreten.

Auf neuer Grundlage zu gemeinsamen Erfolgen

Beide Seiten konnten auf Basis dieser Übereinkunft ihr Gesicht wahren. Das Fundament für ein stabiles Zusammenwirken, eine erfolgreiche Oppositionsarbeit und dann anschließend ab 1982 eine erneut langjährige Regierungstätigkeit war gelegt. Sieht man von gewissen Unsicherheiten während der Phase der parteipolitischen Umwälzungen 1989/1990 ab – die angestrebte Gleichrangigkeit der beiden Schwestern schien zum einen bedroht durch die erhebliche Verbreiterung der Machtbasis der CDU in den neuen Ländern, zum anderen belebte die CSU durch ihre zwischenzeitliche Förderung der ostdeutschen DSU noch einmal Gedankenspiele um eine „Vierte Partei“ –, so hat sich das Verhältnis zwischen Christdemokraten und Christsozialen gleichwohl dauerhaft stabilisiert.

Mag es in tagespolitischen Fragen bis zum heutigen Tag auch weiterhin zu heftigen, mitunter gar heftigsten Auseinandersetzungen kommen, so bleibt die gelegentliche Beschwörung des „Geists von Kreuth“ doch am Ende nur folkloristisches Ritual. In diesem Sinne wurden seitens der CSU etwa unmittelbar nach der zwar siegreichen, obgleich auch enttäuschenden Bundestagswahl 2017 für einen kurzen Moment und ostentativ entsprechende Überlegungen ventiliert. Über den tatsächlichen Vollzug einer Trennung der Unionsfamilie denkt, zumindest in vollem Ernst, freilich niemand mehr nach.

Literatur

Buchstab, Günter: Ein parlamentarisches Unikum: Die CDU/CSU-Fraktionsgemeinschaft, in: Hans-Peter Schwarz (Hg.): Die Fraktion als Machtfaktor. CDU/CSU im Deutschen Bundestag 1949 bis heute. München 2009, S. 255–274.

Hopp, Gerhard/Martin Sebaldt/Benjamin Zeitler (Hg.): Die CSU. Strukturwandel, Modernisierung und Herausforderungen einer Volkspartei. Wiesbaden 2010.

Marx, Stefan: In der ersten Großen Koalition, 1966–1969, in: Hans-Peter Schwarz (Hg.): Die Fraktion als Machtfaktor. CDU/CSU im Deutschen Bundestag 1949 bis heute. München 2009, S. 87–112.

Möller, Horst: Franz Josef Strauß. Herrscher und Rebell. München 2015.

Zellhuber, Andreas/Tim B. Peters (Bearb.): Die CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag. Sitzungsprotokolle 1949–1972 (Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Vierte Reihe, Bd. 15/I). Düsseldorf 2011.



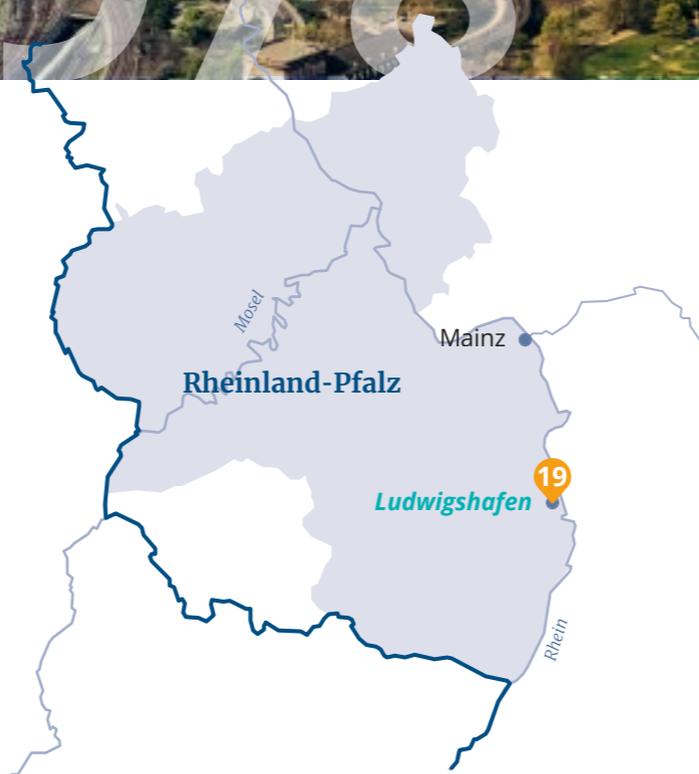
Ludwigshafen

Friedrich-Ebert-Halle

1978

Freiheit – Solidarität –
Gerechtigkeit: Die Verabschiedung des ersten
Grundsatzprogramms

Kathrin Zehender



Freiheit – Solidarität – Gerechtigkeit. Unter diesem Titel wurde im Oktober 1978 auf dem 26. Bundesparteitag der CDU das erste Grundsatzprogramm in der Geschichte der Partei verabschiedet. Als Ort für dieses historische Ereignis hatte man Ludwigshafen gewählt, Chemiestadt und sozialdemokratische Hochburg. Die Heimatstadt des Parteivorsitzenden Helmut Kohl, wo er selbst 1946 als Schüler die Junge Union mitgegründet hatte und ein Jahr später der CDU beigetreten war, sollte fester Bestandteil der CDU-Geschichte werden. Die Wahl der roten Bastion war nicht zuletzt eine Kampfansage an die in Bonn regierende SPD. Seit nunmehr neun Jahren verharrete die Union in der Opposition und hatte zuletzt bei der Bundestagswahl 1976 die absolute Mehrheit um nur sechs Mandate verpasst.

Die nach Reichspräsident Friedrich Ebert benannte Halle, die seit 1965 das Stadtbild mitprägte und nun den CDU-Parteitag beheimaten sollte, war dabei nur wenig geeignet für das Großereignis. So waren aufwändige Umbauarbeiten notwendig und, um dem Tagungsort den Charme einer Fabrikhalle zu nehmen, erinnerten an den Seitenwänden überdimensionale Fotos an prägende Persönlichkeiten der CDU: Konrad Adenauer mit Winston Churchill, Ludwig Erhard mit qualmender Zigarre und auf einem anderen Bild strahlte Rainer Barzel gemeinsam mit Kurt Georg Kiesinger und Helmut Kohl um die Wette. Es sollte ein Parteitag der Superlative werden – und der CDU Zuversicht und Selbstvertrauen zurückgeben. Generalsekretär Heiner Geißler verband mit der Verabschiedung eines Grundsatzprogramms die Hoffnung geistiger Erneuerung und damit eine Standortbestimmung der CDU.



Friedrich-Ebert-Halle
in Ludwigshafen.

Wie viel Programm braucht die CDU?

Die Frage, ob und wie viel Programm die CDU denn brauche, war lange umstritten. So lebte die CDU während der Ära Adenauer von den politischen Ideen und Grundsätzen Soziale Marktwirtschaft, Westbindung und europäische Integration sowie deren Umsetzung in die praktische Politik. Programmatische Festlegungen über die christliche Weltanschauung hinaus schienen lange Zeit vernachlässigbar.

Erst in den 1960er Jahren setzte mit dem in der Partei beginnenden Generationenwechsel verstärkt ein Umdenken ein und als die Union nach der Bundestagswahl 1969 erstmals auf die harten Bänke der Opposition verwiesen wurde, schenkte man der Programmarbeit noch mehr Aufmerksamkeit. Doch weder das „Berliner Programm“, das auf dem Parteitag im November 1968 verabschiedet worden war, noch die in Düsseldorf 1971 verabschiedete überarbeitete 2. Fassung des Berliner Programms konnten das Bedürfnis nach programmatischer Vergewisserung und Erneuerung stillen. So waren die beiden Programme auch gar nicht als „Grundsatzprogramme“ angelegt, sondern stellten vielmehr „Aktionsprogramme“ mit einem konkreten politischen Maßnahmenpaket dar.

Programmarbeit in der Opposition

Im Herbst 1971 schlug der CDU-Vorsitzende Rainer Barzel die Einsetzung eines fünfköpfigen Grundsatzausschusses vor, der in engem Kontakt mit der Wissenschaft die für die Politik relevanten neu auftretenden Fragen erfassen und dem Vorstand Handlungsvorschläge erarbeiten sollte. Darüber hinaus erhielt der Ausschuss den Auftrag, sich mit den

Grundsätzen der Partei zu befassen und deren Verwirklichung durch die praktische Politik zu erörtern. Einen Zwischenbericht erstattete der Ausschuss, der sich unter der Leitung von Richard von Weizsäcker als Grundsatzkommission konstituiert hatte, auf dem Bundesparteitag in Wiesbaden im Oktober 1972. An die Ausarbeitung eines Grundsatzprogramms dachte zu dieser Zeit aber noch niemand.

Erst die erneute Niederlage bei der Bundestagswahl 1972 brachte den Vorsitzenden Barzel zu dem Eingeständnis, dass die CDU irgendwann in den 1960er Jahren die geistige Führung verloren und auf gesellschaftliche Veränderungen nicht rechtzeitig reagiert habe. So gelte die CDU trotz aller gesellschaftspolitischer Initiativen, die sie angeregt habe, als rückständige, bisweilen sogar als reaktionäre Partei. Einigkeit herrschte, dass sich die Partei nicht mehr allein auf ihre in den 1950er und 1960er Jahren erbrachten Leistungen berufen könne, sondern die gesellschaftlichen Veränderungen aufnehmen, politisch verarbeiten und insbesondere für bislang vernachlässigte Gruppen – Intellektuelle, junge Menschen, Arbeiter und Frauen – attraktiver werden müsse. Die Programmarbeit gewann damit an Fahrt.

Ein Grundsatzprogramm für die CDU

Auf dem Bundesparteitag im November 1973 in Hamburg, der unter der Leitung des neu gewählten Vorsitzenden Helmut Kohl stattfand, erstattete von Weizsäcker für die Grundsatzkommission zum zweiten Mal Bericht. So sei die Programmarbeit in der Partei und ihren Gliederungen sehr positiv aufgenommen und mit vielen Beiträgen bereichert worden. Zahlreiche Kreis- und Landesverbände sowie die Vereinigun-

gen hätten sich mit eigenen Veranstaltungen an der Grundsatzdebatte beteiligt. Das ernsthafte Bedürfnis nach Orientierung zeige jedoch, dass es allein mit Kommissionsberichten, Veranstaltungen und Broschüren nicht getan sei. Stattdessen plädierte er für die Ausarbeitung eines Grundsatzprogramms: „Denn wir stehen ja immer vor neuen Herausforderungen der Technik und der Wissenschaft, der wirtschaftlichen Dynamik und der sozialen Entwicklung. Unter ihrem Einfluss wandeln sich unsere Lebensbedingungen ständig. Auf diesen Wandel dürfen wir nicht nur reagieren, wir müssen ihn politisch gestalten, und dazu bedürfen wir des Antriebs und der Leitlinien verbindlicher Grundsätze.“ Mit breiter Mehrheit stimmte der Parteitag für die Ausarbeitung eines Grundsatzprogramms.

Von März 1974 an arbeitete die Grundsatzkommission zwei Jahre an einem Programmentwurf. So wie es Kohl selbst auf dem Hamburger Parteitag gefordert hatte, wurden zu den Programmdebatten immer wieder auch Wissenschaftler zu den verschiedenen Themenbereichen hinzugezogen. Im April 1976 konnte eine erste Vorlage veröffentlicht werden, die in modifizierter Form im September in Berlin von rund 600 Wissenschaftlern, Vertretern gesellschaftlicher Gruppierungen und Parteimitgliedern diskutiert wurde.

Das Grundsatzforum wurde von Kohl im Nachgang als „rundum gelungenes Experiment“ bezeichnet, es offenbarte aber auch den Dissens, der innerhalb der CDU über den Programmentwurf herrschte. Kritik kam insbesondere von dem früheren Generalsekretär Kurt Biedenkopf, der die wirtschaftspolitischen Artikel des Entwurfs beanstandete. Seine Äußerungen führten dazu, dass die entsprechenden Kapitel in den kommenden Monaten einer umfassenden Revision unterzogen wurden und ordoliberalen Positionen stär-

kere Berücksichtigung fanden. Auf dieser Grundlage verabschiedete der Bundesvorstand am 11. Mai 1978 einstimmig den Entwurf für das Grundsatzprogramm „Freiheit, Solidarität, Gerechtigkeit“. Auf dem für Oktober geplanten Parteitag in Ludwigshafen sollte der Entwurf die Zustimmung der Parteibasis finden.

Verabschiedung in Ludwigshafen

Zum Auftakt des Parteitags am 23. Oktober 1978 beschwor Kohl die Delegierten: „Hier in Ludwigshafen werden wir unseren gemeinsamen Standort bestimmen. Am Ende dieser Tage müssen unser Profil klarer, unsere Botschaft überzeugender, unser Wille entschiedener sein.“ Es sei ein Parteitag der Bilanz, des neuen Aufbruchs, der geistigen Mobilisierung. Begeisterungstürme löste die Rede Geißlers aus, in der er das christliche Menschenbild als obersten Grundwert der Union bezeichnete und die CDU mahnte, den Mut aufzubringen, Gott wieder in ihrem Parteiprogramm zu nennen. So hieß es auch in der Präambel des Grundsatzprogramms: „Die Politik der CDU beruht auf dem christlichen Verständnis vom Menschen und seiner Verantwortung vor Gott.“

In sechs Kapiteln legte die CDU ihr Verständnis vom Menschen (Kapitel 1) dar und beschrieb die dem Programm namensgebenden Grundwerte Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit (Kapitel 2). Diese müssten immer gleichberechtigt nebeneinander stehen. Aufgabe der Politik sei es, das Verhältnis dieser Grundwerte zueinander stets so zu gestalten, dass sie zusammen ihre humane Wirkung entfalten. Freiheit sei für die CDU dabei aber immer eine selbst verantwortete Freiheit. Solidarität bedeute, füreinander einzustehen. Mit Gerechtigkeit sei keine



Der Bundesparteivorsitzende Helmut Kohl und der Generalsekretär der CDU Heiner Geißler auf dem Bundesparteitag in Ludwigshafen.

und Vollbeschäftigung zu stehen haben. Auch das in Kapitel drei geforderte „Recht auf Arbeit“ führte zu Diskussionen und wurde schließlich in abgeschwächter Form als „Freiheitsrecht auf Arbeit“ festgeschrieben.

Kaum Debatten löste dagegen das Kapitel fünf aus, in dem die CDU ihre Auffassung vom Wesen des „Staats“ und dessen Aufgaben umschrieb. Die Rolle von „Deutschland in der Welt“ thematisierte das abschließende Kapitel sechs. Die CDU bekannte sich hier zu den Ostverträgen und zum Grundlagenvertrag mit der DDR. Klar bekannte sich die Partei zur europäischen Integration und zum Ziel der Politischen Union.

Standortbestimmung und Integration

Mit den gesetzten Schwerpunkten und Themen musste das Programm verschiedene Funktionen erfüllen. So ging es zum einen darum, den geistigen Standort der Partei zu finden und zu überprüfen, ob die für die Gründung der Union konstitutiven Ideen noch Gültigkeit besaßen oder an die Erfordernisse der 1970er Jahre angepasst werden mussten. Das Programm definierte erstmals die Grundwerte Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit und stellte ihre Anwendung auf die verschiedenen Bereiche der Politik dar. Damit einher ging das Ziel, sich neuen Gruppen zu öffnen: Gerade junge Menschen und Frauen, die seit Mitte der 1960er Jahre im Mittelpunkt der gesellschaftlichen Veränderungen standen, sollten angesprochen werden. Schließlich wurde dem Programm eine integrierende Funktion beigemessen. Auch wenn Kohls Feststellung, dass es in der CDU keine Flügelkämpfe gebe, vielleicht zu

Gleichbehandlung aller Menschen gemeint, ungeachtet ihrer unterschiedlichen Anlagen und Bedürfnisse. Vielmehr, so Geißler, ginge es darum, allen Menschen die Chance zu eröffnen, sich frei zu entfalten.

Das dritte Kapitel widmete sich denn auch ausführlich der Entfaltung der Person, wobei der Familie als Fundament der Gesellschaft eine entscheidende Rolle beigemessen wurde. Es wurden ein Erziehungsgeld und die Berücksichtigung von Erziehungsjahren bei der Rente gefordert. Unter dem Punkt „Arbeit und Freizeit“ wurde ein „Freiheitsrecht auf Arbeit“ festgeschrieben.

Am umfangreichsten wurde in Kapitel vier die Soziale Marktwirtschaft behandelt, die sich – so das Programm – an neue wirtschaftliche und soziale Bedingungen anpassen müsse. Dabei müssten die Bedürfnisse des Menschen in den Mittelpunkt gestellt und auch Erwartungen einbezogen werden, die über den

materiellen Wohlstand hinausgingen. Die Soziale Marktwirtschaft sollte vor diesem Hintergrund auch auf andere Bereiche wie das Gesundheits- oder das Bildungswesen angewandt und mit ökologischen Erfordernissen in Einklang gebracht werden. Dem Umweltschutz wurde generell große Bedeutung beigemessen und er wurde als wichtige konservative Zukunftsaufgabe ausgewiesen. Auch die „Neue Soziale Frage“, die seit Mitte der 1970er Jahre von Heiner Geißler propagiert wurde und die Bedürfnisse und Interessen nicht-organisierter Bevölkerungsgruppen in den Mittelpunkt stellte – Arbeitslose, Frauen und alte Menschen –, wurde hier thematisiert. Das vierte Kapitel blieb nicht unumstritten. Zum Konflikt zwischen Biedenkopf und den Sozialausschüssen kam es um die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung als Mittel zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Im Programm setzte sich schließlich der Kompromiss durch, dass Verkürzungen der Arbeitszeit im Einklang mit Wachstum



Abstimmung während des Parteitags in Ludwigshafen.

optimistisch war, so gab es in Ludwigshafen doch keine offenen Grabenkämpfe zwischen den Parteiflügeln, wie es sie noch um die Frage der Mitbestimmung auf den Parteitagen 1971 in Düsseldorf und 1973 in Hamburg gegeben hatte.

Zum Abschluss des Parteitags erklärte Kohl, dass es nun, nach der einstimmigen Verabschiedung des Programms, darauf ankäme, es auch in der praktischen

Politik anzuwenden und neue Prioritäten zu setzen. Tatsächlich stand das Grundsatzprogramm schon am Tag nach seiner Verabschiedung in der Kritik. Das Grundsatzprogramm der CDU – Ergebnis siebenjähriger Arbeit – verschwand vorerst in der Schublade. Dass „Ludwigshafen“ zunächst schnell vergessen war, lag nicht zuletzt auch daran, dass der Kanzlerkandidat Franz Josef Strauß von der Programmarbeit der Schwesterpartei ohnehin wenig gehalten hatte und

bei der Bundestagswahl 1980 seine eigene Agenda verfolgte, die mit dem Geist von Ludwigshafen nur wenig zu tun hatte. Erst mit Strauß' Scheitern konnte Kohl seinen am Konsens orientierten Reformkurs fortführen und auch programmatisch an Ludwigshafen anknüpfen.

vom 26. Oktober 1978: „In Ludwigshafen hat sich die CDU als eine in sich gefestigte Mitgliederpartei dar- geboten, die ihre Programmatik breit zu diskutieren und dann durch Mehrheitsentscheidungen zu normie- ren versteht. Wer jetzt noch von einem Wählerverein spricht, meint allenfalls die CDU von vorgestern.“ Es bleibt das Verdienst Helmut Kohls, diesen Prozess vorangetrieben zu haben.

Wandzeitung zum Ludwigshafener Grundsatzprogramm.



Die Bedeutung von Ludwigshafen

Heute gehört das Grundsatzprogramm von 1978 zu den zentralen Wegmarken der Unionsgeschichte. So liegt die Bedeutung des Programms zum einen in seiner Entstehungsgeschichte. Bis heute sind die breite Partizipation auf allen Ebenen der Partei und in ihren Vereinigungen sowie die Einbeziehung der Wissenschaft und gesellschaftlicher Gruppen ein einzigartiger Prozess. Zum anderen werden in Ludwigshafen erstmals die Grundwerte der Partei – Freiheit, Solidarität, Gerechtigkeit – kodifiziert. Sie sind bis heute Kern des Selbstverständnisses der CDU. So steht es im Grundsatzprogramm von 1994 wie auch im bis heute gültigen aus dem Jahr 2007: Ausgehend vom christlichen Menschenbild leiten sich die Grundwerte Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit ab. Sie erfordern, begrenzen und ergänzen einander und sind gleichrangig. Ihre Gewichtung untereinander sinnvoll zu gestalten, sei die Aufgabe der CDU und Kern der politischen Auseinandersetzung. Die Grundwerte als unteilbare Menschenrechte gelten universell und über die nationalen Grenzen hinaus.

In dem Entwicklungsprozess der CDU von der Honoratioren- und Wählerpartei der 1950er und 1960er zu einer modernen Volkspartei der Mitte ist der Ludwigshafener Bundesparteitag von 1978 ein entscheidender Schritt. So urteilte auch die *Welt* in ihrer Ausgabe

Literatur

Borchard, Michael: Die CDU, Helmut Kohl und das Ludwigshafener Programm, in: Historisch-Politische Mitteilungen 25 (2018), S. 123–134.

Bösch, Frank: Die Krise als Chance. Die Neuformierung der Christdemokraten in den siebziger Jahren, in: Konrad H. Jarausch (Hg.): Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte. Göttingen 2008, S. 296–309.

Bösch, Frank: Macht und Machtverlust. Die Geschichte der CDU. München 2002.

Buchstab, Günter: Politik an Werten orientieren. Zur Geschichte der CDU-Grundsatzprogramme, in: Die Politische Meinung 437 (April 2006), S. 14–18.

Kleinmann, Hans-Otto: Geschichte der CDU. Stuttgart 1993.

Schönbohm, Wulf: Die CDU wird moderne Volkspartei. Selbstverständnis, Mitglieder, Organisation und Apparat 1950–1980 (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte, Reihe B: 7). Stuttgart 1985.



Essen

Grugahalle

1985

Die Frauenpolitik der CDU

Denise Lindsay



In der Ruhrgebietsmetropole Essen fanden mehrfach Bundesparteitage der CDU statt. Die CDU wollte – angesichts der in diesen Jahren jeweils ebenfalls stattfindenden Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen – im Revier, das lange Zeit als „Herzkammer“ der Sozialdemokratie galt, Präsenz beweisen. Jeder der Parteitage hatte seine Auswirkung auf die Entwicklung der CDU. Der bedeutendste für die programmatische Weiterentwicklung der Partei zumindest aus frauenpolitischer Sicht war sicherlich der 33. Bundesparteitag 1985, der sogenannte Frauenparteitag.

Tagungsort

Die Grugahalle, wegen ihrer Dachkonstruktion auch liebevoll „Schmetterling aus Beton“ genannt, wurde 1956 an Stelle der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Ausstellungshalle V der Messe im Essener Stadtteil Rüttenscheid errichtet. Der Architektengemeinschaft Brockmann/Lichtenhahn gelang es, für den Bau noch vorhandene Fundamente der ursprünglichen Halle zu verwenden. Die Bauzeit betrug 23 Monate, am 1. September 1958 wurde die Grugahalle offiziell übergeben, die Baukosten beliefen sich auf rund 23 Mio. DM. Die erste Großveranstaltung, die dort stattfand, war das Hallensportfest „Für Olympia“ am 25. Oktober 1958. Von diesem Zeitpunkt an und bis heute wird die Halle für eine Reihe unterschiedlichster Ereignisse – wie Konzerte, Sportveranstaltungen, Unterhaltungsshows oder Kongresse – genutzt.



Der 33. Bundesparteitag der CDU fand in der Grugahalle statt.

Das „Ende der Bescheidenheit der Frauen in der CDU“ – Der 33. Bundesparteitag (20. bis 22. März 1985)

Auf seiner Sitzung am 10. Dezember 1984 hatte der Bundesvorstand der CDU beschlossen, den Vorschlag des Vorsitzenden Helmut Kohl und seines Generalsekretärs Heiner Geißler aufzugreifen, „die Frauenpolitik in den Mittelpunkt der politischen Beratungen des Bundesparteitages zu stellen und am 21. März einen „Frauentag“ zu veranstalten, zu dem Frauen aus allen Bereichen der Gesellschaft als sachverständige Diskussteilnehmerinnen eingeladen werden sollen“. Ziel auf diesem „Dialog-Parteitag“ war die Verabschiedung von Leitsätzen zur Frauenpolitik.

Die CDU versuchte schon länger, eine Antwort auf das sich wandelnde Frauenbild zu finden. Seit Mitte der 1960er Jahre standen berufstätige Frauen im Zentrum der Überlegungen – vor allem der CDU-Frauenvereinigung. 1964 führte die CDU in Bochum einen ersten „Kongress der berufstätigen Frauen“ unter dem Thema „Frau und Arbeitswelt – morgen“ durch, der in der Presse auf durchaus positive Resonanz stieß. So schrieb die *Bonner Rundschau am Sonntag* (13. Dezember 1964): „Man muß der CDU als Pluspunkt zugestehen, daß sie bereit ist, sich den Tatsachen zu stellen.“ Am 11./12. April 1969 fand ein zweiter Frauenkongress in Ludwigshafen unter dem Titel „Die Frau im Spannungsfeld unserer Zeit“ statt, auf dem es um eine „Standortbestimmung der Frau im Spannungsfeld zwischen familiärer Bindung und gesellschaftlichen Aufgaben“ gehen sollte und auf dem die Forderung nach „mehr Teilzeitarbeit für Frauen“ (*Frankfurter Neue Presse*, 14. April 1969) als Fazit am Ende stand.

1975 hat die Frauenvereinigung das erste „Grundsatz- und Aktionsprogramm der Frauenvereinigung der CDU“, das sogenannte Dortmunder Programm, veröffentlicht. In ihm forderte sie dezidiert die Verwirklichung der Partnerschaft in Bildung, Erziehung, Familie und Beruf und stellte einen konkreten Maßnahmenkatalog zur Durchsetzung ihrer Forderungen auf. Auf dem vom 23. bis 25. Juni 1975 in Mannheim stattfindenden Bundesparteitag wurde der Antrag zum Thema „Frau und Gesellschaft“, der auf dem Dortmunder Programm der Frauenvereinigung beruhte, einstimmig angenommen.

Ein Umdenken war zudem dringend geboten, da sich das Wahlverhalten der Frauen im Laufe der Jahre verändert hatte. Frauen stellten seit den 1970er Jahren kein stabiles, zuverlässiges Wählerpotenzial – wie in den vorangegangenen Jahrzehnten – für die CDU mehr dar. Immer deutlicher wurde außerdem, dass sich die Lebenssituation der Frauen änderte. Es ging nicht mehr um die Entscheidung „Familie *oder* Beruf“, es ging für Frauen verstärkt darum, Familie und Berufstätigkeit vereinbaren zu können. Auch die Frage der besseren Ausbildung von Frauen zur Weiterentwicklung ihrer Chancen auf dem Arbeitsmarkt stand immer mehr im Vordergrund.

Dies war auch Generalsekretär Heiner Geißler mehr als bewusst, als er 1985 konstatierte: „Eine moderne und humane Industrienation wie die Bundesrepublik Deutschland kann im übrigen ohne den Sachverstand und die Kreativität der Frauen die Herausforderung nicht bestehen, die an sie gestellt werden.“ Die Frauenvereinigung der CDU war neben dem Generalsekretär Motor für die sich anbahnenden Veränderungen. Helga Wex, die Bundesvorsitzende der Frauenvereinigung, formulierte treffsicher: „Es geht nicht darum, *für* Frauen Politik zu machen, sondern *mit* Frauen.“ Ihr war

es wichtig, für Frauen eine tatsächliche Wahlfreiheit zwischen Erwerbs- und Familientätigkeit zu gewährleisten, eine Balance zwischen der Hausfrauentätigkeit und der Erwerbsarbeit von Frauen zu finden und insbesondere die Gleichwertigkeit beider Formen zu betonen.

Nach der Festlegung des Parteitags wurde von Heiner Geißler in der CDU-Bundesgeschäftsstelle eine Arbeitskommission bestehend aus 24 Frauen und fünf Männern eingesetzt, die eine Diskussions- und Arbeitsgrundlage für den auf dem Parteitag zu verabschiedenden Leitantrag erstellen sollte. Ende Januar 1985 hatte die Kommission ihren Vorschlag für den Bundesvorstand verabschiedet, im Bundesvorstand selbst wurden die Essener Leitsätze am 4. Februar 1985 als Leitantrag beschlossen und den Kreisverbänden sowie den Delegierten und den eingeladenen Gästen des Bundesparteitags zur Kenntnisnahme geschickt.

Die Teilnahme eines breiten Spektrums von Frauen aus allen gesellschaftlichen Gruppierungen und ohne Berücksichtigung der Parteizugehörigkeit sollte eine möglichst umfassende Diskussionsgrundlage gewährleisten. Hierzu wurden 500 Frauen nach Essen eingeladen: 150 von ihnen kamen aus Verbänden, weitere 100 aus Vereinigungen der CDU und ihr nahestehender Organisationen. Die andere Hälfte wurde von der CDU-Basis rekrutiert, um Frauen aus allen gesellschaftlichen Bereichen zu gewinnen. So waren im Endeffekt etwa 35 Prozent der Teilnehmerinnen keine CDU-Mitglieder, 29 Prozent waren Hausfrauen, 38 Prozent Arbeitnehmerinnen, 17 Prozent Selbstständige, elf Prozent Schülerinnen und Studentinnen sowie drei Prozent Rentnerinnen. Die angestrebte Vielfalt zeigte sich auch im Alter der Teilnehmerinnen: 35 Prozent waren unter 39 Jahre, 35 Prozent in der Altersgruppe 40 bis 50 Jahre, 30 Prozent über 50 Jahre alt.

Auf dem Bundesparteitag in Essen waren neben den 500 Teilnehmerinnen etwa 800 Delegierte sowie ca. 1.200 Journalisten und 500 Gäste anwesend. Für Unruhe sorgte zu Beginn der Veranstaltung die Forderung der Sozialausschüsse der CDU und ihres Hauptgeschäftsführers Heribert Scharrenbroich, den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit ins Zentrum der Diskussionen zu stellen. Scharrenbroich vertrat die Ansicht, die Leitsätze erweckten den Eindruck, dass „Emanzipation nur im Erwerbsleben möglich sei“. Auch die Mittelstandsvereinigung und die Junge Union standen dem Vorhaben, Frauen in den Mittelpunkt zu stellen, zunächst distanziert gegenüber. Die MIT sprach sich gegen die im Leitantrag enthaltene Forderung nach einer Arbeitsplatzgarantie für Mütter im ersten Jahr nach der Geburt aus. Die JU kritisierte die Leitsätze als bloßes „Aktionsprogramm“, das dem Bewusstseinswandel, der in vielen jungen Familien schon eingesetzt habe, kaum Rechnung trage.

Zur Begründung des Leitantrags betonte Generalsekretär Geißler: „Eine große Volkspartei wie die CDU kann es sich nicht leisten, die Bedürfnisse, die Lebensperspektiven von Frauen zu ignorieren. Das hat nichts mit Opportunismus zu tun. Es darf einer großen Volkspartei nicht gleichgültig sein, wie Frauen über sie denken. Als große Volkspartei müssen wir uns mit der überwiegenden Mehrheit der Frauen wegen der nach wie vor vorhandenen massiven Benachteiligungen betroffen fühlen.“ Ziel der Politik sollte es sein, „die Voraussetzungen zu schaffen, daß Männer und Frauen ihr Leben so vielseitig wie möglich gestalten können.“

Nach Begründung und Erläuterung der Leitsätze durch den Generalsekretär wurden in drei Foren die wichtigsten Themen erörtert. Forum 1 hatte „Frauen in Beruf und Familie“ zum Thema; Forum 2 „Frauen im Berufsleben“ und Forum 3 befasste sich

mit „Frauen in Politik und Gesellschaft“. Durch eine Beschränkung der Redezeit auf drei Minuten kamen viele Teilnehmerinnen zu Wort, zudem wurde noch eine Forumsdiskussion im Plenum mit den eingeladenen 500 Teilnehmerinnen geführt. Eine Vielzahl der dabei geäußerten Änderungswünsche und Anregungen fand in den „Leitsätzen der CDU für eine neue Partnerschaft zwischen Mann und Frau“ Berücksichtigung, die der Parteitag mit nur einer Gegenstimme und ohne Enthaltungen verabschiedete.

Der Parteitag fand positiven Nachhall in der Presse. So attestierte *Die Zeit* (22. März 1985) der CDU, einen Lernprozess durchlaufen zu haben: „Die Entschlossenheit, die Partei zur Beschäftigung mit der Rolle der Frau in unserer Gesellschaft zu drängen,

bezeugt zumindest ein Problembewußtsein, das die CDU nicht immer ausgezeichnet hat.“ Sogar die *taz* (23. März 1985) kommentierte positiv: „Den fortschrittlichen Frauen in der Christen-Union ist nachhaltig der Rücken gestärkt worden. Sie sind selbstbewußter und aufmüpfiger als zuvor.“

Für Helmut Kohl gehörten die mit großer Mehrheit verabschiedeten Leitsätze „zu den wichtigsten programmatischen Errungenschaften in der Geschichte der Partei“. Viele der Teilnehmerinnen, unter ihnen auch die spätere Bundestagspräsidentin Rita Süsmuth, empfanden nach dem Parteitag „Aufbruchstimmung in der Frauenpolitik“. Für Dorothee Wilms, die noch zehn Jahre nach dem Parteitag „die überall in Essen zu spürende ‚lächelnde Nachsichtigkeit‘ vieler



Roswitha Verhülsdonk, Birgit Breuel, Helga Wex, Renate Hellwig, Hanna-Renate Laurien und Christa Thoben (v. l. n. r.) auf dem 33. Bundesparteitag der CDU.



Die Themen Frauen in Beruf, Familie und Politik wurden in drei Foren diskutiert.

männlicher Parteifreunde“ kritisierte und monierte, dass die CDU noch immer „hinter den offenkundigen faktischen Veränderungen in unserer Welt“ zurückblieb, war es wichtig – wie vielen Frauen in der CDU –, keine Fronten aufzubauen, sondern dem Begriff „Partnerschaft“ Inhalt zu geben: „Emanzipation bedeutete für sie [die Frauen] nicht die totale Loslösung von dem einen oder anderen Leitbild der Frau, sondern den Versuch, die Frau in ihrer freien Entscheidung zu sehen, sich dem einen oder anderen Lebensbereich oder beiden zusammen zuwenden zu können – und dies nicht gegen die Männer gerichtet, sondern in Partnerschaft mit ihnen.“ Helga Wex war sich allerdings bewusst, dass die Anstrengungen weitergeführt werden mussten. Auf der 14. Bundesdelegierten-tagung der Frauenvereinigung im September 1985 forderte sie kämpferisch „das Ende der Bescheidenheit der Frauen in der CDU“.

Mehr als schöne Worte – Die Umsetzung der Essener Forderungen

Zentrale Forderungen der Essener Leitsätze fanden in den folgenden Jahren Eingang in das Bundesgesetzblatt. Bereits 1986 konnten das Erziehungsgeld und der Erziehungsurlaub eingeführt werden. Erziehungszeiten wurden jetzt bei der Rente angerechnet, das Kindergeld angehoben, die Hilfen für Alleinerziehende ausgebaut und Teilzeitarbeit rechtlich abgesichert. Im gleichen Jahr wurde zudem das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit um den Bereich „Frauen“ erweitert. Im Rahmen der Revision des Grundgesetzes nach der Wiedervereinigung wurde 1994 das Gleichberechtigungsgebot in Art. 3 Abs. 2 GG ergänzt um den Zusatz: „Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung

bestehender Nachteile hin.“ Auf dem Bundesparteitag in Mainz (1986) wurde im sogenannten C-3-Beschluss außerdem ein Maßnahmenkatalog festgelegt, mit dessen Hilfe das Ziel der Gleichstellung von Frauen in den Parteigremien erreicht werden sollte. Zudem wurde beschlossen, dass der Generalsekretär von nun an auf den Bundesparteitagen über die Entwicklung der innerparteilichen Gleichstellung berichten solle.

Zehn Jahre danach nannte der damalige Generalsekretär Peter Hintze auf einer Jubiläumsveranstaltung den Essener Parteitag einen „Meilenstein in der 50-jährigen Parteigeschichte der Union“, da er die „dringend notwendige Initialzündung für einen dynamischen Diskussionsprozeß“ gegeben habe, der allerdings noch immer andauere. So blieb beispielsweise der Anteil der weiblichen Abgeordneten in der Unionsfraktion bis 1990 kontinuierlich unter zehn Prozent, stieg im 12. Deutschen Bundestag auf 13,8 Prozent an und erreichte seinen Höhepunkt 2013 (18. Deutscher Bundestag) mit 24,8 Prozent, um 2017 auf 19,9 Prozent abzusinken.

Die von Peter Hintze vorbereitete Einführung eines Frauenquorums, die eine Änderung von § 15 des Parteistatuts notwendig machte und bewirken sollte, dass ein Drittel der Ämter und Mandate mit Frauen besetzt sein sollte, scheiterte zunächst knapp auf dem Parteitag in Karlsruhe (1995), wurden dann auf dem Parteitag in Hannover (1996) – mit Unterstützung durch Helmut Kohl – für fünf Jahre befristet beschlossen und fand dort auch schon bei den anstehenden Wahlen Anwendung. Auf dem Parteitag in Dresden (2001) wurde das Quorum unbefristet verlängert. Angela Merkel stellte es dort als eine gute Möglichkeit dar, „mehr Frauen dafür zu begeistern, innerhalb der CDU und auch außerhalb der CDU mitzuarbeiten“.

Maria Böhmer, zu diesem Zeitpunkt Vorsitzende der Frauenunion, betonte 2010 in einem Interview (*Die Welt*, 11. November 2010) noch einmal den Unterschied der CDU-Familienpolitik im Vergleich zu den anderen Parteien. Die CDU setze „auf Vielfalt und Partnerschaft. Wir schreiben den Menschen nicht vor, wie sie zu leben haben, sondern akzeptieren unterschiedliche Lebensmodelle. Wir wollen Männer und Frauen nicht gleichmachen.“ Auch habe die Partei eine andere Haltung zum Punkt Frau und Karriere: „Frauen wollen heute im Beruf erfolgreich sein. Deshalb wollen wir nicht nur die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtern – das ist heute schon selbstverständlich –, sondern auch von Karriere und Familie. Die Frauen sollen auch in der Politik und in der Wirtschaft an der Spitze präsent sein. Auch das muss mit Familie vereinbar sein.“ Die in Essen festgelegten Prinzipien hatten noch immer Geltung.

Dass sich bei der CDU seit 1985 einiges verändert hatte, demonstrierte auch der 15 Jahre später erneut in Essen stattfindenden Parteitag (10. bis 11. April 2000). Auch hier kam es wieder zu Ereignissen, die die Partei einschneidend verändern sollten. 1998 hatte mit Angela Merkel erstmals eine Frau das Amt des Generalsekretärs übernommen. Zwei Jahre später nahm Merkel erneut eine Vorreiterrolle ein. Auf dem Bundesparteitag wählten sie die Delegierten mit 897 von 935 gültigen Stimmen – was einem Zuspruch von 95,94 Prozent entsprach – und ohne Gegenkandidaten zur ersten Frau im Bundesvorsitz der CDU und auch erstmals stand damit eine Frau an der Spitze einer der großen Volksparteien. Ihre Wahl wurde als Beginn einer neuen Ära in der Partei interpretiert. *Die Welt* (12. April 2000) stellte fest, dass die Partei nun „weiblicher“ werde: „Mit diesem Parteitag hat das Machtzentrum der CDU ein neues Gesicht erhalten. Es zeigt ein selbstbewusstes Lächeln, verbirgt hinter seinem

Charme eine ungeheure Durchsetzungsfähigkeit und trägt ein dezentes Make-up. In der CDU haben die Frauen den Marsch durch die Institutionen geschafft.“ 15 Jahre nach dem Frauenparteitag bestätigte die *FAZ* (12. April 2000), dass ein „Generationenwechsel“ stattgefunden habe und die „Frauen auf dem Vormarsch“ seien.

Die Frauen-Union unter Vorsitz von Annette Widmann-Mauz versuchte auf dem 32. CDU-Bundesparteitag, der am 22./23. November 2019 in Leipzig stattfand, das vor fast 25 Jahren vereinbarte eher unverbindliche Frauenquorum von 33 Prozent in eine feste Quote umzuwandeln. Die Abstimmung über den Antrag wurde wegen der Fülle der zur Debatte stehenden Themen allerdings auf den nächsten regulären Parteitag im Winter 2020 verschoben. In der Zwischenzeit soll eine Struktur- und Satzungskommission unter Vorsitz des CDU-Generalsekretärs Paul Ziemiak eingesetzt werden, die für alle annehmbare Vorschläge erarbeiten soll.

Literatur

CDU-Frauenvereinigung (Hg.): Der Beitrag der Frauen in der CDU zur Politik für eine neue Partnerschaft zwischen Mann und Frau. Eine Auswahl in Dokumenten von 1973 bis 1985. O. O. [Bonn] O. J. [1985].

Frauen-Union der CDU (Hg.): 10 Jahre nach dem Essener Parteitag – Es geht weiter. Zeitzeuginnen 1985 berichten. Bonn 1995.

Köster, Michael: 50 Jahre Grugahalle. Essen 2008.

Lindsay, Denise: Helga Wex (1924–1986), in: Historisch-Politische Mitteilungen 18 (2011), S. 229–248.

Hofe, Ina vom: Die Frauenpolitik der CDU. Traditionen – Entwicklungen – Einflüsse 1945 bis 2013. Sankt Augustin, Berlin 2017.



Weimar

Redaktion von *Glaube und Heimat*

1989

Der Brief aus Weimar und der Brief aus Neuenhagen – zum demokratischen Erneuerungsprozess in der CDU der DDR 1988/89

Manfred Agethen



Die Briefe aus Weimar und Neuenhagen stehen für den von der Parteibasis her eingeleiteten Erneuerungsprozess der CDU der DDR. Sie stießen eine Diskussion über die innerparteiliche Demokratie und die Zukunft der DDR an. Die einstige Blockpartei wurde in der Folge Teil der Friedlichen Revolution von 1989/90 und setzte sich für die Einigung Deutschlands ein.

Weimar als Ort der Kultur und der Vernichtung

Das frühere „Wigmar“ (erste Erwähnung in einer Urkunde des Kaisers Arnulf von Kärnten 899) hat sich Mitte des 18. Jahrhunderts in ein weltbekanntes Kulturstädtchen verwandelt. Als 1748 Herzog Ernst August II. die Thronfolge für den absolutistischen Regenten Ernst August I. von Sachsen-Weimar-Eisenach antrat und mit der 16-jährigen Nichte Friedrichs des Großen Anna Amalia von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt wurde, war der Weg in die Zukunft des kleinen Herzogtums vorgezeichnet. Die gebildete Welfenprinzessin Anna Amalia holte Christian Martin Wieland als Erzieher für ihren damals einjährigen Sohn an den Hof und eröffnete damit die kulturelle Blüte Weimars in der Mitte des 18. Jahrhunderts, die danach unter ihrem Sohn Carl August weiteren Aufschwung nahm. Dieser holte 1775 den jungen Johann Wolfgang Goethe nach Weimar und übertrug ihm Regierungsämter. Später kamen auch Friedrich Schiller, Johann Gottfried Herder, Franz Liszt und Richard Wagner nach Weimar. Die kleine Stadt wurde zum Treffpunkt der Dichter und Denker jener Zeit und zum Inbegriff der deutschen Klassik. Hier befinden sich die früheren Wohnhäuser Goethes und Schillers, im Park an der Ilm lernte Goethe seine spätere Ehefrau Christiane

kennen und am Rande dieses Parks findet man auch die frühere Wohnung des bedeutenden Komponisten Franz Liszt. Aber Herzog Carl August war keineswegs nur ein Schöngest, sondern auch ein politischer Kopf. Er war der erste Regent in Deutschland, der seinem Land eine eigene Verfassung gab und die Forderungen der Studenten und Burschenschaftler nach einem einheitlichen deutschen Staat unterstützte, etwa indem er das Wartburgfest gegen den Widerstand Preußens genehmigte und förderte.

Nach der Novemberrevolution 1918 dankte der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach ab: Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs geriet das Deutsche Reich in eine tiefe Krise. Kriegsschulden und Reparationen drückten das Volk nieder, die politischen Lager bekämpften sich, es gab Unruhen auf den Straßen. In dem ruhigen und geschichtsträchtigen Weimar, nicht in dem von Unruhen geschüttelten Berlin, wurde die neue Republik gegründet und Friedrich Ebert zum Reichspräsidenten ernannt. Die Weimarer Nationalversammlung war das erste frei gewählte deutsche Parlament. Im Deutschen Nationaltheater in Weimar verabschiedete die Nationalversammlung die erste freiheitliche und in Geltung tretende Verfassung.

Aber Weimar war und ist nicht nur höfische Kunst, Kultur und bürgerliche Bildung – es war eben auch Buchenwald. Karl Kraus hat einmal gesagt, Deutschland ist nicht nur das Volk der „Dichter und Denker“, sondern auch der „Richter und Henker“. Genau diese Ambivalenz lässt sich eben auch an Weimar und an dem knapp zehn Kilometer entfernten Buchenwald beobachten. In dem von den Nationalsozialisten 1937 errichteten Konzentrationslager auf dem Ettersberg wurden Häftlinge aus mehr als 30 Ländern gefangen gehalten, von 1941 bis 1943 auch systematisch ermordet. Viele Häftlinge wurden dem Vernichtungslager

Auschwitz-Birkenau überstellt. Als Buchenwald am 11. April 1945 von der US-Armee befreit wurde, waren dort noch 21.000 Häftlinge, darunter 900 Kinder. Insgesamt wurden im KZ Buchenwald von 1937 bis 1945 circa 40.000 Menschen ermordet.

Von 1945 bis 1950 wurde auf dem KZ-Areal das sowjetische Speziallager Nr. 2 von der sowjetischen Besatzungsmacht unterhalten, um dort geringfügiger belastete NS-Täter und Mitläufer zu internieren, aber auch Gegner der von den Sowjets installierten kommunistischen Ordnung, wie z. B. Christliche Demokraten und Sozialdemokraten. Auch in dem Speziallager kamen circa 7.000 Gefangene um. Es war ein sogenanntes Schweigelager, von der Außenwelt völlig isoliert, die Inhaftierten waren zur Untätigkeit verurteilt. Existenz und Wirklichkeit des sowjetischen Speziallagers waren in der DDR-Zeit tabuisiert.

Der Brief aus Weimar

Für die Geschichte der CDU der DDR spielte Weimar im Zuge des demokratischen Umbruchs in der DDR, für den sich längst der Begriff „Friedliche Revolution“ etabliert hat, eine besondere Rolle. Der sogenannte Brief aus Weimar wurde in der Redaktion der Thüringer Evangelischen Kirchenzeitung *Glaube und Heimat* verfasst und am 10. September 1989 von den Verfassern persönlich beim Parteivorstand eingereicht und zugleich an alle Kreisverbände verschickt – interessanterweise am Tag der Gründung der bedeutenden Oppositionsgruppe „Neues Forum“, der zugleich der Tag der Grenzöffnung Ungarns nach Österreich war. Bei einer Pressekonferenz während der Synode des Bunds der Evangelischen Kirchen in der DDR hatten die Verfasser den Brief am 6. September bereits bekannt gemacht und so das Interesse westlicher Medien geweckt.



In der Redaktion von *Glaube und Heimat* wurde der Brief von Weimar verfasst.

Der Brief diente als Sprachrohr der Parteibasis und es wurden alle wesentlichen Kritikpunkte angesprochen, die sich in der Partei gegenüber ihrer Leitung, aber auch gegenüber Staat und Gesellschaft in der DDR insgesamt aufgestaut hatten. Latente Kritikbereitschaft innerhalb der Basis war immer wieder an neuralgischen Punkten der DDR-Geschichte in unterschiedlicher Intensität sichtbar geworden: beim Juni-aufstand 1953, beim Mauerbau 1961, beim Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei 1968 oder bei der Verhängung des Kriegsrechts in Polen 1981/82.

Insbesondere die Stimmungsberichte aus den Kreis- und Bezirksverbänden der CDU der DDR nach dem Volksaufstand im Juni 1953 zeigten das tiefe Misstrauen vieler Mitglieder gegenüber der eigenen Parteileitung und deren Angepasstheit an die Politik der SED, die in den Anfangsjahren allerdings von den sowjetischen Siegern und der SED erzwungen worden war. In der Regel praktizierten CDU-Mitglieder die geforderte Loyalität zur SED, aber sie suchten sich auch Nischen, in denen sie sich dem SED-Druck entziehen und eigene Haltungen einnehmen und verfolgen konnten, etwa zu den Themen Kirchenarbeit, Jugendweihe oder Abtreibung.

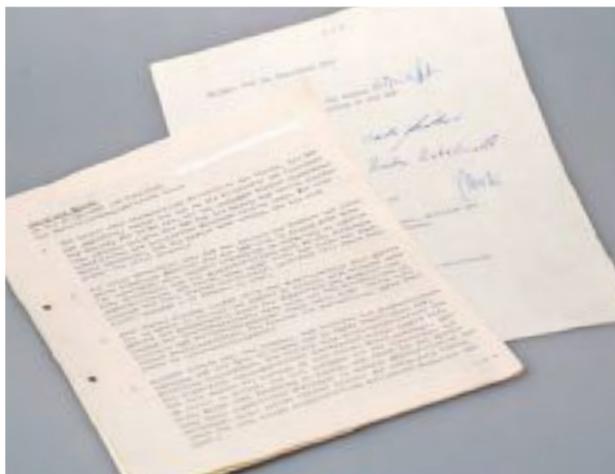
Die vier Verfasser des Briefs aus Weimar waren allesamt Kirchenleute und Mitglieder der CDU der DDR: Martina Huhn, Rechtsanwältin und Mitglied der Synode des Bunds der Evangelischen Kirchen in der DDR, Martin Kirchner, Oberkirchenrat aus Eisenach, Christine Lieberknecht, Pastorin aus Ramsla bei Weimar und spätere Ministerpräsidentin von Thüringen, sowie Gottfried Müller, Kirchenrat aus Jena, Chefredakteur der Kirchenzeitung *Glaube und Heimat* und späterer Präsident des Thüringer Landtags.



Gottfried Müller und Christine Lieberknecht zählen zu den Verfassern des Briefs von Weimar.

Der Brief aus Weimar war ein Fanal des Aufbegehrens großer Teile der CDU-Basis gegenüber ihrer Parteileitung. Er sprach wesentliche Unzulänglichkeiten und konkrete politische Probleme an: Reisebeschränkungen, Flüchtlingswelle, Behinderung der Pressefreiheit, Schönfärberei der Medien, notwendige Erneuerung des Wahlgesetzes – mit latenten Hinweisen auf Unregelmäßigkeiten bei der Kommunalwahl vom 7. Mai 1989 –, obrigkeitliche Bevormundung der Bürger, fehlender Einblick in die tatsächliche wirtschaftliche Lage des Lands und nicht zuletzt die Basisferne der Parteileitung und der dadurch bedingte Vertrauensverlust.

Bei aller parteiinternen und gesamtgesellschaftlichen Kritik verblieben die Verfasser aber doch – ganz wie die übrige Protest- und Reformbewegung des Herbsts 1989 – auf dem Boden einer sozialistischen Staatsidee. Aber der Brief, der von Weimar aus (hier lebten die Hauptverfasser Müller und Lieberknecht) über West-



Der Brief von Weimar vom 10. September 1989.

medien DDR-weit bekannt wurde, bekam eine enorme machtpolitische Bedeutung, weil er das Schweigen und die Angstschwelle überwand und den Unmut artikulierte. Aus der Sicht der Parteileitung erfüllte er strafrechtlich den Tatbestand der „staatsfeindlichen Hetze“, die Weitergabe konnte mindestens zu Geldbußen führen.

Die im Anschluss an den Brief in der Parteizentrale eingehenden Reaktionen ließen klar erkennen, dass die Reformvorstellungen der „Weimarer“ einem breiten Konsens an der Basis entsprachen. Als der Brief vier Wochen nach seinem Bekanntwerden noch immer nicht von der Parteileitung veröffentlicht worden war, mahnte Gottfried Müller den Parteichef Gerald Götting am 10. Oktober 1989, sein Stillschweigen endlich zu brechen: „Sagen Sie, dass die Ausreisetragödie ihren eigentlichen Ursprung in unserem Land selbst hat, in der Bevormundung der Bürger, im mangelhaften Dialog zwischen Volk und Führung, in Vorenthaltungen der Reisefreiheit, in Mängeln der Wirtschaft, im unerträglichen Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und ihrer Darstellung in den Medien.“

Am 1. November 1989 suchten einige reformwillige Kräfte der CDU der DDR, darunter auch die Verfasser des Briefs, Götting in Berlin auf und legten ihm den Rücktritt nahe, den er auch tatsächlich tags darauf vollzog. Die Anwesenheit der „Weimarer“ bei jenem Abschiedsgespräch mit Götting zeigt den unmittelbaren Einfluss des Briefs aus Weimar auf die Abschaffung der alten Parteileitung der CDU der DDR.

An dieser Stelle sollen zwei extrem kritische Stimmen zum Brief aus Weimar nicht unterschlagen werden. Der Historiker Christoph Wunnicke sieht im Brief aus Weimar keineswegs ein Aufbruchsignal der Blockpartei CDU. Er sei eher ein Versuch gewesen, die

Vorherrschaft der SED im Blocksystem gegen den gemeinsamen Gegner, die sich formierende Opposition in der DDR, durch das Angebot bzw. die Forderung nach innenpolitischen Lockerungen zu retten. Seiner Ansicht nach war der Brief aus Weimar also einen Pseudo-Reformversuch, getragen vor allem von einem vielfach mit „pro-sozialistischen Positionierungen“ hervorgetretenen Müller und einer „Marxismusaffinen Pastorin“ (Lieberknecht).

Dass auch die CDU der DDR, wie alle DDR-Parteien, mit Informellen Mitarbeitern des Ministeriums für Staatssicherheit durchsetzt war, ist gar keine Frage. Dass aber der Brief aus Weimar geradezu ein Produkt der Stasi gewesen sein könnte – wie Martin Debes in einer Lieberknecht-Biografie von 2014 nahelegt – ist weit hergeholt und durch Quellen nicht belegbar. Zwar gab es auch in der Weimarer Gruppe einen IM in Gestalt des Oberkirchenrats Martin Kirchner, der auch rasch Generalsekretär der CDU wurde. Er wurde aber schon im August 1990 enttarnt und verlor sein Amt. Und da er in der Weimarer Vierergruppe kaum Einfluss auf Sprache und Inhalte des Briefs gehabt hatte, ist nicht



Else Ackermann war eine der Autorinnen des Briefs von Neuenhagen.

anzunehmen, dass es ihm gelungen sein könnte, im Auftrag seiner Leitungsoffiziere Strategien zu entwickeln, die Revolution aufzuhalten oder im Sinne der alten politischen Muster umzulenken – etwa nach dem Prinzip: Mithelfen, ein „Reförmchen“ oder eine kleine Revolution anzustoßen, um eine große zu verhindern. Das wäre allerdings ein riskantes Unternehmen gewesen, da man die Folgen gar nicht absehen konnte und es ja auch „grandios“ misslungen wäre.

Der Brief aus Neuenhagen

Der Brief aus Weimar hatte bereits einen Vorläufer gut ein Jahr zuvor, der jenen sogar an Entschiedenheit des Reformverlangens und letztlich auch an persönlichem Mut noch übertraf: den sogenannten Brief aus Neuenhagen vom 27. Juni 1988. In der CDU-Ortsgruppe Neuenhagen am östlichen Stadtrand von Berlin wurden unter der Leitung der Ortsgruppenvorsitzenden Else Ackermann, einer Medizinerin, schon im Sommer 1988 provokante Vortragsveranstaltungen unter dem Leitthema „Brauchen wir mehr Demokratie?“ durchgeführt.

In ihrem Brief wandten sich die Neuenhagener unmittelbar an Parteichef Götting und spielten dabei schon auf einen zu vollziehenden Rücktritt an, weil von „natürlichen Abnutzungserscheinungen“ bei langjährigem Parteivorsitz die Rede war. Götting war von 1949 bis 1966 Generalsekretär und von 1966 bis 1989 Vorsitzender der CDU gewesen und hatte diese nahezu autokratisch geführt.

Deutlicher als der Brief aus Weimar hob der Neuenhagener Brief auf notwendige Veränderungen in der DDR überhaupt ab, ist aber ansonsten nahezu

identisch mit den Monita des Briefs aus Weimar: die Basisferne und SED-Angepasstheit von Staats- und Parteifunktionären, die Gleichschaltung der Medien, der Mangel an geistigem Pluralismus, die Entmündigung der Bürger und natürlich die Ausreiseproblematik. Götting ließ alle greifbaren Exemplare des Briefs einsammeln und verbrennen.

Der Neuenhagener ist also dem Weimarer Brief durchaus gleichwertig an die Seite zu stellen – nur war die Zeit noch nicht reif gewesen für Wirkungen und Folgen, wie sie dann der Brief aus Weimar hervorbrachte. Beide Briefe waren Kristallisationspunkte eines breiten Reformverlangens an der Basis der CDU der DDR. Sie spielten beim Selbstbefreiungsprozess der CDU aus der Umklammerung der SED eine zentrale Rolle.



Die Asche des Briefs von Neuenhagen.

Die CDU der DDR als Teil der Friedlichen Revolution

Nachdem die Briefe aus Neuenhagen und aus Weimar parteiinterne Schleusen geöffnet hatten, war es kein Wunder, dass nun vor dem Hintergrund der gesamtgesellschaftlichen Oppositionsbewegung die kritischen Stimmen schärfer wurden und zum Teil den DDR-Sozialismus selbst substanziell angriffen. So wurde zum Beispiel gesagt: „Immer öfter tauchen Zweifel auf, ob unsere Planwirtschaft in ihrer gegenwärtigen Form noch vertretbar ist, weil nach Aussagen bewährter Wirtschaftskader planmäßig nichts mehr laufe.“

Vor diesem Hintergrund ist es nicht erstaunlich, dass der in Gang gesetzte Reformprozess nun zügig verlief. Göttings Rücktritt als Parteichef am 2. November 1989 wurde bereits erwähnt. Am 9. November 1989 tagte in der Friedrichstadtkirche in Berlin eine Gruppe von CDU-Mitgliedern auf Initiative von Gottfried Müller. Hier wurde gefordert: Rücktritt der führenden Gremien, Einberufung eines Sonderparteitags, Wiederherstellung der alten Länder und Herausstellen der nationalen Identität der Partei. Solcher Erneuerungswille wurde natürlich durch den am selben Tag vollzogenen Fall der Berliner Mauer beschleunigt.

Zu Göttings Nachfolger wurde am 10. November 1989 Lothar de Maizière gewählt. Dieses Votum wurde durch die kurz zuvor demokratisch gewählten Orts- und Kreisverbandsdelegierten des Sonderparteitags vom 15./16. Dezember 1989 in Berlin bestätigt, der sowohl von den Weimarern als auch von den Neuenhagenern gefordert worden war.

Unter dem Motto „Erneuerung und Zukunft“ präsentierte sich hier eine personell, organisatorisch und programmatisch völlig veränderte CDU der DDR. Der alte Hauptvorstand gestand ein, dass die Parteispitze die demokratische Umgestaltung der Partei von unten her nicht unterstützt und an einem „zu leeren Formeln gewordenen Parteienbündnis“ festgehalten habe. De Maizière betonte in seinem Grundsatzreferat die Mitschuld seiner Partei an den „Deformationen“ in der DDR: „Sie hat sich der Diktatur unterworfen und hat sie mitgetragen.“ Er bekannte sich zu innerparteilicher und parlamentarischer Demokratie, zu ökologisch-sozialer Marktwirtschaft und zur nationalen Einheit.

Mit diesen Maximen gelang der Partei der große Erfolg bei der Volkskammerwahl im März 1990: Sie wurde mit „Flankendeckung“ durch die Bundespartei in Westdeutschland und im Verbund der „Allianz für Deutschland“ stärkste Partei mit 46,5 Prozent der Stimmen. Lothar de Maizière, der eine rasche Wiedervereinigung anstrebte, wurde mit der Regierungsbildung beauftragt, und so war die CDU der DDR am Prozess der Deutschen Einheit maßgeblich beteiligt. Gottfried Müller, der Hauptverfasser des Weimarer Briefs, wurde bei jenem Sonderparteitag zu einem der drei Stellvertreter de Maizières in den Parteivorsitz gewählt und später zum Medien- und Informationsminister ernannt.

Literatur

Agethen, Manfred: Unruhepotentiale und Reformbestrebungen an der Basis der Ost-CDU im Vorfeld der Wende: Der „Brief aus Weimar“ und der „Brief aus Neuenhagen“, in: Historisch-Politische Mitteilungen 1 (1994), S. 89–114 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=b8e057e4-5298-9ee2-1fa8-697320f95979&groupId=252038) (Abruf: 29.01.2020)).

Neubert, Ehrhart: Der Brief aus Weimar: Zur Selbstbefreiung der CDU im Herbst 1989. Sankt Augustin 2014.

Richter, Michael: Aufbruch an der Basis: Zur Situation in der Ost-CDU vom Beginn der Gorbatschowschen Reformpolitik bis zum Sonderparteitag im Dezember 1989. Eine Dokumentation, in: Historisch-Politische Mitteilungen 8 (2001), S. 189–240 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=c1f905e8-c652-28a1-764a-3afdf2b1ada8&groupId=252038) (Abruf: 29.01.2020)).

Salten, Oliver: Die CDU in der DDR im Lichte der Forschung (1990–2015), in: Historisch-Politische Mitteilungen 22 (2015), S. 343–408.

Schmidt, Ute: Von der Blockpartei zur Volkspartei? Die Ost-CDU im Umbruch 1989–1994 (Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin 81). Opladen 1997.

Wunnicke, Christoph: Die Blockparteien der DDR: Kontinuität und Transformation 1945–1990 (Schriftenreihe des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Bd. 34) Berlin 2014.



Hamburg

Congress Centrum Hamburg

1990

Die Wiedervereinigung der CDU

David Maaß



Wiederholt führte die CDU ihre Bundesparteitage in Hamburg durch. Oft entwickelten sie sich zu wichtigen Wegmarken in der Parteigeschichte. So wurde 1953 im Deutschen Schauspielhaus das Hamburger Programm zur Wahl des 2. Deutschen Bundestags verabschiedet. 1957 beschloss ein Bundesparteitag in der Staatsoper das Hamburger Manifest, in dem die Einheit Deutschlands, Wohlstand für alle und weltweiter Frieden gefordert wurden. Auf dem Hamburger Bundesparteitag 1973 rangen die Delegierten um die Position in der Mitbestimmungsfrage und beschlossen Leitlinien zum sozialen Baubodenrecht, zur Vermögenspolitik und zur beruflichen Bildung. 1994 stand die Verabschiedung des ersten gesamtdeutschen Grundsatzprogramms der CDU auf der Tagesordnung.

Seit 1973 nutzte die CDU das auf dem Messegelände neu errichtete Congress Centrum Hamburg (CCH – seit 2004 Congress Center Hamburg) als Tagungsstätte. Es galt zum Zeitpunkt seiner Eröffnung als das modernste Kongresszentrum Europas, mit einer Grundfläche von 21.500 Quadratmetern, auf denen in den verschiedenen Sälen bis zu 10.000 Menschen Platz finden. Genutzt wird das Kongresszentrum bis heute für Kongresse, Messen, Konzerte oder Ausstellungen.

Am 1./2. Oktober 1990 war das CCH Schauplatz eines Bundesparteitags von historischer Bedeutung. Der 38. und letzte Bundesparteitag der CDU (West) war zugleich der erste Parteitag der gesamtdeutschen CDU. Hier wurde die Vereinigung der CDU-Verbände in West und Ost vollzogen und damit der Schlusspunkt gesetzt hinter einen Prozess der Wiederannäherung der beiden christlich-demokratischen Parteien nach der Wende in der DDR. Diese Entwicklung war keine Selbstverständlichkeit und kein Automatismus, „sondern in Wirklichkeit ein komplexer und kompli-

zierter Vorgang bestimmt von gegenseitigem Misstrauen, zögerlichen Entscheidungen, dem langsamen Schaffen von Vertrauen und dem Schließen von Kompromissen auf beiden Seiten“ (Hanns Jürgen Küsters).

Sprachlosigkeit zwischen West und Ost

Nach der erzwungenen Gleichschaltung der CDU in der DDR durch die sowjetische Besatzungsmacht und die SED brach die CDU im Westen den Kontakt zu ihrer Schwesterpartei im Osten ab. Sie warf der Führung der CDU (Ost) vor, sich den Interessen der Sowjetunion und der SED vollkommen unterworfen zu haben und lediglich die Funktion einer Blockpartei im politischen System der DDR zu erfüllen. Daher bestand kein weiteres Interesse mehr an Kontakten zur Parteispitze oder führenden Funktionären. Anders bewertete die CDU in der Bundesrepublik die Mitglieder der CDU (Ost). Hier ging man davon aus, dass viele Mitglieder noch den ursprünglichen demokratischen Idealen und Zielen der CDU treu geblieben waren, auch wenn sie diese in ihrer Heimat nicht mehr offen artikulieren durften. Diesen Mitgliedern stand im Westen die 1950 als Landesverband der Bundes-CDU gegründete Exil-CDU als Ansprechpartner zur Verfügung, die sich als die „rechtmäßigen Repräsentanten“ der Christlichen Demokraten in der DDR verstand. Anlässlich eines Kontaktversuchs vonseiten der CDU (Ost) 1966 unterstrich das Präsidium der CDU (West) seine Haltung, direkte Gespräche mit der Führung der CDU in der DDR abzulehnen. Nach dem Abschluss des Grundlagenvertrags zwischen der Bundesrepublik und der DDR 1972 kam es jedoch vermehrt zu Begegnungen mit Funktionären und Mitgliedern der CDU (Ost) auf den verschiedensten Ebenen, etwa im Rahmen von kommunalen Begegnungen. Es handelte sich hierbei allerdings nicht um Kontakte auf Parteiebene.



Im Congress Centrum Hamburg fand der letzte Bundesparteitag der CDU (West) und zugleich der erste Parteitag der gesamtdeutschen CDU statt.

Durch den Mauerfall vom 9. November und die Ablösung des langjährigen und reformunwilligen Parteivorsitzenden der CDU (Ost) Gerald Götting durch Lothar de Maizière stieg trotz weiterhin vorhandener Skepsis die Bereitschaft auf westdeutscher Seite, das Verhältnis zur CDU (Ost) zu überprüfen und auszuloten, inwiefern die CDU (Ost) für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit infrage kam. So führte Rühle in Kohls Auftrag am 24. November ein erstes informelles Gespräch mit de Maizière mit dem Ziel zu prüfen, ob die CDU (Ost) sich aus der Umklammerung der SED und vom Sozialismus zu lösen und auf das Ziel einer parlamentarischen Demokratie mit einer marktwirtschaftlichen Wirtschaftsordnung umzuschwenken bereit war. Zu diesem Zeitpunkt war in der CDU (Ost) noch die Idee von einem „demokratischen Sozialismus“ weit verbreitet.

Bis Ende Januar 1990 blieb die Spitze der Bundespartei dennoch bei ihrem Kurs, die Kontakte zur CDU (Ost) insbesondere auf regionaler und kommunaler Ebenen fortzusetzen, aber gleichzeitig den anderen Reformparteien und Gruppierungen in der DDR – wie dem Demokratischen Aufbruch – ebenfalls Bereitschaft zur Kooperation zu signalisieren. Bei einer Diskussion auf einer Sitzung des CDU-Bundesvorstands am 23. Januar 1990 zeigte sich jedoch bereits, dass mehrere Bundesvorstandsmitglieder die CDU (Ost) mittlerweile als „natürlichen Partner“ (Wolfgang Schäuble) und deren Mitglieder als Christliche Demokraten „wie wir“ (Siegfried Dübel) betrachteten. Kohl zögerte allerdings eine Festlegung auf die CDU (Ost) als Hauptpartner hinaus, da er befürchtete, dass diese als ehemalige Blockpartei in der Bevölkerung zu diskreditiert wäre, um bei freien Wahlen erfolgreich sein zu können.

Am 11. Dezember 1989 betonte Rühle auf der Sitzung des Bundesausschusses, an der auch Vertreter der CDU (Ost) und des Demokratischen Aufbruchs teilnahmen, die Bereitschaft der westdeutschen CDU, mit allen Parteien in der DDR zusammenzuarbeiten, die sich für die deutsche Einheit, die Soziale Marktwirtschaft und die Schaffung eines demokratischen Rechtsstaats einsetzen. Auf ihrem Sonderparteitag am 15./16. Dezember 1989 trug dem die CDU (Ost) Rechnung und bekannte sich ausdrücklich zur Rechtsstaatlichkeit, den Menschenrechten und der Gewaltenteilung. Auch zur Wiederherstellung der deutschen Einheit gab der Sonderparteitag ein Bekenntnis ab. Dem Sozialismus – auch in erneuerter Form – erteilten die Delegierten dagegen eine Absage. Die Anerkennung der führenden Rolle der SED hatte sie bereits im November aus ihrer Satzung gestrichen.

Ein Streitpunkt zwischen West und Ost war in diesem Zusammenhang der Verbleib der CDU-Minister in der Regierung des SED-Ministerpräsidenten Hans Modrow. De Maizière selbst fungierte dabei als stellvertretender Ministerpräsident. Während die CDU (West) von ihrer „Schwesterpartei“ den Ausstieg aus der Regierung verlangte, um dadurch die Distanz zur SED und zum alten System zu vergrößern, lehnte de Maizière diese Forderung zunächst ab. Er befürchtete, dass der Austritt der CDU aus der Regierung das Land ins Chaos stürzen könnte. Die CDU sollte daher als für das „Unheil“ der Vergangenheit mitverantwortliche Gruppierung weiterhin Verantwortung übernehmen.

Der anhaltende Druck aus dem Westen veranlasste die Führung der CDU (Ost) schließlich zum Umdenken. Am 25. Januar 1990 erklärte das Präsidium der CDU (Ost) den Rückzug ihrer Minister aus der Regierung. Verknüpft wurde der angekündigte Rückzug mit der Forderung nach einer Regierungsbeteiligung der sich

Wiederannäherung nach der politischen Wende

Im Zuge der politischen Wende in der DDR 1989, die auch die CDU erfasste und innerhalb der Partei den Wunsch nach Reformen spürbar werden ließ, kam es zu ersten Annäherungsversuchen zwischen West und Ost. Eine erste Initiative ergriff hierbei der Landesverband Hessen, dessen Generalsekretär Franz Josef Jung am 20. September 1989 die Reformkräfte aus der CDU (Ost) zu einem Deutschlandkongress seines Landesverbandes einlud und ihnen politische Unterstützung für ihre weiteren Reformbestrebungen zusagte.

Im Präsidium der CDU (West) dominierte jedoch die Skepsis gegenüber einer Annäherung an die gleichnamige Partei in der DDR, deren Führung man weiterhin als einen abhängigen Bündnispartner der SED und von Mitarbeitern der Staatssicherheit durchsetzt betrachtete – eine Position, die insbesondere Generalsekretär

Volker Rühle vertrat. Auch Bundeskanzler Helmut Kohl sprach sich dafür aus, die 1966 bekräftigte Linie beizubehalten und auf die Aufnahme und Pflege offizieller Kontakte zu verzichten. Allerdings riet er auch dazu, gegenüber Reformkräften keine Berührungsängste zu zeigen. Zu diesem Zeitpunkt bevorzugte er jedoch die Kontaktpflege zu Oppositionsgruppen außerhalb der CDU (Ost) wie dem Demokratischen Aufbruch.

Andere führende Vertreter der Partei setzten sich dagegen für intensive informelle Kontakte ein mit dem Ziel, die Reformkräfte innerhalb der CDU (Ost) dabei zu unterstützen, die Partei aus der Abhängigkeit gegenüber der SED zu lösen. Zu den Fürsprechern dieser Position zählten insbesondere der ehemalige Regierende Bürgermeister von Berlin Eberhard Diepgen, der hessische Ministerpräsident Walter Wallmann, der langjährige Vorsitzende der Jungen Union Christoph Böhr und der Vorsitzende der Exil-CDU Siegfried Dübel.

in der Wendezeit gebildeten neuen Parteien und Gruppierungen, die bereits zusammen mit den Machthabern des alten Regimes am sogenannten Runden Tisch mitwirkten. Dazu gehörten insbesondere die wiedergegründete SPD, aber auch Bürgerrechtsinitiativen wie das Neue Forum und der Demokratische Aufbruch. Letztendlich einigten sich die Vertreter der SED und der anderen Regierungsparteien mit den Vertretern der Oppositionsgruppen auf deren Eintritt in die Regierung Modrow, woraufhin auch die CDU der Regierung weiter angehörte.

Die Gründung der Allianz für Deutschland

Die Vorverlegung des Termins für die ersten freien Wahlen der Volkskammer vom 6. Mai auf den 18. März beschleunigte den Annäherungsprozess zwischen West und Ost. In der CDU (West) wuchs der Wunsch, sich auf einen Ansprechpartner in der DDR festzulegen. Schließlich entschied sich die Parteiführung zu einer Doppelstrategie. So sollten die starken logistischen Ressourcen der CDU (Ost) für den Wahlkampf genutzt werden können. Gleichzeitig sollte die ehemalige Blockpartei in ein Bündnis mit unbelasteten und unverbrauchten oppositionellen Gruppen eingebettet werden, um somit trotz der Vergangenheit für breite Wählerschichten wählbar zu werden.

Am 5. Februar wurde die Allianz für Deutschland aus der Taufe erhoben, ein Bündnis bestehend aus der CDU (Ost), der von der CSU maßgeblich unterstützten Deutschen Sozialen Union (DSU) und dem Demokratischen Aufbruch. Der Rückgriff auf die intakte Organisationsstruktur der CDU in der DDR und die breite Unterstützung der Bundespartei wie der Landesverbände der bundesdeutschen CDU ermöglichten den

triumphalen Wahlsieg der Allianz bei der Volkskammerwahl. Mit rund 48 Prozent, darunter 40 Prozent für die CDU, erhielt das Bündnis beinahe die absolute Mehrheit der Stimmen. Lothar de Maizière konnte unter Führung der CDU und der Allianz eine Regierung bilden. Das Ergebnis war ein Plebiszit für die Wiedervereinigung und eine Bestätigung des deutschlandpolitischen Kurses von Helmut Kohl.

Die CDU auf dem Weg zur gesamtdeutschen Partei

Mit ihrem überragenden Wahlergebnis hatte sich die CDU als der eigentliche Anker innerhalb der Allianz etabliert. Dies blieb nicht ohne Folgen für den weiteren Annäherungsprozess zwischen den christlich-demokratischen Parteien in Ost und West, da diese nunmehr als der zentrale Partner der CDU im Westen anerkannt wurde. Bereits am Tag nach der Volkskammerwahl verkündete Helmut Kohl im Bundesvorstand als Ziel die Herstellung einer gesamtdeutschen Partei.

Wenige Tage nach der Volkskammerwahl kamen die Spitzen der die Allianz für Deutschland tragenden Parteien im Gespräch mit Helmut Kohl und dem CSU-Vorsitzenden Theo Waigel darin überein, die erfolgreiche Zusammenarbeit im Wahlkampf auch in Parlament und Regierung fortzusetzen. So wurde beschlossen, in der Volkskammer eine Arbeitsgemeinschaft der Abgeordneten der Allianz für Deutschland zu gründen. Die Unionsparteien sicherten den Parteien der Allianz die Unterstützung im bevorstehenden Kommunalwahlkampf zu.

Parallel zu den Verhandlungen zur Wiederherstellung der deutschen Einheit auf staatlicher Ebene verlief der Prozess der Vereinigung der CDU in West und

Ost. Mit Blick auf die gleichfalls bevorstehende erste gesamtdeutsche Bundestagswahl und einen drohenden Machtverlust wurde dieser von Helmut Kohl vorangetrieben. So drängte er ab der zweiten Maihälfte auf eine schnelle Vereinigung der beiden Parteien.

Bereits im Zeitraum von Januar bis März 1990 hatte die CDU in der DDR mit der Gründung von Landesverbänden Anpassungen an die Strukturen ihrer Schwesterpartei im Westen vorgenommen. Zugleich knüpfte sie damit an ihre bis 1952 bestehende Organisationsstruktur an. Im August und September 1990 traten der Demokratische Aufbruch und die Demokratische Bauernpartei den Landesverbänden der CDU bei.

Da das Statut der CDU (West) einen Zusammenschluss mit einer anderen Partei nicht vorsah, planten die Spitzen der beiden Schwesterparteien den Beitritt der CDU (Ost) zur CDU (West). Formal sollte dies durch den Beitritt der Landesverbände der CDU in der DDR vollzogen werden. Die alternative Möglichkeit, die CDU (Ost) als Ganzes der bundesdeutschen CDU beitreten zu lassen, wurde dagegen verworfen. Die Rolle des Vorreiters übernahm der Landesverband Berlin, dessen westliche wie östliche Kreisverbände sich am 8. September zusammenschlossen. Alle weiteren Landesverbände beschlossen ihren Beitritt zur CDU (West) auf Parteitagen im August und September.

Der Hamburger Einigungsparteitag

Zwei Tage vor der deutschen Wiedervereinigung fand am Vormittag des 1. Oktober der 38. Bundesparteitag der CDU (West) in Hamburg statt. Die 250 Delegierten aus den Landesverbänden der CDU in der DDR durften dem Parteitag beiwohnen, sich aber noch nicht an den Abstimmungen beteiligen. Die 750 Delegierten



Die Vorsitzenden der CDU in West und Ost: Helmut Kohl (l.) und Lothar de Maizière.

beschlossen innerhalb einer Stunde die für den Beitritt der CDU (Ost) und die Durchführung des Einigungsparteitags satzungsrechtlichen Voraussetzungen.

Um 13.21 Uhr eröffnete Helmut Kohl den Vereinigungsparteitag als ersten Parteitag der gesamtdeutschen CDU. Er gab in seiner Begrüßungsansprache seiner Freude über die bevorstehende Wiedervereini-

gung Deutschlands sowie der Wiedervereinigung der CDU Ausdruck. Kohl gedachte der Gründungsväter der Union in West und Ost und der Opfer, die sie in der nationalsozialistischen und kommunistischen Diktatur zu erbringen hatten. Er erinnerte ferner an das auf dem ersten Parteitag der CDU (West) 1950 in Goslar verabschiedete Bekenntnis zu „Gesamtdeutschland als Aufgabe und staatlicher Gestalt“ und daran, dass die CDU immer an der „Einheit der Nation“ festgehalten hatte. Mit der Wiederherstellung der staatlichen Einheit erfüllte sich laut Kohl auch die Vision der Gründungsväter der Union. Für die Zukunft rief er seine Parteifreunde dazu auf, „die Einheit [zu] gestalten und mit ganzer Kraft unseren Beitrag dazu [zu] leisten, aus dem wiedervereinigten Deutschland ein freies, ein blühendes Land zu machen“. Anschließend nahm der geschäftsführende stellvertretende Vorsitzende der CDU in der DDR Horst Korbella zusammen mit Volker Rühle die Aufnahme der Landesverbände in die gesamtdeutsche CDU vor. Hierzu gaben die Vertre-

ter der Landesverbände Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen die Erklärung zum Beitritt ab. Die Vertreterin des Landesverbands Berlin (Ost) erklärte, dass dieser bereits durch die Verschmelzung mit dem Landesverband Berlin (West) Teil der gesamtdeutschen CDU geworden sei. Mit der Abgabe dieser Erklärungen stellte Rühle den Vollzug der Einheit der Christlich Demokratischen Union Deutschlands fest.

Nach dem Absingen der Nationalhymne begann das normale Parteitagsgeschäft mit Berichten und Reden, darunter einer Einstimmung Helmut Kohls zu Wahlen zum Vorstand sowie der Beratung und Beschlussfassung von Anträgen. Bei den Wahlen zum Vorstand wurde Kohl mit dem Rekordergebnis von 98,5 Prozent der Stimmen wieder zum Vorsitzenden gewählt. Der ehemalige Vorsitzende der CDU (Ost) und noch amtierende Ministerpräsident der DDR, Lothar de Maizière, wurde mit 97,4 Prozent der Stimmen zum



Übersicht des ersten gesamtdeutschen Parteitags der CDU.

einzigsten stellvertreten Parteivorsitzenden gewählt. Auch auf den weiteren Positionen des neugewählten Präsidiums und Bundesvorstands der Partei fanden mehrere Persönlichkeiten aus den neuen Landesverbänden Berücksichtigung.

Am 2. Oktober verabschiedete der Parteitag einstimmig ein „Manifest zur Vereinigung der Christlich Demokratischen Union Deutschlands“. Unter der Überschrift „Ja zu Deutschland – Ja zur Zukunft“ bekannten sich darin die Delegierten zu den gemeinsamen Wurzeln und Grundwerten, zur ökologischen wie Sozialen Marktwirtschaft und zur europäischen Einigung. Mit dem Ende des Parteitags war die organisatorische „Wiedervereinigung“ der CDU in Ost und West abgeschlossen. Am darauffolgenden Tag, dem 3. Oktober 1990, folgte die Vollendung der staatlichen Wiedervereinigung. Um die Wiederherstellung der inneren Einheit musste in Staat wie Partei noch gerungen werden. Zu unterschiedlich waren die Biografien und Erfahrungen der Vergangenheit in zwei völlig unterschiedlichen politischen Systemen, als dass das Zusammenwachsen gänzlich ohne Reibungen erfolgen konnte.

Für die CDU steht der Hamburger Parteitag zum einen für die Wiedergewinnung der inneren Einheit der Partei. Zum anderen steht der Parteitag aber auch symbolisch für die Vollendung der staatlichen Einheit, um die die CDU seit ihrer Gründung stets und letztendlich unter der Führung von Helmut Kohl erfolgreich gerungen hat.

Literatur

Küsters, Hanns Jürgen: Die Vereinigung von CDU (Ost) und CDU (West) 1990, in: Historisch-Politische Mitteilungen 18 (2011), S. 167–192 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=845e291d-54c4-1947-ca50-3b66dc5b4a95&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

Richter, Michael: Aufbruch an der Basis. Zur Situation in der Ost-CDU vom Beginn der Gorbatschowschen Reformpolitik bis zum Sonderparteitag im Dezember 1989. Eine Dokumentation, in: Historisch-Politische Mitteilungen 8 (2001), S. 189–240 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=c1f905e8-c652-28a1-764a-3afdf2b1ada8&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

Richter, Michael: Die Bildung der Allianz für Deutschland, in: Historisch-Politische Mitteilungen 15 (2008), S. 335–346 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=2d4da336-94a3-3a3f-841c-5ca-7ebf1ecf0&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

Richter, Michael: Die Blockpartei CDU und die friedliche Revolution 1989/90, in: Tilman Mayer (Hg.): Deutscher Herbst 1989. Berlin 2010, S. 119–127.

Richter, Michael: Zur Entwicklung der Ost-CDU vom Januar 1990 bis zum Vereinigungsparteitag am 1. Oktober 1990, in: Michael Richter/Martin Reißmann (Hg.): Die Ost-CDU. Weimar 1995.

Wirth, Günter: Zu Transformationsprozessen in der DDR-CDU 1989/90, in: Historisch-Politische Mitteilungen 8 (2001), S. 241–265 (https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=5f488230-bbef-03a0-f410-5fa2b9a242d1&groupId=252038 (Abruf: 29.01.2020)).

Abkürzungsverzeichnis

ADGB	Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
BeNeLux	Benelux-Wirtschaftsunion, Beneluxländer bestehend aus Belgien, Niederlande und Luxemburg
BVP	Bayerische Volkspartei
CCH	Congress Centrum Hamburg, Congress Center Hamburg
CD-Fraktion	Christlich-demokratische Fraktion
CDA	Christlich-Demokratische Arbeitnehmerschaft, CDU-Sozialausschüsse
CDU	Christlich Demokratische Union
CSU	Christlich-Soziale Union
CVP	Christliche Volkspartei
DBD	Demokratische Bauernpartei Deutschlands
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DGB	Deutscher Gewerkschaftsbund
DHV	Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband
DNVP	Deutschnationale Volkspartei
DP	Deutsche Partei
DSU	Deutsche Soziale Union
DUD	Deutschland-Union-Dienst
DVP	Deutsche Volkspartei
EAK	Evangelischer Arbeitskreis
EFTA	European Free Trade Association, Europäische Freihandelsassoziation
EGKS	Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl
EKD	Evangelische Kirche in Deutschland
EUCD	Europäische Union Christlicher Demokraten
EVG	Europäische Verteidigungsgemeinschaft
EVP	Europäische Volkspartei
EWG	Europäische Wirtschaftsgemeinschaft

FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FDP	Freie Demokratische Partei
Gedag	Gesamtverband deutscher Angestelltengewerkschaften
Gestapo	Geheime Staatspolizei
HVHS	Heimvolkshochschule
JU	Junge Union
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KZ	Konzentrationslager
MIT	Mittelstands- und Wirtschaftsunion, Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung der CDU/CSU
NATO	North Atlantic Treaty Organization, Nordatlantikpakt-Organisation
NDPD	National-Demokratische Partei Deutschlands
NEI	Nouvelles Equipes Internationales
NS	Nationalsozialismus
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
OP	Ordo Praedicatorum (Ordenskürzel des katholischen Dominikanerordens)
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UiD	Union in Deutschland
USA	United States of America, Vereinigte Staaten von Amerika
WEU	Westeuropäische Union
ZSS	Zentrale Schulungsstätte

Personenverzeichnis

Ackermann, Else	165	Beust, Achim Freiherr von	55
Adenauer, Auguste (Gussie)	84	Biedenkopf, Kurt	70, 134 f., 147 f.
Adenauer, Charlotte (Lotte)	84	Bismarck, Otto von	13 f.
Adenauer, Elisabeth (Libet)	84	Blüm, Norbert	136
Adenauer, Georg	84	Böhm, Franz	77, 80
Adenauer, Konrad (1876–1967)	7 f., 13, 15, 26 f., 29–34, 41 f., 56 f., 61–65, 67–69, 76, 78, 80–89, 91 f., 94 f., 97 f., 100 f., 109–115, 118 f., 131, 145	Böhmer, Maria	158
Adenauer, Konrad (1906–1993)	84	Böhr, Christoph	170
Adenauer, Maria (Ria)	84	Bonhoeffer, Dietrich	43
Adenauer, Max	84	Bonhoeffer, Klaus	43
Adenauer, Paul	84, 88 f.	Brandt, Willy	140
Albers, Johannes	38, 42, 62 f., 76, 81	Brauer, Theodor	22 f., 24
Altmann, Rüdiger	119	Brauns, Heinrich	22, 24, 31
Altmeier, Peter	86	Brentano di Tremezzo, Heinrich von	93
Amelunxen, Rudolf	16	Breuel, Birgit	156
Antoniozzi, Dario	70	Brüning, Heinrich	22, 24
Arnim, Hans von	47	Brust, August	20
Arnold, Karl	62 f., 75 f., 86	Carstens, Karl	70
Bach, Ernst	97	Churchill, Winston	87, 145
Barinow, Alexander	45	Cillien, Adolf	91 f., 94
Barraclough, John Ashworth	85	Colin, André	70
Barzel, Rainer	131, 134, 145 f.	Debes, Martin	165
Benjamin, Hilde	105	Dedek, Magnus	105
Bersarin, Nikolai	46	Dertinger, Georg	106, 126
Bertrand, Alfred	70	Dertinger, Maria	106
Bethge, Eberhard	41	Dertinger, Oktavia	106
Bettamio, Giampaolo	70	Dertinger, Rudolf	106

Donders, Adolf	31	Goerdeler, Carl Friedrich	38, 43, 46
Dornhofer, Hugo	106	Götting, Gerald	126, 164–166, 171
Dornhofer, Ignaz	106	Grosse, Georg	105
Dörpinghaus, Bruno	95	Hagen, Louis	30
Dovifat, Emil	47, 49	Happ, Wilhelm	47
Dübel, Siegfried	170 f.	Hassel, Kai-Uwe von	70 f.
Dufhues, Josef Hermann	132	Heck, Bruno	118, 132
Dulles, John Foster	109, 113 f.	Heinemann, Gustav	99 f.
Ebert, Friedrich	145	Hellwig, Renate	156
Eden, Anthony	109, 112–114	Hermes, Andreas	38–42, 45–49, 104, 126
Ehard, Hans	86	Hermes, Anna	39
Ehlers, Hermann	98–100	Herwegen, Leo	105
Ehlert, Margarete	47	Heurich, Fridolin	86
Eisenhower, Dwight D.	87	Heuss, Theodor	80, 86
Erhard, Ludwig	64, 76, 78–80, 86, 93, 145	Hickmann, Hugo	105
Ersing, Josef	41, 47 f.	Himmler, Heinrich	40
Etzel, Franz	80 f.	Hintze, Peter	134, 158
Eudenbach, Johann	46	Hitler, Adolf	34, 36, 46, 84
Even, Bert	58	Holzappel, Friedrich	16, 86, 92, 98, 132
Faulhaber, Kardinal Michael von	27, 29–31, 34	Honecker, Erich	5
Freisler, Roland	46	Huhn, Martina	162–164
Friedensburg, Ferdinand	47 f., 55	Husen, Paulus van	39, 41, 48
Fuchs, Willy	47 f.	Jung, Franz Josef	170
Gablentz, Otto Heinrich von der	46 f., 49	Kaiser, Jakob	38, 43, 47 f., 76, 78, 81, 92–94, 103–106, 126
Gaulle, Charles de	88, 110	Kantorowicz, Richard	48
Gebauer, Bernhard	120	Kiesinger, Kurt Georg	92 f., 133, 145
Geißler, Heiner	71, 134 f., 145, 147 f., 154 f.	Kirchner, Martin	162–165
Gereke, Günther	86		

Klein, Manfred	104	Meid, Max	134
Knabe, Georg	105	Mendès France, Pierre	109, 113 f.
Kogon, Eugen	50	Merkel, Angela	101, 115, 134, 136 f., 158
Kohl, Helmut	5, 43, 71 f., 115, 131, 134 f., 141 f., 145–151, 154, 156 f., 170–175	Meyers, Franz	118
Köhler, Charlotte	105 f.	Modrow, Hans	171
Köhler, Erwin	105 f.	Moeller, Reinhard	47
Korbella, Horst	174	Molt, Peter	119 f.
Körner, Heinrich	43	Moltke, Helmuth James Graf von	43
Kraske, Konrad	134	Mommer, Karl	113
Krone, Heinrich	43, 48 f., 118	Müller, Gebhard	86
Kunst, Hermann	98	Müller, Gottfried	162–167
Laipold, Otto	55	Müller, Josef	70
Lampe, Adolf	77	Müller, Katharina	47
Laurien, Hanna-Renate	156	Müller-Armack, Alfred	76 f., 81
Lehr, Robert	75	Muras, Johann	106
Lemmer, Ernst	47, 49, 104	Nebgen, Elfriede	47
Lensing, Lambert	16	Neckelmann, Skjøld	20
Lenz, Otto	40 f., 46, 48	Neumann, Hermann	105
Letterhaus, Bernhard	43	Niemöller, Martin	99 f.
Lieberknecht, Christine	162–165	Nordmann, Carl	20
Lobedanz, Reinhold	126	Nuschke, Otto	47, 126 f.
Lorenz, Peter	55 f.	Ollenhauer, Erich	113
Löser, Hans-Georg	105	Olters, Walter	105
Lubbers, Heinz	132	Pacelli, Eugenio	29
Lücker, Hans August	70	Paul VI. (Papst)	88
Lukaschek, Hans	39, 41, 48, 94	Pechel, Rudolf	48
Maizière, Lothar de	167 f., 171–175	Pferdmenges, Robert	86
Majonica, Ernst	53, 58	Pfister, Bernhard	80
Makarios III. (Erzbischof)	88	Plewe, Eberhard	48, 51
Martens, Wilfried	70	Pünder, Hermann	86
Martini, Paul	86	Raabe, Cuno	41
		Rauch, Hans	27

Romeick, Helmut	134	Süssmuth, Rita	156
Roos, Maria (Mia)	55 f.	Tandler, Gerold	70 f.
Rösch, Augustin	41	Teuscher, Herbert	103
Rühe, Volker	134, 170 f., 174	Thoben, Christa	156
Sagner, Fred	55	Tillmanns, Robert	98
Sauerbruch, Ferdinand	46	Tindemans, Leo	70 f.
Schaefer, Aloys	104	Vockel, Heinrich	47
Scharrenbroich, Heribert	155	Vogel, Bernhard	43, 120
Schäuble, Wolfgang	131, 134, 171	Wagin, Ben	45
Schleusener, Franz	106	Waigel, Theo	142, 172
Schmelzer, Norbert	70	Wallmann, Walter	170
Schmid, Carlo	113	Wartenburg, Paul Graf Yorck von	41, 48
Schreiber, Walther	47 f., 104	Wehner, Herbert	113
Schröder, Gerhard	100	Wezsäcker, Richard von	146
Schuman, Robert	69 f.	Welty, Eberhard	50, 62
Seeling, Heinrich	45	Wex, Helga	154–157
Semjonow, Wladimir	45	Wichern, Johann Hinrich	62
Siemer, Laurentius	50	Widmann-Mauz, Annette	159
Six, Bruno	52, 57 f.	Wilhelm, Ernst	106
Sobik, Alfred	106	Wilms, Dorothee	156 f.
Speer, Albert	45	Windthorst, Ludwig	13–15
Spranger, Eduard	47	Wissmann, Matthias	58
Staeble, Hildegard	48	Witte, Siegfried	105
Stalin, Josef	99, 126	Wolf, Wilhelm	105
Stauffenberg, Claus Schenk Graf von	37	Wrazidlo, Georg	104
Stegerwald, Adam	18–25	Ziemiak, Paul	159
Steltzer, Theodor	39–42, 46, 48	Zimmer, Alois	95
Stier, Hans Erich	98		
Stoltenberg, Gerhard	58		
Strauß, Franz Josef	86, 140–143, 150 f.		
Strickstrack, Günter-Helge	55		
Stücklen, Richard	141		

Bildnachweise

Wir haben uns intensiv darum bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen und zu kontaktieren. Sollte uns das in einen oder anderen Fall nicht möglich gewesen sein, bitten wir etwaige Rechteinhaber, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Umschlag Titelbild: Hintergrund: © unsplash/romankraft;
Foto oben – © KAS/Peter Bouserath; Fotos unten (v.l.n.r.) –
© KAS/Siegfried Krüger; KAS/Hilberath; CDU-Bundesgeschäfts-
stelle; Bundesarchiv, Bild 183-V00104/Schaaf
Umschlag innen links: © Unbekannt
Umschlag innen rechts: © KAS/Marie-Lisa Noltenius
S. 10: © picture alliance/ZB/euroluftbild
S. 11: © KAS/ACDP, Plakatsammlung
S. 12: © Werner Dülberg/Stadtarchiv Soest
S. 14: © picture alliance/IBL Schweden
S. 15: © Unbekannt
S. 18: © picture alliance/Roland Weihrauch/dpa
S. 19: © wikimedia/unbekannter Fotograf
S. 21: © Bundesarchiv, Bild N1780-001-03/o. Ang.
S. 24: © KAS
S. 26: © picture alliance/Süddeutsche Zeitung Photo
S. 28: © ullstein bild – Süddeutsche Zeitung Photo/Scherl
S. 31: © ullstein bild – Philipp Kester
S. 32: © bpk
S. 33: © picture alliance/arkivi
S. 36: © AdobeStock/Marco2811
S. 38: © akg-images
S. 39: © ullstein bild – CARO/Andreas Teich
S. 40: © Bundesarchiv, Bild 151-27-38/o. Ang.
S. 41: © Bundesarchiv, Bild 151-28-19/o. Ang.
S. 42: © Unbekannt
S. 44: © picture alliance/Robert Schlesinger
S. 46: © Bundesarchiv, Bild 183-V00104/Schaaf
S. 47: © picture-alliance/akg-images
S. 48: © dpa – Bildarchiv

S. 50: © KAS/ACDP
S. 52: © dpa-Zentralbild
S. 54: © Jakob Krapohl-Verlag, Schloß Hülchrath
S. 56 (links): © Privat
S. 56 (rechts): © KAS/Slomifoto
S. 58: © Unbekannt
S. 60: © picture alliance/ZB/euroluftbild
S. 61: © wikimedia/NordNordWest, CC BY-SA-3.0 de
S. 63 (oben): © KAS/Peter Bouserath
S. 63 (unten): © Unbekannt
S. 66: © picture alliance/robert harding
S. 68: © picture alliance/JOKER
S. 69: © picture alliance/Georg Brock
S. 71: © KAS/Slomifoto
S. 74: © picture alliance/Marius Becker/dpa
S. 75: © wikimedia, Buendia22, CC BY-SA 4.0
S. 76: © KAS/Klaus Barisch
S. 78: © KAS/Peter Bouserath
S. 80: © KAS/Slomifoto
S. 82: © picture alliance/Rainer Hackenberg
S. 83: © picture alliance/Kurt Rohwedder
S. 84: © Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus
S. 85: © Bundesregierung/Rolf Unterberg
S. 87: © Bundesregierung/Georg Munker
S. 88: © Bundesregierung/Georg Munker
S. 90: © picture alliance/imageBROKER
S. 91: © Unbekannt
S. 93: © Photo Rögner/Goslar
S. 94: © KAS/ACDP
S. 98: © picture alliance/imageBROKER

S. 98: © Archiv Apollo-Theater
S. 99: © ullstein bild – ullstein bild
S. 102: © picture alliance/ZB
S. 104: © dpa/Sebastian Kahnert
S. 106: © Unbekannt
S. 108: © picture alliance/imageBROKER
S. 109: © picture alliance/maxppp
S. 110: © KAS/ACDP, Plakatsammlung
S. 113: © Keystone/Keystone
S. 114: © UPI/Süddeutsche Zeitung Photo
S. 116: © picture alliance/Westend61
S. 117: © KAS/Marie-Lisa Noltenius
S. 119: © KAS
S. 121: © Unbekannt
S. 122: © KAS/Harald Odehnal
S. 124: © picture alliance/arkivi
S. 125: © KAS/Siegfried Krüger
S. 127: © KAS/Siegfried Krüger
S. 129: © Unbekannt
S. 130: © picture alliance/dpa
S. 131: © KAS/Hilberath
S. 133: © Erwin-Fingerhut, Bonn
S. 134: © Erwin-Fingerhut, Bonn
S. 136: © Axel Thünker, Haus der Geschichte, Bonn
S. 138: © wikimedia/J. Patrick Fischer, CC-BY-SA-3.0
S. 140: © picture alliance/dpa
S. 142: © dpa – Report/Heinrich Sanden
S. 144: © picture alliance/ZB/euroluftbild
S. 145: © Unbekannt
S. 148: © Fotoagentur Sven Simon

S. 149: © Bundesarchiv, B 145 Bild-F054634-0023/
Engelbert Reineke
S. 150: © KAS/ACDP, Plakatsammlung
S. 152: © picture alliance/ZB/euroluftbild
S. 153: © ullstein bild – Schöning
S. 156: © CDU-Bundesgeschäftsstelle
S. 157: © KAS/Harald Odehnal
S. 160: © picture alliance/Soeren Stache/dpa-Zentralbild/ZB
S. 162: © LKAE, A-Aktenbestand, A 865 – 5,
Pressestelle Weimar, 1956–1965, Blatt 1
S. 163 (oben): © Bundesarchiv, Bild 183-1990-0615-314/
Elke Schöps
S. 163 (unten): © ZB – Fotoreport/Jan-Peter Kasper
S. 164: © KAS/Marie-Lisa Noltenius
S. 165: © Bundesarchiv/Elke Schöps
S. 166: © KAS/Marie-Lisa Noltenius
S. 168: © picture alliance/ZB/euroluftbild
S. 170: © ullstein bild – Peter Timm
S. 173: © dpa – Fotoreport/Martin Athenstädt
S. 174: © dpa – Report/Heinz Wieseler

Impressum

Herausgeberin:

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. 2020, Berlin

Bildredaktion: Marie-Lisa Noltenius

Textredaktion: Judith Michel

Lektorat: Martin Zimmermann

Gestaltung und Satz: yellow too Pasiak Horntrich GbR

Die Printausgabe wurde bei der Druckerei Kern GmbH, Bexbach,
klimaneutral produziert und auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt.

Printed in Germany.

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung
der Bundesrepublik Deutschland.



Der Text dieser Publikation ist lizenziert unter den Bedingungen von „Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 international“, CC BY-SA 4.0 (abrufbar unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode.de>).

ISBN: 978-3-95721-630-4



Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.